

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1905
bd.4

IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

von
Twin Cities Campus



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Maschinenfabrik Esslingen
Elektrotechnische Abteilung Cannstatt
baut und liefert
komplete elektrische Beleuchtungs- und Kraft-
übertragungsanlagen, elektrisch angetriebene
Krane, Aufzüge, Bierdruckregler und Orgelantriebe.

Erstkl. Harmoniums. — III. Catalog gratis. —
P. Neuschild, Weimar, 7.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

= Flitter =
und Gold.

Ein Roman
für Mütter und Töchter.

Von
Emma Laddey.

Fünfte Auflage.

Elegant gebunden 4 Mark.

Ein Buch, das in fünfter Auflage erscheint, bedarf eigentlich einer besonderen Empfehlung nicht mehr, die große Nachfrage spricht dafür, daß es sich von selbst weiterempfohlen hat. Es sei nur gesagt, daß die neue Auflage in wesentlich verschönerter Ausstattung und mit neuem Einbande erscheint, dadurch sich besonders als Geschenkbuch für junge Mädchen und Frauen eignend.

Mädchenjahre
in
Lust und Leid.

Erzählung für junge Mädchen.

Von **Marie Beeg.**

2. Auflage. Mit einem farb. Titelbild.
Elegant geb. 4 Mark 50 Pf.

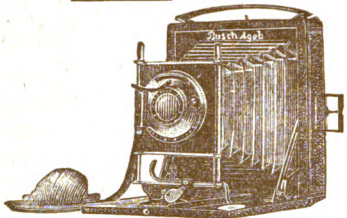
Eine sinnige Erzählung der gemüts- tiefen Jugendschriftstellerin, die in derselben mit lebensfrischen Farben und mit feiner Charakterisierung der handelnden Personen das Leben und Weben der Mädchenjahre darstellt, von den Freuden und Leiden des Pensionatlebens an bis zum Eintritt in die Welt und weiter bis zur glücklichen Gründung des zauberumflossenen häuslichen Herdes. Ein anziehendes und gehaltvolles Buch für junge Mädchen, deren Wunsch es sich in der verschönernten Ausstattung der zweiten Auflage in erhöhtem Maße erfreut.

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Busch Ageb Camera mit Busch Rectiplanat und Moment-

verschluss

nur 40 Mark.



Preiswerteste
Handcamera für den An-
fänger und für den vor-
geschritteneren Amateur.

Zu haben in allen besseren photographischen Handlungen. Katalog
auf Nachfrage gratis und franco.

Opt. Industrie-Anstalt vorm. **Emil Busch A.-G.**
Gegründet 1899. Rathenow.

FEIGEN-KAFFEE

von

ANDRE HOFER

Hof-Lieferant

SALZBURG-FREILASSING

ist anerkannt in jeder Beziehung
der **BESTE**
Kaffeezusatz.



Wird gewöhnlich geprüfmarkt!



Andre Hofer,

Salzburg & Freilassing

Delikater,
aromareichster

KAFFEE-ZUSATZ



Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens.



Zu der Novellette „Die Schatzgräber“ von Eugenie Kirsch. (S. 98)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

== Bibliothek der ==
Unterhaltung
und des Wissens
==

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ~ sowie zahl-
reichen Illustrationen ~

Jahrgang 1905. Vierter Band



~ Stuttgart, Berlin, Leipzig ~
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



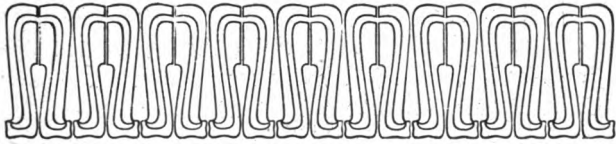
Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Die Briefe der Königin. Roman von Auguste Groner (Fortsetzung)	7
Die Schatzgräber. Novелlette von Eugenie Kirsch . . .	75
Mit Illustrationen von Adolf Wald.	
Ein Hochwildparadies. Weidmannsbilder aus weiter Ferne. Von W. H. Geinborg	102
Mit 10 Illustrationen.	
Auf falschem Wege. Novelle von Elisabeth Goedicke .	119
Der Aussatz und seine Opfer. Ein trostloses Kapitel aus dem Buche der Medizin. Von Alex. Lormans . . .	160
Mit 5 Illustrationen.	
Drei Winter in Alaska. Nach eigenen Erlebnissen ge- schildert. Von O. v. Voigtländer	171
Die Feste Coburg. Skizze aus Franken. Von Ch. v. Wittem- bergk	199
Mit 10 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Das Zahnpulver der Kleopatra	215
Neue Erfindungen:	
I. Geisslers Patent-Crittstuhl	221
Mit 2 Illustrationen.	
II. Schanktrichter mit Zahlteller	222
Mit Illustration.	
Die Lebensretterin	223
Die ersten Europäer in Japan	224

	Seite
Junge Rebhühner und ihre Stiefmutter	228
Ballabenteuer	229
Ein sonderbarer Cragkorb	230
mit Illustration.	
Das Studieren den Bauern verboten	231
Das Verfärben des Laubes im Herbst	232
Wunderbare Heilungen	236
Riesensprung eines einbeinigen Radfahrers	237
mit Illustration.	
Eine eigentümliche Belohnung	238
Das Zeitsignal	239
Mai und Dezember	240
Die Haube	240





Die Briefe der Königin.

Roman von Auguste Groner.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Sadramowitsch fühlte abermals, daß er in eine Sackgasse geraten war. „Majestät,“ begann er unsicher, „Bestimmtes kann ich nicht sagen. Ich hörte nur Andeutungen, die mißverstanden zu haben ich glauben könnte, wenn Lavinias plötzliches und heimliches Verschwinden nicht dafür spräche, daß ich richtig hörte.“

Milan nagte an seiner Lippe. Er war jetzt sehr unruhig, und Nikifor schloß daraus, daß Lavinia die Brieffschaften der Königin dem Könige nicht ausgefolgt habe.

„Wohin hat Frau Gerald sich gewendet?“ forschte Milan.

„Sie ist mit dem Budapester Schnellzuge weggefahren. Mehr weiß ich nicht. Einer meiner Freunde, der ihr sehr ergeben ist, hatte sie heute morgen wegfahren sehen.“

„War sie allein?“

„Mein Freund glaubt Herrn Deronge bei ihr gesehen zu haben.“

„Deronge?“

„Ja, Majestät. Und mein Freund hatte den Eindruck, daß Lavinia sehr aufgereggt gewesen sei. Diesen Eindruck hatte ich gestern übrigens auch.“

„Wann waren Sie bei ihr?“

„Nachdem Eure Majestät meiner Schwester die Ehre Ihres Besuches geschenkt hatten.“

„Ah!“ Milan wurde jetzt wömöglich noch aufmerksamer.

„Ich fand Lavinia in Tränen,“ fuhr Sadramowitsch fort. Und das war ja richtig. Dann aber log er weiter. „Sie war so erschüttert, daß sie kaum zu reden vermochte, als ich sie fragte, ob sie auch dieses Jahr, wie sie dies noch immer getan, den 9. September in Graz zubringen würde.“

„Warum tut sie das?“ fiel Milan lebhaft ein.

„Der 9. September ist der Todestag unseres Vaters, der in Graz begraben ist.“

„Was sagte sie?“

„Daß sie ganz sicher dahin reisen würde, schon — und das verstand ich nicht ganz — um sich vor sich selber zu schützen.“

Das war die zweite Niederträchtigkeit, welche zu sagen Nitifors Aufgabe war.

In Milans Augen blitzte es auf. „Das hat sie gesagt?“ fragte er hastig.

Dann herrschte eine Minute lang Schweigen. Während dieser Pause dachte Sadramowitsch, daß er mit seiner letzten Bemerkung einen ganz besonders guten Wurf gemacht haben müsse.

„Sie ist also nach Graz gefahren?“ examinierte Milan endlich weiter.

Nitifor zuckte die Achseln.

„Ob sogleich, das weiß ich nicht. Aber jedenfalls

wird sie am 9. September dort sein. Später, glaube ich, trifft sie mit einem ihrer amerikanischen Freunde irgendwo zusammen, was ich gar nicht gern sehe.“

„Warum?“

„Mir ist der Mann unsympathisch.“

„Ist es Ralph Taylor?“

„Wie wissen Majestät —?“

„Deronge hat mir davon erzählt.“

„Auch diese Freundschaft mit Deronge ist mir nicht recht.“

„Was mißfällt Ihnen an dieser?“

„Der Mann greift zu sehr in Lavinias Leben ein.“

Mit dieser Ansicht war Milan sehr einverstanden.

„Am liebsten schicke ich ihr Ladány nach,“ fuhr Nikifor im Tone tiefen Besorgtheits fort, „der würde sie vor anderen und vor ihr selber schützen. Lavinia wird vielleicht einen unüberlegten Schritt tun, wird diesem Taylor die Hand reichen, nur um — sich vor sich selber zu schützen,“ schloß Sadramowitsch bedeutend.

„Wäre Herr v. Ladány hierzu wirklich die richtige Persönlichkeit?“ fragte langsam der König.

„Ja, Majestät. Insofern er mir und Lavinia treu ergeben ist. Auch ist er diskret und von seltener Intelligenz. Er würde Lavinia von unsinnigen Handlungen zurückhalten. Aber freilich, er ist ein armer Teufel. Er kann ihr nicht nachreisen.“

„Ja, warum wollen Sie selber denn das nicht tun?“

„Majestät, ich bin gestern abend gestürzt und habe mir eine Sehnenzerrung zugezogen. Ich konnte mich kaum hierher begeben, aber ich meinte, ich müsse es tun, um Eure Majestät zu benachrichtigen.“

„So sehen Sie sich doch, Sadramowitsch! Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt? — Also La-

dány, meinen Sie, wäre die geeignete Persönlichkeit und auch geneigt, das Amt zu übernehmen?"

"Beides wäre der Fall, Majestät, jedoch —"

"Das Geld spielt hier keine Rolle. Wenn Frau Gerald tatsächlich auch aus Furcht floh, daß sie von hier aus verfolgt würde" — Milan machte bei diesen Worten eine unklare Armbewegung in der Richtung hin, in welcher die Zimmer der Königin lagen —, "ist es einfach meine Pflicht, ihr einen Schützer an die Seite zu stellen, und so möge denn Herr v. Ladány Ihrer Frau Schwester folgen. Die Kosten trage ich."

"O, Majestät!"

"Die Sache ist abgetan. Ladány ist doch ein ganz freier Mann?"

"Völlig frei. Er kann jede Stunde abreisen."

"Dann will ich ihn morgen schon unterwegs wissen."

"Er wird morgen abreisen, Majestät."

"Und mir täglich Nachricht senden."

"Sehr wohl, Majestät."

Der König wollte noch nach etwas fragen, da wurde Franassowitsch gemeldet.

"Ich werde heute noch alles Nötige mit Ihnen besprechen," sagte Milan zu Nikifor, nachdem er den Minister begrüßt hatte, dann wurde jener huldvollst entlassen.

Dragutin Franassowitsch schaute den sich tief Verbeugenden scharf an. "Ein hübscher und mir dennoch widerwärtiger Bursche," dachte er. "Wie der wohl zu dieser Schwester kommt!"

Auch Nikifor hatte so seine Gedanken, während er, ein Hinten markierend, in sein Bureau zurückkehrte. Er dachte, wie richtig es doch sei, daß man einen, der haßt, sowie einen, der verliebt ist, von etwas Beliebigem

überzeugen kann, sobald es sich um den Gegenstand seines Hasses oder seiner Verliebtheit handelt.

Am 8. September Abends überbrachte Sabramowitsch dem König eine Depesche. Sie war Nachmittags von Ladány in Graz an seinen Freund Nikifor aufgegeben worden und lautete: „L. und D. soeben angekommen.“

Milan war an diesem Tage recht zerstreut. Gegen Abend war seine Unruhe schon bis zur Unerträglichkeit gestiegen, und die Nacht brachte er schlaflos zu.

Am nächsten Morgen sah er recht übel aus. Garaschanin, welcher der bulgarischen Wirren halber telegraphisch aus Bad Gleichenberg in der Steiermark zurückberufen worden war und, am 10. September, in einem Ministerrate den Vorsitz führend, des Königs zerstreutes und ruheloses Wesen, sowie sein übles Aussehen bemerkte, riet ihm nach Schluß der Sitzung, sich doch ein wenig fern von Belgrad auszuruhen. Er schlug ihm vor, für einige Zeit nach seinem geliebten Nisch zu gehen.

Franassowitsch, welcher der Unterredung beiwohnte, lächelte bei Anhörung dieses Rates recht eigentümlich und sagte: „Ich glaube, Seine Majestät wird diesmal das Alpengebiet unserer alten Balkanstadt vorziehen.“

Milan sah ihn an. Sein Gesicht war rot geworden, und trotzig entgegnete er: „Franassowitsch hat recht. Morgen fahre ich nach — Gleichenberg.“

Und König Milan fuhr in der That am 11. September 1886 nach Gleichenberg. Dieses aber liegt nur wenige Stunden entfernt von Graz.

Zwölftes Kapitel.

Der Zug, in welchem Lavinia mit Derouge Belgrad verließ, donnerte über die Savebrücke.

An den Ufern des Stromes zogen noch Nebelstreifen hin, die Abschiedsgrüße der Nacht, welche soeben erst vergangen war. Lavinia fröstelte, zog ihren Mantel enger um sich und drückte sich in ihre Ecke.

Deronge beugte sich teilnehmend zu ihr herüber. Er lächelte ihr freundlich zu und legte dann noch seine weiche Reisebede über ihre Kniee. Die arme Frau sah so bleich, so traurig, so geängstigt aus! Er hatte bemerkt, daß sie bei der Abfahrt einen neuen Schrecken erlitten hatte. Er begriff zwar nicht, weshalb Ladány's plötzliches Erscheinen sie so aufregen konnte, wollte jetzt aber keine Frage an Lavinia richten, denn er merkte, daß sie Ruhe brauchte.

Auf die ziemlich reizlose Gegend hinaussehend, dachte er gleichwohl mit einiger Ungebuld darüber nach, was denn geschehen sein könne, das die junge Frau zu so überstürzter Abreise bewogen hatte.

Batajnica und die beiden Ortschaften Alt- und Neu-Pazua lagen schon hinter ihnen, als Lavinia sich langsam aufrichtete und ihrem alten Freunde die Hand reichte. „Gott sei Dank, daß ich mit Belgrad fertig bin!“ sagte sie tief aufatmend.

Deronge schaute sie verwundert an. „Fertig! Wie meinen Sie das?“

Sie glich einer, die einem Gefängnisse entronnen ist. „Ja, für immer fertig!“ rief sie erregt aus. „Meine Vaterstadt ist mir gar zu gründlich verleidet worden.“

„Sie denken also jetzt, daß Sie nie mehr nach Belgrad kommen werden?“

„Zum mindesten so lange nicht mehr, als dieses Königspaar auf Serbiens Thron sitzt. Und einen Regierungswechsel werde ich wohl kaum erleben.“

„So ist Ihnen auch der König unerträglich geworden?“ fragte Deronge.

Lavinia seufzte. „Auch er, ja auch er!“ antwortete sie gedankenvoll. „Es ist kaum peinlicher, von unverschuldetem Haß verfolgt zu werden, als von“ — sie lächelte ironisch — „unverschuldeter Liebe.“

„Milan hat Sie gestern besucht?“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich glaube, ganz Belgrad weiß es.“

„Und lächelt darüber.“

„Und beneidet Sie.“

„Das ist ein schöner Grund zum Neid!“

„Für neun Zehntel dieser Menschen — ja. Also Milan war bei Ihnen?“

„Ja, Deronge. Aber wenn Sie noch mehr wissen wollen, als ganz Belgrad weiß, ich selbst kann Ihnen nichts sagen.“

Wie rot sie geworden war, wie seltsam ihre Augen zu leuchten begannen!

„Was mag denn da vorgefallen sein?“ fragte Deronge. Aber er stellte diese Frage nur an sich selber. Zu seiner heute so wenig vertrauensvollen Freundin sagte er nur: „Darf ich auch nicht wissen, weshalb Ihre Abreise so plötzlich erfolgte?“

„Und die Ihrige, mein lieber, lieber, alter Freund? Wollen Sie denn nicht auch wissen, warum Sie selbst so eilig die Stadt, in der Sie vielleicht noch gern geblieben wären, verlassen mußten?“

Lavinia sah ihn unter Tränen lächelnd an. Wieder hielt sie seine Hand in der ihrigen und drückte sie herzlich.

„Ach!“ setzte sie dann hinzu, „haben Sie es notwendig gehabt, sich zu meinem Beschützer zu machen? Sie, der Sie so klug sind, haben Sie es denn nicht vorausgesehen, daß ein so großmütiges Versprechen, wie Sie es meinem armen Manne gaben, Ihnen tausend Unannehmlichkeiten bereiten würde?“

„Es hat mich bis jetzt nicht sehr bedrückt.“

„Nicht? Haben Sie die Opfer, die Sie mir schon brachten, nicht als Last gefühlt?“

„Durchaus nicht. Ein so alter Herr mit grauen Haaren —“

„Die Ihnen sehr gut stehen!“

„So! Nun, Patriarchenbärte kleiden auch gut!“

„Scherzen Sie jetzt nicht! Ich weiß ja doch, daß Sie mir Opfer brachten.“

„Die doch hoffentlich Sie selbst nicht bedrücken?“

„Nein — denn es ist mir, als ob Sie mein Bruder wären.“

„Ihr um dreißig Jahre älterer Bruder.“

„Was hat das mit unserem Verhältnis zu tun?“

„Sie haben recht. Es hat gar nichts damit zu tun. Also, meine liebe Schwester, wovon wollten wir eigentlich reden?“

„Von Ihrem Opfermut und von der Noblesse, mit welcher Sie tun, als ob Ihnen noch ein ganz besonderer Gefallen dadurch geschähe, daß Sie mich behüten dürfen.“

„Ist mir auch etwas sehr Liebes. Ah, teure Lavinia, begreifen Sie denn nicht, daß solch ein noch gut erhaltener alter Herr, wie ich einer bin, dem man seine gewohnte Tätigkeit entzogen hat, und der nur noch gelegentlich schreibt, sich durchaus nach einer anderen Tätigkeit umsehen mußte?“

„Weil Sie Ihr großes Blatt nicht mehr redigieren, wollen Sie also mein Leben redigieren?“ sagte Lavinia lächelnd.

Deronge nickte. „Es ist so, liebe Freundin. Um meine politischen Ansichten zu ändern, wie man es von mir verlangte, dazu bin ich schon zu alt, aber noch nicht zu alt, einer so reizenden — nein, ich will lieber sagen

einer so herzlichsten Frau, wie Sie eine sind, als Rathgeber und Beschützer zur Seite zu stehen.“

„Dessen ich sehr froh bin.“

„Ich nicht weniger. Und dabei spielt meine echt französische Eitelkeit keine geringe Rolle.“

„Wo hinaus wollen Sie denn jetzt wieder?“

„Nun, der Freund einer so schönen Frau zu sein —“

„Derouge!“

„War ich albern? Es ist doch, wie ich sagte! Also sagen wir einfach, Ihr Freund zu sein, ist an und für sich schon jeder Bemühung wert. Das Beglücktsein ist also auf meiner Seite.“

„Welche Komplimente wir uns sagen!“ meinte Savinia heiter. „Wir dürften uns soeben auf einem Ball kennen gelernt haben.“

„Und wir haben einander doch im Leben kennen gelernt!“

„Im Leben! Ja, in einem, soweit es mich betrifft, recht trüben Abschnitt des Lebens. Und Sie haben mir schon so viel Teilnahme und Treue darin bewiesen, als —“

„Als ob ich ein Liebender wäre!“ entgegnete lächelnd Derouge. „Aber, wenn auch nicht im gewöhnlichen Sinne, bin ich Ihnen gegenüber ja auch ein Liebender, denn ich habe Sie sehr, sehr lieb gewonnen.“

„Wirklich?“

„Wirklich! Und es wundert mich noch immer, daß ich mich nicht auch in anderer Weise in Sie verliebt habe, welsch holdem Geschick doch nur wenige entgehen.“

„Es ist nicht so arg, lieber Derouge. Jedenfalls wäre es für mich vorteilhafter, wenn die Männer mich weniger bemerkten, denn es macht mir kein Vergnügen, das Ziel ihrer Wünsche zu sein.“

„Man muß nämlich deswegen zuweilen urplötzlich eine Stadt verlassen,“ warf Derouge ein.

Da sah Lavinia groß zu ihm auf. „Sie irren, lieber Freund. Nicht des Königs wegen sind wir jetzt unterwegs.“

„Sondern?“

Die junge Frau preßte die Lippen aufeinander und schwieg.

„Wollten Sie Natalien aus dem Wege gehen?“

„Keineswegs!“

„Dann bin ich mit meinem Latein zu Ende.“

„Wenn es auch nicht so wäre, bäte ich Sie doch, nicht weiter zu raten.“

„So ist etwas ganz Neues, mir Unbekanntes in Ihr Leben getreten?“

Lavinia seufzte. „Etwas ganz Neues, leider etwas sehr Peinliches.“

„Und ich soll es nicht wissen?“

„Nein, Derouge. Wenn es mein Geheimnis allein wäre, gäbe ich es Ihnen preis. Aber es ist das Geheimnis anderer. Ich habe kein Recht, es zu offenbaren.“

„Ich darf Ihnen aber doch wenigstens die Last tragen helfen, die man Ihnen zwischen gestern und heute aufgebürdet hat?“

„Was ich Ihnen davon aufbürden kann, das will ich Ihnen gern überlassen.“

„Was gibt es also in dieser Sache für mich zu tun?“

„Einstweilen nichts anderes, als zu glauben, daß das nichts Unrechtes sein wird, was ich zu tun heute noch vorhabe.“

„Heute noch? Und wo werden Sie es tun?“

„In Budapest.“

„Also werden wir in Budapest bleiben?“

„Aber nicht über Nacht. Ich darf nicht viel gesehen werden. Sie werden die Güte haben, bei unserer Ankunft einen geschlossenen Fiaker zu nehmen, der uns dann auch Abends zum Bahnhofe bringt. Es wird Ihnen ja nichts machen, wenn wir die Nacht hindurch fahren.“

„Nicht das mindeste.“

„Das ist mir lieb, denn auch in Budapest wird mir der Boden unter den Füßen brennen.“

Deronge schüttelte verwundert den Kopf. „Und bis wohin werde ich Fahrkarten zu lösen haben?“

„Bis wohin Sie wollen.“

„Also weiterhin haben wir keine Gile mehr?“

„Nicht die mindeste.“

„Und müssen auch nicht in geschlossenen Fiakern fahren?“

„Nein.“

„Und bleibt es dabei, daß Sie am 9. September in Graz sein wollen?“

In Savinias Gesicht stieg eine feine Röte auf. „Es bleibt dabei.“

„Nun, Gott sei Dank! So wird Ralph nicht warten müssen. Er ist jetzt ein bißchen nervös. Das wissen wir ja. Kein Wunder, nach dem, was er in Copiapó erlebt hat. Das Warten aber ist für nervöse Leute nichts. Und auf sein Glück wartet niemand gern lang.“

„Ob ich denn auch wirklich sein Glück bin?“ fragte Savinia zweifelnd. „Ach, Deronge, das wird sich wohl erst erweisen müssen!“

„Es wird sich erweisen!“ beruhigte ihr Freund sie lächelnd. „Meinen Sie denn, daß Taylor nicht weiß, was er will? Er wäre nicht herübergekommen, wenn nicht sein Herz ihn nach Europa zöge, und dabei“ —

Deronge nahm seine Briefftasche heraus — „geht er sehr umsichtig zu Werke.“

„Was haben Sie denn da?“ forschte Lavinia, während er in dem Portefeuille etwas suchte. „Etwa einen Brief von Ralph?“

„Es wird schon so etwas sein,“ neckte Deronge sie und entfaltete langsam ein Schreiben. „Es kam erst gestern abend. Ich hob mir das Vergnügen, Ihnen den Inhalt mitzuteilen, für unsere Fahrt auf.“

„Was schreibt er denn?“

Lavinia, in jeder Beziehung einfach und natürlich, gab sich keine Mühe, das Interesse zu verbergen, welches sie an diesem Schreiben nahm. Sie beugte sich vor und schaute ihren Freund erwartungsvoll an.

„Nun, es ist auch manches da drinnen, was Sie nicht zu wissen brauchen,“ lachte dieser.

„Dann bitte das zu lesen, was ich wissen darf.“

„Also hören Sie, was Taylor schreibt: „Am 16. September geht die „Savoia“, ein reizendes, kleines Schiff, das ich bei meinem ersten Aufenthalt in Europa kennen gelernt habe, aus dem Hafen von Genua. Dieser Dampfer hat natürlich seine bestimmten Stationen, wird jedoch, wie ich ebenfalls erfahren habe, außerdem auch an all jenen Punkten anlegen, über welche zwei Drittel der Passagiere sich einigen. Er kann nur zwanzig Reisende aufnehmen, es wird also kein Trubel auf ihm herrschen; für alle Fälle habe ich telegraphisch sieben Plätze belegt. Frau Gerald schwärmte schon in New York von einer Mittelmeeresfahrt. Sie wird hoffentlich den Wunsch, jene herrlichen Küsten kennen zu lernen, nicht aufgegeben haben. Von Genua aus geht die Fahrt nach Livorno, von da nach Ajaccio und dann gegen Südosten. Athen oder allenfalls Konstantinopel ist das letzte Ziel dieser auf sechs Wochen anberaum-

ten Reise, welche, wie ich sicher hoffe, auch Sie mitmachen werden. Sie haben es mir ja schon halb und halb versprochen, daß Sie, der jetzt völlig Herr seines Tuns und Lassens ist, eine Zeitlang sich uns widmen wollen. — Und nun die Hauptsache! Wird Frau Gerald meinen Vorschlag für gut finden? Wird ihr die Fahrt Freude machen? Wenn nicht, unterbleibt sie. Bitte, forschen Sie sie ein wenig aus' — was ich hiermit ziemlich undiplomatisch tue," sagte Deronge und schaute, lächelnd den Brief zusammenfaltend, zu Lavinia auf.

Diese sah jetzt geradezu vergnügt aus.

„Nun?“ fragte er.

„Selbstverständlich fahren wir mit. Aber weshalb hat er denn sieben Plätze belegt?“

Darauf wußte Deronge keine Antwort.

Die weiteren Stunden der Fahrt redeten sie fast nur von der geplanten Reise, und Deronge tat es wohl, in das fröhliche Gesicht seiner schönen Freundin schauen zu können und sie endlich wieder einmal heiter plaudern zu hören.

Als aber gegen ein Uhr Mittags die Rauch- und Dunstwolke der ungarischen Hauptstadt vor ihnen auftauchte, wurde Lavinia wieder schweigsam. Der Gedanke an die gefährlichen Papiere, die sie bei sich hatte, trat wieder in den Vordergrund und drängte die harmlose Freude, welcher sie sich eine Zeitlang hingegeben, zurück.

Sofort nach ihrer Ankunft bestieg sie mit Deronge einen geschlossenen Fiaker, der sie zunächst nach einem feinen Restaurant führte, woselbst sie in einem besonderen Zimmer speisten.

„Wie ein Liebespaar,“ meinte lächelnd die arglose Lavinia.

„Wie echte Durchgänger,“ ergänzte Deronge.

Nach beendetem Mahle, während welchem der Franzose sich vom aufwartenden Kellner die Bahnhöfe und Zeiten nennen ließ, zu denen Schnellzüge nach Wien abgingen, fuhren die beiden nach Ofen hinüber. Lavinia hatte dem Kutscher in ungarischer Sprache das Ziel der Fahrt angegeben.

„Ich soll also im Wagen auf Ihre Wiederkehr warten?“ fragte Deronge.

„Ich bitte Sie darum.“

„Begeben Sie sich nicht etwa in irgend eine Gefahr?“

„Nicht die Spur. Ich gehe zu mir treu ergebenen Freunden.“

„Und diese darf ich nicht kennen lernen?“

„Ich möchte Sie nicht gern in Situationen verflechten, welche Sie ja doch nichts angehen und immerhin unangenehm, wenn nicht etwa gar gefährlich für Sie werden könnten.“

„Verflechten Sie mich ruhig mit hinein. Wo Sie sich befinden, da bin ich auch gern, und Gefahren, denen Sie sich aussetzen, darf doch ich nicht fürchten.“

„Also gut, kommen Sie mit.“

„Wen werde ich kennen lernen?“

„Arme Leute. Körméndy ist ihr Name. Frau Körméndy war, als mein Vater noch lebte, Wirtschafterin in unserem Hause.“

„Und der Herr Körméndy?“

„Es gibt keinen Herrn Körméndy mehr, denn Jllona v. Körméndy ist seit fünf Jahren Witwe. Als sie vor neunzehn Jahren noch bei uns lebte, war sie ein wunderhübsches Mädchen. Sie ist Ungarin, und auch ihr Mann war Ungar, sogar ein Adeliger war er, freilich von kleinem Adel. Auch war er Offizier und gab den Dienst

nur auf, weil er ohne unsere Ilona nicht leben zu können glaubte. Mama gab ihr eine Ausstattung, Papa verhalf Körméndy zu einer annehmbaren Anstellung. Kurz, die Leute konnten nur mit Hilfe meiner Eltern heiraten. Sie waren ungemein glücklich, aber ihr Glück dauerte nur fünf Jahre. Da starb Ilonas Mann ganz plötzlich an einem Herzschlag. Ihr Jammer war herzzerreißend. Aber ganz unglücklich war sie doch nicht. Sie hatte zwei reizende Kinder. Jenő, heute ein tüchtiger Student — er ist Jurist — und seine Schwester Irma. Natürlich stand Ilona der Armut gegenüber, und sie wäre vielleicht darin verkommen, wenn nicht wieder meine Eltern ihr mit Rat und sehr vielen Taten beigestanden wären. Ilona lebte damals in Semlin, später zog sie nach Budapest. Nun unterstützt sie meine Mutter, auch ich tue natürlich ein bißchen was für sie. Das sind die Leute, die Sie kennen lernen werden.“

„Anscheinend sympathische Menschen.“

„Zum mindesten höchst ehrenwerte — und ich hoffe, daß sie auch dankbar sind,“ setzte Savinia sinnend hinzu.

Deronge schaute sie aufmerksam an. „Wollen Sie eine Probe auf Dankbarkeit mit ihnen machen?“ fragte er.

„Ja.“

„Das sind immer gefährliche Proben.“

„Ich hoffe, die Körméndys werden sie bestehen. — Ah, da sind wir ja.“

Der Wagen hielt.

Savinia und ihr Begleiter betraten das sehr kleine, ebenerdige Haus, welches die Familie Körméndy bewohnte. Es lag auf dem Abhange des Blocksberges und war von einem kleinen, sehr hübsch gehaltenen Garten umgeben. Es war nur ein Küchengarten, und jedes Plätzchen darin war ängstlich für Gemüsepflanzen ausgenutzt, dennoch aber war auch auf diesem Fleckchen

Erde der Schönheit Rechnung getragen worden. Einige Rosenbäumchen, die noch in voller Blüte standen, gaben dem Gärtchen reiche Bier, auch dufteten darin Nefeden, und zwischen dicken Krautköpfen drängte sich hochragender Goldlack hervor. Und einen so wohlthuenden Eindruck das Gärtchen machte, einen ebenso angenehmen Anblick gewährte auch das Häuschen. Blitzblank von oben bis unten, sah es zwar ärmlich, aber trotzdem ungemein traulich aus. Edle Armut umschließt ja fast immer Poesie, zuweilen freilich eine traurige, zuweilen sogar eine herzerreißende Poesie.

Jedenfalls wirkte diese bescheidene Wohnstätte poetisch. Der blaue Himmel darüber, die reine Luft, die sie umwehte, das warme Sonnenlicht, das sie einhüllte — alles atmete Poesie.

Während die beiden Besucher durch den schmalen, sauberen Flur schritten, öffnete sich schon eine Thür, und eine schlanke, ältliche Frau in dunkler, einfacher Kleidung streckte Savinia beide Hände entgegen.

„O liebe, liebe gnädige Frau! Daß ich Sie wieder sehe!“ rief sie hocherfreut aus, und lachend und weinend wollte sie Savinias Hände küssen.

Die junge Frau jedoch wehrte diese Huldigung ab. „Wie gut Sie aussehen, Frau v. Rórmóndy,“ rief sie nach einem prüfenden Blick, „ich glaube, ich kann Ihnen zu vollkommener Gesundung gratulieren.“

„Das können Sie, gnädige Frau,“ lächelte die Angespochene, „aber nicht hier, sondern da drinnen oder da draußen.“

Sie zeigte nach dem offenen Zimmer und nach dem Garten.

Savinia wandte sich dem Zimmer zu, stellte ihren Freund vor und sagte, daß sie in einer ernstesten Angelegenheit gekommen sei. „Hört man uns hier?“ setzte sie hinzu.

Frau v. Körmëndy verneinte. „Da darf ich also Jenö gar nicht hereinrufen?“ fragte sie dann. „Er ist im Garten, und ich möchte so gern, daß Sie ihn sehen.“

„Erst lassen Sie mich das mir Widerwärtige abtun,“ bat Lavinia, „dann wollen wir uns miteinander Ihrer Kinder erfreuen.“

„Etwas Widerwärtiges?“

„Es ist so. Sie sollen mir etwas, das ich Ihnen übergeben werde, verwahren.“

„Ist das das Ganze?“

„Vielleicht nicht das Ganze. Man wird möglicherweise auf den Gedanken verfallen, das zu Verwahrende bei Ihnen zu suchen.“

„Aber ich darf es nicht finden lassen.“

„Unter keinen Umständen.“

„Wer wird es denn suchen?“

„Nikifor.“

„Ihr Bruder?“

„Ja. Denn nur er, der unsere Beziehungen kennt, kann auf den Gedanken verfallen, daß ich in dieser Angelegenheit bei Ihnen war.“

„Also vor Herrn Nikifor habe ich mich zu hüten?“

„Ja. Aber auch vor jedem anderen, der etwa hier Nachforschungen halten will, der in irgendwelcher Weise sich verdächtig macht, das, was ich Ihnen hiermit übergebe, Ihnen wieder herauslocken zu wollen.“

Lavinia reichte bei diesen Worten Frau v. Körmëndy ein kleines Paket hin, das diese mit einer gewissen ängstlichen Feierlichkeit in Empfang nahm.

„Und wann und wem muß ich das mir Anvertraute wieder zurückstellen?“ fragte Frau v. Körmëndy ernst.

„Nur wenn ich selbst es Ihnen abfordere, oder wenn dieser Herr“ — Lavinia zeigte auf Deronge — „das Paket zu holen kommt.“

In diesem Augenblick wurden vom Flur her Schritte laut. Ravinia deutete auf das Paketchen, welches Frau v. Rörmöndy noch immer in der Hand hielt.

Da nahm diese den Schlüsselbund von ihrem Gürtel, schloß die Lade eines alten Schrankes auf und legte das Paket hinein.

Der im Flur draußen trällerte ein Liedchen. Es war eine frische, junge Männerstimme, welche hereindrang. Unwillkürlich schauten die drei nach der Thür, die sich jetzt aufthat. Ein bildhübscher, schlanker Bursche wurde sichtbar. Er blieb ein wenig betreten auf der Schwelle stehen, dann ging er rasch auf Ravinia zu und küßte ihr in ritterlicher Art die Hand. Er war sichtlich ebensofehr wie seine Mutter erfreut, die junge Dame wiederzusehen, wenigstens drückten ungekünstelte Worte seine Freude sehr glaubwürdig aus.

„Ah, Jenö, wie stattlich Sie geworden sind!“ sagte Ravinia, ihn wohlgefällig betrachtend. Und zu Deronge gewendet, fuhr sie fort: „Sie müssen wissen, daß Jenö und ich Spielgefährten gewesen sind.“

„Soll Jenö wieder gehen?“ fragte Frau v. Rörmöndy.

Der junge Student zuckte zusammen und sah Ravinia stehend aus seinen blauen Augen an.

Ravinia bemerkte dies wohl, und so beeilte sie sich, der Frau zu versichern, daß alles erledigt sei.

„Nur diesen Brief müssen Sie noch lesen,“ setzte sie hinzu, „ich schrieb ihn, weil ich nicht wußte, ob ich Sie allein finden werde.“

„Soll ich ihn sogleich lesen?“

„Bitte.“

Frau v. Rörmöndy holte ihre Augengläser und durchlas aufmerksam das Schreiben, welches nebst den alten auch noch einige ihr neue Anweisungen enthielt.

„Wollen Sie das alles tun?“ fragte hastig Ravinia.

„Alles, gnädige Frau. Nur eine Bemerkung muß ich machen.“

„Nun?“

„Ich bin ja im allgemeinen gesünder als früher, dennoch muß ich bei meinem Herzleiden — lieber Jenö, es muß davon gesprochen werden, sei also nicht gleich aufgeregert — jeden Tag auf mein Ende gefaßt sein, und man kann sich auf mich somit nicht verlassen.“

„Mutter, sprich doch nicht immer vom Sterben!“ bat der junge Mensch. Man sah es ihm an, wie gräßlich ihm dieser Gedanke war.

Frau v. Körméndy lächelte ihn an. „Bist doch sonst schon ein tüchtiger Mann und in dieser Sache wie ein Kind,“ sagte sie, ihm zärtlich über das Haar streichend. Und sich zu Savinia wendend, fuhr sie fort: „Wenn Sie ganz sicher gehen wollen, liebe gnädige Frau, dann müssen Sie schon auch Jenö in die Sache einweihen, ich würde sonst immer fürchten —“

„O ja, Jenö darf alles wissen. Sorgen Sie sich also nicht mehr als nötig,“ unterbrach Savinia die Frau.

Der junge Mann schaute verwundert auf. „Was ist es denn, das auch ich wissen darf?“

„Ihre Mutter wird Sie diesen Brief lesen lassen, und er wird Ihnen alles sagen. Aber vorher versprechen Sie mir, allen Weisungen, welche Ihnen der Brief gibt, genau zu folgen.“

„Was Sie auch wollen — ich werde es tun oder lassen,“ antwortete, die aufleuchtenden Augen auf Savinia gerichtet, Jenö mit Entschiedenheit.

Deronge mußte darüber verstoßen lächeln. „Wie jung er noch ist!“ dachte er ein bißchen wehmütig.

Eine halbe Stunde später verließen die Besucher das kleine Haus. Als sie dem Bahnhofe zuzuhren, begegnete ihnen nahe demselben ein junges Mädchen,

eine wunderhübsche, schlanke Brünette. Lavinia wollte schon den Wagen halten lassen. Sie gab indessen diese Idee sofort wieder auf, machte jedoch ihren Freund auf das junge Mädchen aufmerksam.

„Wer ist es denn?“ fragte er.

„Frau v. Rórméndy, der Typus einer echt ungarischen Schönheit.“

„In der That, eine ganz eigentümliche Schönheit,“ bemerkte, seine bewundernden Blicke Frau nachsendend, der lebhaft Franzose.

Lavinia seufzte. „Das hat auch Nikifor gefunden.“

„Kennt er das Mädchen?“

„Ja. Als er von Amerika herüberkam, lebte er etliche Monate in Budapest, ehe er nach Belgrad ging, um dort der Tante Bogumitsch zur Last zu fallen.“

„Ah — und da sah er diese hübsche Kleine!“

„Und machte sie sofort in sich verliebt. Frau v. Rórméndy hat mir das anvertraut. Frau geht seither wie verloren umher und kann den gewissenlosen Burschen nicht vergessen.“

Benige Minuten später bestiegen sie den Zug, welcher sie nach Wien bringen sollte. Lavinia hatte also nicht viel Zeit dazu gebraucht, eine ihr sehr peinliche Angelegenheit zu ordnen, und nahm die Gewißheit mit sich, daß kein Bekannter sie in der Nähe des Rórméndyschen Hauses gesehen hatte. — —

Die nächsten Tage brachten die beiden in der herrlichen Umgebung Wiens zu, und am 8. September fuhren sie über den Semmering nach der Hauptstadt der Steiermark.

Sie waren jetzt nicht mehr allein. Lavinia hatte ihrer Mutter nach Karlsbad telegraphiert, daß sie in Wien auf sie warte, und da Frau Sadramowitsch daselbst schon am 7. September ankam, stand einer Abfahrt am nächsten Tage nichts im Wege.

Als der Zug in Mürzzuschlag hielt, und Deronge ausstieg, um für seine Damen irgend eine Erfrischung zu besorgen, lief er einem Herrn fast in die Arme, der zu ebendemselben Zweck den Zug verlassen hatte.

„Deronge!“

„Taylor!“

Die zwei drückten einander erfreut die Hände, und als der Zug weiterfuhr, befand man sich zu viere in dem Abteil, welches Deronge in Wien sich hatte reservieren lassen. Jetzt war — so meinten wenigstens Lavinia und Ralph jedes ganz still für sich — die Gegend, welche sie durchfuhren, noch einmal so schön.

Als der Zug in den Grazer Bahnhof einfuhr, stand dort hinter einem Mauerpfeiler ein eleganter Herr und beobachtete die Ankommenden.

Als Deronge und Lavinia sichtbar wurden, drückte er sich noch tiefer in den Winkel. Die vier gingen zu Fuß nach dem Hotel, welches dem Bahnhofe sehr nahe liegt. Der scheue Beobachter folgte ihnen.

Im Flur des Hotels kam ihnen die Morris entgegen, welche schon vorgestern angekommen war. Ralph drückte ihr freundlich die Hand. Sie waren ja alte Bekannte, und er schätzte in ihr die Treue, mit welcher sie an Lavinia hing. Auch Manil war da, er trug in seiner stillen Art seines Herrn Gepäck nach dessen Zimmer.

Als die sechs aus dem Flur des Hotels verschwunden waren, ging auch ihr Beobachter weiter. Er begab sich auf das Telegraphenamt und gab eine Depesche nach Belgrad auf.

Sie war an Nikifor Sadramowitsch gerichtet und lautete: „E. und D. soeben angekommen.“

Am 9. September begaben sich die beiden Damen allein zu der ihnen so teuren Grabstätte. Die folgenden Tage genossen die vier Reisenden die schöne Umgebung der steiermärkischen Hauptstadt.

Lavinia, welche ihre Mutter fast zwei Jahre lang entbehrt hatte, wollte so lange als möglich deren Gesellschaft genießen, und da man erst am Nachmittag des 16. September in Genua anzukommen brauchte, konnte man bis zum Abend des 14. in Graz bleiben.

Aber man blieb nicht so lange.

Am 13. saßen die vier im Kaffeesalon des Hotels beim Frühstück. Ralph sprach soeben sehr lebhaft mit Frau Sadramowitsch über die geplante Mittelmeerfahrt, und er und Lavinia luden sie wiederholt ein, doch daran teilzunehmen.

Aber die alte Dame schlug auch heute die so dringlich gemachte Einladung ihrer Kränklichkeit und ihres Ruhebedürfnisses halber aus. „Wir werden uns im Winter ja wieder haben, mein Kind,“ sagte sie, ihre Tochter zärtlich anblickend. „Wann etwa wirst du denn nach Belgrad kommen?“

Eine Weile schwieg Lavinia. Diese Frage, so harmlos sie war, mußte ihr peinlich sein, sehr peinlich sogar, denn die junge Frau wechselte die Farbe und preßte die Lippen aufeinander.

„Nun? Was ist dir denn?“ fragte erstaunt Frau Sadramowitsch.

Da antwortete Lavinia hastig: „Mama, in Belgrad können wir uns nicht treffen.“

„Ich dachte, du wolltest kommen?“

„Zu dir, Mama, zu dir komme ich jederzeit, wenn du irgendwo anders als in Belgrad weilst.“

„Was hast du denn plötzlich gegen deine Vaterstadt?“

„Bitte, frage nicht danach. Ich könnte dir ja doch nicht antworten.“

„Das ist seltsam,“ sagte besorgt Frau Sadramowitsch.

Auch Ralph war von diesem kurzen Gespräch peinlich berührt. Was war denn in Belgrad vorgegangen? Er erinnerte sich jetzt auch der Verlegenheit, in welche Savinia geriet, als erwähnt worden war, daß sie und Deronge sich etliche Tage in Wien aufgehalten hatten. Damals fragte Ralph, was sie bewogen habe, um so viel früher, als es notwendig gewesen, von Belgrad abzureisen. Da hatte sie eine nicht eben durch Klarheit sich auszeichnende Antwort gegeben, die so gut wie keine Auskunft gewesen war.

Schon damals hatte Ralph ein unangenehmes Empfinden gehabt.

Er mußte ja schon durch Deronges Brief, den er noch in Pullman erhalten hatte, daß König Milan sich mehr als gut war für Savinia interessiere, und während seines jetzigen Zusammenseins mit dem Franzosen hatte ihm dieser ausführlicher über diese Sache berichtet.

Über die Beleidigung jedoch, welche Savinia erlitten, und über Milans kompromittierenden Besuch hatte Deronge nichts geredet, denn Ralph sollte auch nicht ein einziger Zweifel gegen die junge Frau, die sich so tapfer benommen hatte, eingeimpft werden.

Eben jetzt aber rief Deronge einen solchen in des jungen Mannes Seele wach. Er hatte eine Tageszeitung zur Hand genommen und las schon eine Weile darin, da mußte ihn irgend etwas ganz besonders interessieren. Und er, der sonst die Höflichkeitsformen bis ins Feinste hinein zu beobachten pflegte, unterbrach ganz unvermittelt Savinia mitten in der Antwort, die sie soeben im Begriffe war, ihrer Mutter zu geben.

„Bitte! Lesen Sie — hier!“ sagte er, ihr die in einen Rahmen gespannte Zeitung vor die Augen haltend und auf eine bestimmte Stelle darin zeigend.

Lavinia las. Ihr mußte die betreffende Notiz auch nahe gehen. Sie erröthete und — und dann hielt sie die Zeitung in einer Art vor ihr Gesicht, daß Ralph und ihre Mutter dieses nicht mehr sehen konnten.

Als sie nach geraumer Weile das Blatt hinlegte, waren ihre Züge ruhig. Aber in ihren Augen zeigte sich ein erhöhter Glanz, und um ihren hübschen Mund lag ein Zug von Kälte und Festigkeit.

Zu Deronge gewendet sagte sie kurz und bestimmt: „Wir reisen morgen vormittag.“

Deronge verbeugte sich gegen sie. Dann fiel es ihm ein, daß doch auch Taylor befragt werden müsse, ob er mit der Abänderung der Abfahrtszeit einverstanden sei, und stellte diesbezüglich eine Frage an ihn.

Ralph beantwortete sie zwar bejahend, aber merkbar befremdet.

Als die anderen den Salon verließen, blieb er zurück und nahm die Zeitung zur Hand, in welcher Lavinia gelesen hatte.

Taylor hatte bemerkt, daß Deronge gegen den oberen Rand des Blattes hingedeutet habe und daß, was die beiden so sehr interessirt hatte, auf der rechten der beiden innersten Seiten stand.

Er schlug diese Seiten auf.

In der mittleren Spalte dieser rechten Seite standen ganz oben die Personalnachrichten. Da war vermerkt, daß ein Erzherzog mit seiner Gemahlin am vorhergehenden Tage, auf seiner Heimreise begriffen, Graz passiert habe, und daß der Erzbischof von Wien Aufenthalt in einem steirischen Kurorte genommen habe. Auch aus Gleichenberg war eine Meldung angelangt. Da

hieß es: „In unserem reizenden Kurorte ist gestern abend König Milan von Serbien eingetroffen. Natürlich hat Gleichberg, wie dies noch stets der Fall war, zum Empfange dieses liebenswürdigsten aller Kurgäste Gala angelegt, und so ist der „Graf von Lakowa“ unter Fahnenwehen und Blumengrüßen in sein altes Quartier eingezogen.“

„Also das war es! Der König ist in der Nähe! Nachgereist ist er ihr!“ dachte Ralph und zerknitterte unbewußt die Zeitung, welche diese ihm so widerwärtige Nachricht gebracht hatte.

Dann rief er einen der Kellner herbei und gab ihm Geld. „Bitte, sorgen Sie für Ersatz,“ sagte er in seiner liebenswürdigen Art, „ich habe unversehens diese Nummer zerrissen.“

Am nächsten Vormittag reisten die drei, gefolgt von Manil und der Morris, ab.

Ralph schickte Manil an den Schalter. Der Chilene löste für Madame und die beiden Herren Karten erster Klasse nach Genua. Für sich und die Morris kaufte er Karten zweiter Klasse.

Neben ihm stand ein eleganter Herr. Als Manil abgefertigt war, löste sich derselbe auch eine Karte.

Auch er — es war Ladány — fuhr nach Genua.

Eine Minute, bevor der Schnellzug abging, rollte ein Personenzug in die Halle.

Er kam aus der Richtung von Gleichberg, und diesem Zuge entstiegen als erste Passagiere zwei vornehme Herren.

Sie waren in Zivil. Der eine von ihnen mußte aber einen noch bedeutend höheren Rang haben als der andere, denn dieser andere hielt sich in sehr respektvoller Entfernung hinter ihm.

~~~~~

Deronge erblickte sie zufällig. Ein Lächeln blitzte über sein Gesicht hin. Dann machte er sofort Lavinia auf den ersten der Herren aufmerksam.

Sie beugte sich daraufhin rasch zurück. Sie war sehr rot geworden und sah sehr unzufrieden aus.

Ralph, dies bemerkend, wollte auch sehen, wer die Ursache dieses Errötens und dieses Argers sei, aber der Zug setzte sich schon in Bewegung.

Auch Ladány hatte die beiden Herren bemerkt. Er erhob sich rasch. Es war, als ob er aussteigen wolle, aber er setzte sich wieder.

„War das nicht der König von Serbien?“ sagte sein Nachbar, ein dicker Grazer Bürger.

„Ja, es war Milan,“ antwortete Ladány.

Er war sehr aufgeregt. Natürlich! Die Leidenschaften anderer kann ein Gescheiter immer zu seinen Gunsten ausnützen. Dies zu tun, war Ladány stets bereit.

Er gab in Marburg ein längeres Telegramm an den Grafen von Lakowa auf.

---

### Dreizehntes Kapitel.

Die „Savoia“, ein eleganter kleiner Dampfer, war im Hafen von Genua zur Abfahrt bereit. Lavinia und ihre Dienerin, Deronge, Ralph Taylor und Manil befanden sich schon auf dem Schiffe.

„Aber kommst du spät!“ rief Taylor seinem Vetter John zu, der knapp vor dem Auslaufen des Schiffes erst eintraf.

„Noch immer früh genug,“ entgegnete Kustin heiter, „und der letzte bin ich auch noch nicht!“

Er deutete dabei auf eine hübsche, schlanke Dame, welche tatsächlich als letzte den Steg betrat, der die

„Savoia“ noch mit dem Molo verband, aber soeben der säumigen Dame fast unter den Füßen weggezogen wurde.

So erhist und atemlos John Rustin war, so ruhig betrat die Dame den Schiffsboden. Das kam wohl daher, weil John gegangen, jene aber nach dem Hafen gefahren war.

Noch eine gute Weile nach der Abfahrt des Schiffes blieben die Passagiere auf dem Berdeck und erfreuten sich des Anblickes des herrlichen Genua und des bewegten Hafenbildes.

Dann steuerte die „Savoia“ nach Osten, und neue Ansichten boten sich den Reisenden dar.

John Rustin, sehr elegant, sehr lebhaft und sehr liebenswürdig, saß neben Lavinia und plauderte von New York mit ihr. Die beiden hatten sich erst am vorhergegangenen Abend im Hotel kennen gelernt.

John war mit einem deutschen Schnelldampfer von Amerika herübergekommen, war, nachdem er in Hamburg zwei für ihn bestimmte Briefe von Ralph abgeholt hatte, ohne Aufenthalt nach Genua weitergereist und hier am Abend des 15. September angekommen.

Er wußte nicht, daß eine unscheinbar aussehende Frau schon von New York aus ganz denselben Weg genommen hatte wie er. Sie hatte sich auch nicht viel unter die Reisenden gemischt und sich meist nur im Schleier sehen lassen. Du lieber Gott, es beachtete sie ohnehin niemand, so wenig vorteilhaft sah sie aus.

Was die Frau wohl veranlaßt haben mochte, gar so zurückgezogen auf dem mächtigen Ozeandampfer zu leben? Sie zeigte sich kaum auf Deck, jedenfalls schloß sie sich niemand an, aber wenn John Rustin auf sie geachtet hätte, wäre es ihm zweifellos aufgefallen, daß sie gar oft in seiner Nähe weilte.

Aber es fiel ihm nichts auf. Auch nicht, daß die-

selbe Frau, gleich ihm, sofort nach Verlassen des Schiffes zum Hamburger Hauptpostamte ging und ebenfalls ein Schreiben abholte. Auch ahnte er nicht, daß sie, abermals gleich ihm, den Gilzug bestieg, der nach dem Süden führte, ebenso oft als er umstieg und schließlich mit ihm in Genua anlangte, woselbst sie, dicht hinter ihm, in dem Hotel ankam, darin Ralph Taylor mit seinen Freunden wohnte.

Auch bei ihrer Ankunft im Hotel war die Frau verschleiert. Der Kellner, welcher sie nach dem Zimmer führte, hielt nicht viel von diesem Passagier. Er führte sie in das oberste Stockwerk, woselbst es nur sehr einfache Zimmer gab.

Sie schien übrigens auch Besseres nicht gewöhnt zu sein.

Als sie aber zu schon ziemlich später Stunde in den Speisesaal kam und in einer Fensternische nach der Karte speiste, schaute manches Auge nach ihr. Sie war jetzt sehr hübsch und sehr elegant, diese Frau, aber freilich, auffallend war sie noch immer nicht. Nur feineren Kennern des Frauenreizes oder vielmehr Kennern des feineren Frauenreizes fiel ihr Gesicht, ihr Wesen angenehm auf.

Ob Ralph Taylor nicht zu diesen Kennern zu zählen war, oder ob seine Augen nur zufällig den Weg zu ihr nicht fanden — kurz, von ihm blieb die junge Frau gänzlich unbemerkt.

Aber sie sah etliche Male scharf zu ihm und seinem Nachbar hinüber, und dann verzog jedesmal ein leichtes Lächeln ihren Mund, ihren sehr hübschen Mund, hinter dessen fein geschwungenen Lippen dann blendend weiße Zähne zum Vorschein kamen.

Neben Ralph aber saß John Rustin.

Taylor und seine Freunde machten nach dem Mahle

einen Spaziergang durch die Stadt. Die jetzt so hübsche und elegante Frau, welche ihn und seinen Nachbar im Speisesaal beobachtet hatte, schrieb inzwischen in ihrem Zimmer zwei Briefe.

Der eine wurde an Mr. Neville in New York adressiert, der andere war an Joseph Miller, Beamten der Polizei in New York, gerichtet.

Die hübsche Frau trug die beiden Briefe selber nach dem Postamte.

Sie konnte sie gerade noch einschreiben lassen; dann wurde der Schalter geschlossen.

Als gegen zehn Uhr Ralph Taylor in sein Zimmer kam, lag auf dem Tische eine Visitenkarte. Sie hob sich sehr auffallend von der dunklen Samtdecke ab, welche über jenen gebreitet war.

Ralph, der sich schon den ganzen Abend ein wenig nervös gezeigt und auch nur ungern das Hotel verlassen hatte, ging sehr rasch auf den Tisch zu und nahm die Karte zur Hand.

„Nun also,“ sagte er, als er den Namen gelesen hatte, der darauf stand, „jetzt wären wir ja vollzählig.“

Auf der Karte aber stand: „Ruth Wilkins.“

Die Gegenwart dieser Dame war Taylor durchaus nicht unangenehm, aber in Bezug auf ihre amtliche Eigenschaft schien sie ihm gänzlich überflüssig zu sein, denn der, welcher ihm in Copiapó so hartnäckig nach dem Leben getrachtet, hatte seine Absicht offenbar aufgegeben. War doch nichts, aber auch gar nichts Auffallendes mehr während seiner Reise vorgefallen.

Es mußte ihm also damals jemand nachgestellt haben, der an Copiapó gefesselt war.

So dachte Ralph, als er in jener Nacht in Genua einschlieff.

Aber er sah trotzdem am nächsten Morgen mit

Interesse dem Moment entgegen, in welchem die interessante Persönlichkeit der Wilkins wieder vor ihm auftauchen würde.

Merkwürdigerweise konnte er sich Frau Wilkins nicht mehr recht vorstellen. Dennoch war er davon überzeugt, daß er, wenn sie wieder in ihrer eigentlichen Gestalt vor ihn hin treten würde, sie erkennen müsse.

Und so war es auch.

Als die hübsche Frau aus dem Wagen sprang und raschen Schrittes als letzte über den Steg zum Dampfer ging, mußte er augenblicklich, wen er da vor sich habe.

Er trat ihr auch entgegen und erhob schon die Hand zur Begrüßung.

Aber er ließ sie sofort wieder sinken, denn Ruth Wilkins sah ihn so fremd an, daß er merkte, sie wolle von ihm nicht gekannt sein.

Er trat zurück und spielte nicht ungeschickt den Gleichgültigen.

Aber die Morris, welche nahe bei ihm stand, hatte gesehen, wie rasch der freundliche Ausdruck seines Gesichtes sich in einen gleichgültigen verwandelte, wie seine schon ausgestreckte Hand sich wieder senkte, und hatte gesehen, wie sein Mund, der sich ja wohl zu einer Begrüßung geöffnet hatte, sich wieder schloß.

Die Morris schaute zuerst ein bißchen verwundert darein, und dann wurde aus ihrer Verwunderung eine gewisse Verdrossenheit. Sie hatte viel auf Ralph gehalten und hatte mit teilnehmendem Interesse beobachtet, wie ihre junge Herrin und dieser liebe junge Mensch sich einander näherten. Sie stellte es sich sehr angenehm vor, bei diesen beiden weiterleben zu können, ihnen, die so warmherzig waren, dienen zu dürfen, einen bescheidenen Anteil zu haben an dem jungen Glück, das da so zart erwuchs.



Dieser Gedanke, die Hoffnung hatte am Molo des Genueser Hafens plötzlich einen Stoß bekommen.

Dieser Ralph Taylor hatte ja Heimlichkeiten! Er konnte sich ja verstellen, ging sofort auf das Spiel ein, das ihm soeben eine sehr hübsche Frau durch ihr eigenes Benehmen vorgeschrieben hatte!

„Das verrät Übung,“ dachte die Morris, und ihr Blick ruhte dabei mit einem Ausdruck herber Enttäuschung auf Ralphs hübschem Gesichte, das sich erst nach einer Weile Lavinia zuwandte.

Und jetzt — die Morris sah es recht gut — jetzt ruhten Taylors Augen voll Besorgnis auf Lavinias Gesicht.

Diese jedoch war zu sehr mit der Beobachtung all dessen, was rings um sie vorging, beschäftigt gewesen und noch beschäftigt, als daß sie auf den kleinen Vorgang achtgegeben hätte.

„Nein, nein, noch ahnt sie nichts,“ dachte die Morris, „aber wenn es Zeit sein wird, will ich ihr schon die Augen öffnen.“

Die wackere Frau sah in diesem Moment gar nicht gutmütig aus, und es war ihr ganz recht, daß statt des in Nachdenken versunkenen Ralph dessen Vetter John Lavinia zu einer Bank führte und mit ihr zu plaudern begann.

Die „Savoia“ durchschnitt mit ihrem schmalen, eleganten Bug sehr rasch die blaue, heute fast regungslose Flut. Das Schiff war schon ziemlich weit ostwärts von Genua, war schon dort, wo die Klippenküste sich kühn etliche Kilometer weit ins Meer hinaus erstreckt und ein malerisches Vorgebirge bildet.

Auf dieses sehen die bergansteigenden Häuser Genuas noch erkennbar herüber. Von da aus gleichen sie weißen Nestern, die an dem Berg kleben.

Die steinerne Hand, welche das Land an dieser Stelle in die See hinausstreckt, als wolle sie diese festhalten, ist das Vorgebirge von Portofino. Es bildet den Golf von Rapallo und zerteilt diesen wieder durch eine Menge vorspringender Felszungen in viele kleine Buchten, welche von schroffen, waldbedeckten Felsen gekrönt werden.

Wohl dringt die See hier bis in die entlegensten Schlupfwinkel hinein, aber sie wird da still, ganz still und sanft, denn der Sturm findet keinen Weg in diese winzigen, wohlgeschützten Buchten.

In einer derselben liegt, auf einen ganz kleinen Platz hingeschmiegt, Portofino. Die Südweststürme brechen sich an den äußeren Felswänden des kleinen Hafens, welchen nur noch leichte Brisen erreichen, und vom Lande her ist noch niemals ein Wind zu dem Örtchen gelangt, das sich so bescheiden zwischen die Felsen duckt.

Diesen reizvollen Winkel entdeckte im Jahre 1885 Kronprinz Friedrich Wilhelm, als er einmal längs der Riviera seinen Spaziergang weiter ausdehnte als gewöhnlich. Das Entzücken, welches er über den Anblick des ganz eigenartig schön gelegenen Örtchens empfand, war so groß, daß er beschloß, künftighin in Portofino von den Sorgen seines Amtes und dem ermüdenden Hofleben auszuruhen. Er wollte nach den blumenreichen Wiesen und Palmenwäldchen von Pegli, nach der künstlich erzogenen tropischen Vegetation von Nizza wieder echte Natur um sich haben und statt der nach Luxus lüfternen Gesellschaft wieder einfache Menschen sehen.

So ging er nach Portofino, wo der Wald fast bis zum Meere heruntersteigt, wo die See das gigantische Gestein mit leisem Streicheln und wilden Schlägen ge-

formt hat, wo wenige kleine Häuser am Rande des Gestades stehen und sich winzige Barken auf den Wellen schaukeln.

Dort steht auf der Berglehne, einige hundert Meter über dem Meere, ein einfacher, zweistöckiger Bau. Eine lateinische Inschrift besagt, daß ein Lord Carnarvon ihn aufführen ließ. Ein kleiner Garten umgibt das Haus, in welchem 1886, dem Jahre, in welchem der deutsche Kronprinz ihn zum zweiten Male mit seiner Familie bezog, nur wenige Blumen, dafür aber um so mehr Riesen Kürbisse wuchsen. Die Lage des Hauses ist eine solche, daß man von dort aus bis zum Kriegshafen von Spezia sehen kann.

In Rapallo also war in jener Zeit die sommerliche Ruhestation des edlen Kaisersohnes, auf welchen seine Nation solch schöne Hoffnungen gesetzt, den aber der Tod so früh abberufen hat. Damals aber konnte niemand auch nur ahnen, daß dieser prächtige, lebensfrische Mann zum Märtyrertode bestimmt sei.

Gerade als die „Savoia“ an dem Golf von Rapallo vorbeifuhr, schoß eine winzige Yacht aus der Bucht heraus. Sie glich bei ihrer weißen Farbe und bei ihrem zierlichen Bau einer weißen Blüte, welche die Wellen treiben. Aber eine sichere Hand lenkte sie, und der, dem diese Hand gehörte, der war ein großer, stattlicher, blonder Mann, an dessen Seite eine anmutige Frau saß, und bei dem Paare befanden sich liebliche Kinder.

Die kleine Barke umschloß viel Glück.

---

Eugen v. Ladány war ebenfalls in Genua angekommen. Als er gehört hatte, wohin Lavinia und ihre Gesellschafter zu reisen beabsichtigten, hatte er sich rasch entschlossen, ihr zu folgen. Nachdem er von Mar-

burg aus an König Milan telegraphiert hatte, war er über seine nächste Zukunft ziemlich beruhigt. Aber zunächst mußte er die erbetene Geldsumme abwarten. Er hatte es dem „Grafen von Tatoma“ so deutlich als möglich auseinandergesetzt, daß es gelte, von Genua aus eine längere Seereise mitzumachen, und daß er für eine solche nach keiner Richtung hin vorbereitet sei. Am 16. September gegen Mittag langte die Geldsendung an, es waren fünfzehnhundert Lire.

Ladány war nicht wenig enttäuscht, denn königlich war diese Summe gerade nicht. Aber freilich, Milan war immer in Geldnot. Er konnte augenblicklich mehr vermutlich nicht schicken.

Ladány warf sich in einen Wagen, holte sein Gepäck und fuhr zum Hafen.

Die „Savoia“ war soeben abgefahren. Ladány stieß einen Fluch aus. Aber sein Zorn dauerte nicht lang. Er ließ sich zu dem Bureau der Gesellschaft führen, welcher die „Savoia“ gehörte, und dort erfuhr er dreierlei. Erstens, daß noch nicht alle Plätze auf diesem Schiffe besetzt seien; zweitens, daß dessen erste Station Livorno sei und drittens, daß die „Savoia“ diese Stadt gegen neun Uhr Abends erreichen würde.

„So kann ich also meine Gesellschaft heute noch in Livorno antreffen,“ meinte, sehr befriedigt von diesen Auskünften, Ladány, ließ sich ein Fahrbillett für das Schiff ausfolgen und fuhr dann zum Bahnhofe.

Abends um sieben Uhr kam er in Livorno an, aß mit großem Behagen zur Nacht und wartete auf die Ankunft der „Savoia“.

Als Ladány an den Hafen kam, standen schon die Sterne hell am Himmel, und die Lichter der Hafensstraße spiegelten sich in den leise an den Kai schlagenden Wellen.

Es war halb neun.

Ladány ging an einem Kaffeehause vorüber. Es saßen ziemlich viele Leute an den Tischen; ihr lebhaftes Geplauder war schon von weitem zu hören gewesen.

In das viele Italienisch mischten sich, wie Ladány jetzt wahrnahm, auch deutsche Laute.

Eine angenehme Frauenstimme sagte soeben: „Ist die „Savoia“ ein großes Schiff?“

Ladány schaute interessiert die Sprecherin an. Sie war ein hübsches, schlankes Mädchen in einfacher, geschmackvoller Reisetoylette. Ihre Frage war an einen jungen Mann von elegantem, ein wenig studentischem Aussehen gerichtet.

Dieser antwortete: „Soviel ich weiß, ist die „Savoia“ ein kleiner, hübscher Salondampfer, welcher zu Bergnügungstouren an den Mittelmeerküsten benützt wird. Er nimmt, glaube ich, nur zwanzig Passagiere auf.“

„So klein ist das Schiff?“ fragte ein wenig ängstlich eine ältere Dame, welche mit der anderen eine unleugbare Ähnlichkeit besaß. „Ja, ist es denn da sicher? — Wenn wir in einen Sturm kämen!“

„O Frau Professor, die Schiffe dieser Gesellschaft sind alle tüchtig gebaut und werden gut erhalten. Ich glaube nicht, daß wir ein schlimmes Seeabenteuer darauf erleben werden.“

„Ach, Herr Doktor, das wäre auch zu entsetzlich!“ flötete das dritte weibliche Wesen der kleinen Gesellschaft und warf nebenbei Ladány einen koketten Blick zu.

Er hatte sich nämlich dicht neben diesen Deutschen an einem zufällig freien Tische niedergelassen. Die junge Dame interessierte ihn schon an und für sich, sie interessierte ihn aber um so mehr, als er aus ihrer Frage entnehmen zu können meinte, daß auch sie und ihre Gesellschaft die Ankunft der „Savoia“ erwarteten.

Es war auch so, denn Labány's Nachbarn redeten jetzt von der bevorstehenden Reise mit diesem Schiffe.

Es gehörte auch ein schon ziemlich alter Herr zu der kleinen Gesellschaft. Er las in einem abgegriffenen Buche, und seine Lektüre mußte ihn sehr interessieren, denn die junge Dame war gezwungen, ihn zweimal anzusprechen, bis er es hörte.

„Bist du mit deinem Einkauf zufrieden, Papa?“ hatte sie gefragt.

Jetzt schaute der alte Herr auf. Er mußte sehr groß sein, und er hielt sich vorgebeugt wie die meisten Leute, welche eine lange Zeit ihres Lebens mit Schreiben verbracht haben.

„Fräulein Martha,“ sagte der jüngere Herr, welcher den Titel Doktor führte, lächelnd, „stören Sie den Herrn Professor nicht. Sie sehen ja, daß er sich in irgend einem fernen Jahrhundert befindet.“

Der Professor hatte sich aber schon in die Gegenwart zurückgefunden. Er klappte das Buch zu und schob es in eine der vielen Taschen, über welche er in jedem seiner Röcke verfügte. „Am See Trasimeno war ich eben noch einmal,“ sagte er. „Dieses Buch enthält noch eine Menge Interessantes, das sich auf jene Gegend bezieht. Da habe ich wirklich etwas Wertvolles erworben.“

„Und darüber vergißt du, diese ausgezeichnete Amarena\*) zu trinken.“

„Ja, Hans, du verfäumsst über deinem Buche eine Menge Wirklichkeit und Gegenwart,“ scherzte die Frau Professorin. „Geh, trink doch, und dann schau dir diese wunderhübsche Drangenverkäuferin an. Von der steht wahrscheinlich noch nichts in deinem Buche.“

---

\*) Eiswasser mit eingesottenen Weichseln.

Die Frau Professorin hatte ihren Gatten vielleicht nicht immer auf wunderhübsche Drangenverkäuferinnen aufmerksam gemacht. Aber jetzt, seit der Abend des Lebens sich auch auf sie herniederzusinken begann, hatte sie nichts mehr dagegen, wenn ihr Mann sich am Anblick der Schönheit erfreute, wo immer diese sich fand.

So tolerant war die neben ihr sitzende Dame nicht. „Nun, du hast's nötig, Johannes auf die hiesigen Frauen aufmerksam zu machen!“ sagte sie geziert, und dann sich wieder dem stattlichen jungen Doktor zuwendend: „Agnete braucht übrigens heute noch keine Angst zu haben vor diesen schwarzen Weibern. Mein Schwager hat nämlich immer für Blond geschwärmt.“

„Ganz mein Fall, gnädiges Fräulein!“ sagte der junge Mann, und seine Augen streiften dabei das goldig flimmernde Haar Marthas, die ein wenig rot dabei wurde.

„Ganz mein Fall!“ sagten schier gar zu deutlich auch Ladanns dunkle Augen, und diesmal errötete die schon etwas angejahrte Dame, welche offenbar Marthas Tante war.

Die Dame war sicherlich schon über die Vierzig hinaus, aber ihre Toilette war bei weitem jugendlicher als die ihrer Nichte, und ihre Art zu sprechen und sich zu gebärden sollte wenigstens jugendlich wirken, tat dies aber nicht. Die gute Dame streifte nicht nur die Linie der Lächerlichkeit, sondern hatte sie schon überschritten, wie dies alle tun, die durchaus nicht alt werden mögen.

Eine gute Weile ging das Gespräch zwischen den fünf noch hin und her, und ganz still beteiligte auch Ladann sich daran, denn er, der in solchen Dingen sehr Erfahrene, begann Marthas Tante durch Blicke und durch leichtes Mienenspiel zu zeigen, daß sie sein Interesse erregt habe.

Er mußte sehr wohl, was er tat. Er förderte die Eitelkeit. Wer dieser schmeichelt, ist der Gunst des Titlen sicher, und Ladány sah voraus, daß es gut sein würde, wenn er an Bord der „Savoia“ Bundesgenossen habe.

Nun — eine Bundesgenossin hatte er sich schon erworben, als das Schiff noch gar nicht in Sicht war.

Und als die „Savoia“ ankam, und ihre neuen Passagiere sie betraten, war eine selig lächelnde älterliche Dame mehr auf der Welt.

Auch Ladány lächelte, aber nicht gerade selig.

Die Morris hatte zwischen Genua und Livorno noch weitere unangenehme Eindrücke gehabt, denn auffallenderweise hatte Taylor sich auf längere Zeit von ihrer Herrin fern gehalten.

Vielleicht aber war dies nur ihr aufgefallen, die sich heute mehr als je zuvor mit Ralph beschäftigte, während Lavinia so sehr von dem sehr liebenswürdig sich gebenden Rustin und ihrem alten Freund Deronge in Anspruch genommen wurde, daß sie es wohl gar nicht merkte, wie einsamkeitliebend Taylor heute war.

Wieder lehnte dieser am Schiffsende und schaute dem Spiele der Wellen zu. Die hübsche Fremde tauchte soeben am Ausgang der Treppe auf, welche die Kajüte mit dem Deck verband, und ging dann, das Schiff und die nahe Küste musternd, langsam das Deck entlang. Frau Morris sah, wie die Dame so ganz unauffällig in Ralphs Nähe kam. Da stieg sie in die Kajüte hinab und stellte sich an eines der offenen Fenster.

Es war das letzte. Ein Vorhang von Mohrseide war darüber gespannt. Er bewegte sich nur ganz leicht, denn es war fast völlig windstill. Man konnte das leise Anschlagen der Wellen an die Schiffswand hören und das Knarren neuer Schuhe, das näher und näher kam.



In diesen knarrenden Schuhen steckten die hübschen, schmalen Füße der Fremden, welche das Mißfallen der Morris erregt hatte.

Jetzt knarzten diese Schuhe nicht mehr. Aber dafür wurden Menschenstimmen laut. Die Stimme Ralph Taylors kannte Frau Morris, diejenige der Fremden klang recht angenehm.

„Warum durfste ich Sie denn vorhin nicht begrüßen?“ fragte Taylor.

„Es ist jedenfalls besser, wenn man es nicht weiß, daß wir einander kennen.“

„Meinen Sie?“

„Sicher. Es bleibt also dabei, daß wir uns erst hier kennen lernten.“

„Wie Sie wünschen. Fast hätten Sie die Abfahrt der „Savoia“ versäumt.“

„Fast. Aber ich bin noch immer zurechtgekommen. Haben Sie meine Karte gefunden?“

„Ja. Wie ist sie in mein Zimmer gekommen?“

„Ich selber habe die Karte auf Ihren Tisch gelegt.“

„Sie selber?“

Die Fremde lachte laut auf. „Wenn ich weiter nichts könnte!“ sagte sie dann.

„Warum sind Sie so spät gekommen?“

„Sie waren doch nicht in Sorge um mich?“

„Doch. Ich fürchtete schon, daß die „Savoia“ ohne Sie abgehen würde.“

„Wenn ich zugesagt habe, daß ich mitkomme, komme ich auch mit, und es ist sehr gut, daß ich da bin.“

„Benigstens für mich sehr angenehm. Aber in Ihrer eigentlichen Eigenschaft hier aufzutreten, dazu werden Sie wohl nicht Gelegenheit haben.“

„Wer weiß! — Aber da kommt jemand.“

Wieder knarrten die Schuhe.

Und jetzt regte sich der seidene Vorhang. Die Morris lüftete ihn so weit, daß sie durch einen Spalt einen Blick auf Ralph werfen konnte. Sie sah ihn der Fremden, die also richtig für ihn keine Fremde war, mit einem Blick nachschauen, in welchem ganz entschieden Bewunderung lag.

Der Vorhang schloß sich wieder.

Frau Morris sah sehr betrübt und auch sehr böse aus. „Daß sie doch alle falsch sind!“ murmelte sie, während sie die Kajüte verließ.

Au der Treppe oben erschien ein Schatten. Gelle Stiefel folgten auf der obersten Stufe. Diese Stiefel knarrten.

Die Fremde kehrte in ihre Kabine zurück.

Echt weiblich ärgerte sich die Morris auch darüber, daß diese Frau nicht nur falsch, sondern auch recht hübsch war.

Voll von diesem Eindruck durchwachte die treue Dienerin die halbe Nacht.

Ganz leise schaukelte das Schiff, und zuweilen klatschte das Wasser ein wenig lauter an die Schiffswand, und zuweilen rannen Tropfen über die dicken Fenstertafeln. Auch schauten Sterne in die Kabine herein, und wenn sich die schlaflose Frau aufrichtete, konnte sie die glänzende Fläche sehen, über welche die „Savoia“ dahinglitt.

Gegen Morgen erst schlief die Morris ein.

Lavinia dagegen hatte die Nacht vortrefflich verbracht. Deshalb weckte sie schon der erste Sonnenstrahl.

Ihre und der Morris Kabine war durch eine Tür verbunden. Frau Gerald pochte ganz leise an diese, machte aber, als sich nichts rührte, allein Toilette, denn sie wollte ihre Dienerin, welche oft an Schlaflosigkeit

litt und dann immer erst gegen Morgen Erquickung im Schlummer fand, nicht wecken.

Je schöner die Frau, desto kürzer die Zeit ihrer Toilette.

Lavinia, überdies immer einfach frisiert und einfach gekleidet, war bald fertig. Sie hatte sich vielleicht auch absichtlich ein bißchen beeilt, hoffte sie doch heimlich, auch Ralph würde einer der ersten auf Deck sein.

Aber da hatte sie sich geirrt.

Außer der Bemannung war überhaupt noch niemand zu sehen.

So suchte sie sich denn, ein wenig enttäuscht, aber doch voll Bewunderung über die Schönheit des Morgens, ein geschütztes Plätzchen, hüllte sich in ihren Plaid und schaute auf das Meer hinaus, auf dem noch der Widerschein des Morgenrotes glänzte.

So saß sie ziemlich lang — da regte es sich hinter ihr.

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Gewiß war das Ralph. Wer denn sonst wäre so direkt auf sie zugegangen?

Fest davon überzeugt, daß Ralph da herankomme, wandte sie sich langsam und noch immer lächelnd um.

Aber rasch wandelte sich der Ausdruck ihres Gesichtes. Aus ihren Augen schauten die Verwunderung und der Schrecken. Ihre Hände vergaßen, den Plaid festzuhalten, er sank auf den Boden, während sie mit einem Empfinden tiefsten Widerwillens sagte: „Sie, Herr v. Ladány — Sie sind hier?“

Er verbeugte sich tief vor ihr. „Ja, gnädige Frau, ich bin hier,“ sagte er lächelnd.

„Und wozu?“ fragte sie erregt.

„O, meine Gnädige, ich mache eben auch eine Mittelmeerfahrt. Warum soll ich denn keine Mittelmeerfahrt machen?“

„Jetzt und auf diesem Schiff?“

„Nun, der September ist bekanntlich die beste Reisezeit, und die „Savonia“ ist ein allerliebtestes Schiff. Die Hauptsache aber war mir die Gesellschaft. Ich hätte niemals und nirgends eine liebenswürdigere, eine reizendere finden können.“

Da lohete heller Zorn in Ravinia auf, und ihn verächtlich messend, stieß sie hervor: „Sie werden doch nicht etwa glauben, daß ich —“

„Daß gnädige Frau es mir gestatten werden, mich zu Ihren ehrfurchtsvollsten Verehrern zu zählen und mich Ihrer Guld zu empfehlen?“ unterbrach er sie immer mit demselben sie peinigenden Lächeln. „Ei freilich gebe ich mich diesem angenehmen Glauben hin. Wäre ich denn sonst von Belgrad bis hierher gekommen, wenn ich nicht gehofft, nein bestimmt gewußt hätte, daß mir einige Wochen hindurch das Glück werden würde, immer in Ihrer Gesellschaft zu sein?“

„Ja — sind Sie denn verrückt?“ sagte, bleich vor Zorn, die junge Frau.

Er lächelte noch immer.

„Nichts weniger als verrückt,“ warf er leicht hin. „Ich weiß sehr wohl, was ich tue. Aber das ist meine Sache. Sie, meine Gnädige, wird es vielleicht mehr interessieren, zu erfahren —“ Er hielt inne, denn sie waren nicht mehr allein.

Ein hochgewachsener, sympathisch aussehender Mann von etlichen dreißig Jahren, der Typus eines Nordländers und eines Künstlers, war zum Vorschein gekommen. Er ging, leise pfeifend, das Deck herauf. Als er die beiden gewahrte, stellte er seine musikalische Übung ein, zog höflich den weichen Hut und ging weiter, jedoch nicht so weit, daß er ein erregt geführtes Gespräch nicht hätte hören können.

Lavinia sagte daher ganz leise: „Was zu erfahren wird mich interessiren?“ Ihre Stimme zitterte dabei.

Ladány lächelte jetzt nicht mehr. Er hob den Plaid vom Boden auf und bat laut und im Tone zärtlicher Besorgtheit: „Bitte, setzen Sie sich, gnädige Frau. Hier sind Sie vor dem Wind geschützt.“

Unwillkürlich folgte ihm Lavinia. Sie fürchtete ihn ja ebenso sehr, als sie ihn verabscheute, und miemohl ihr seine Nähe widerwärtig war, duldete sie es doch, daß er ihr den Plaid wieder über die Kniee legte.

„Schauen Sie doch nicht so entsetzt,“ begann er leiser, „Sie haben nichts zu fürchten von mir. Sie werden nicht im mindesten von mir belästigt werden, aber Sie müssen mich um sich dulden, und Sie müssen mich“ — er lächelte nun doch wieder — „gut behandeln, denn ich bin im Auftrage eines Mannes da, der keine anderen Gedanken kennt als solche, die sich mit Ihrer Person beschäftigen. Ich brauche Ihnen den Namen dieses Mannes nicht erst zu nennen.“

Lavinia seufzte schwer. „Ich verstehe den König nicht,“ sagte sie, „er weiß doch, daß ich niemals nachgeben werde.“

Jetzt wußte Ladány, wie die Sache stand. Es freute ihn. Er konnte diese Kenntniß vielleicht einmal zu irgend etwas brauchen. „Einerlei, gnädige Frau,“ meinte er in achtungsvollem Tone, „er hofft jedenfalls immer noch, und er will Sie wohl behütet sehen.“

„Ja, vor wem denn?“ fragte Lavinia hoch erstaunt.

Da beugte Ladány sich zu ihr und sagte geheimnißvoll: „Vor derjenigen, welcher Sie auf der Terazja zuletzt begegnet sind.“

Lavinia lachte kurz auf. „Wie romantisch! — Ah, das ist ja die reine Komödie! Jene Frau wird mich jetzt wohl in Frieden lassen.“

Ladány sah sehr ernst aus. „Meinen Sie?“

„Warum denn nicht. Ich gehe ihr doch aus dem Wege.“

„Aber vorher war der König bei Ihnen, absichtlich ganz öffentlich und in Gala bei Ihnen. Das weiß die Königin, und sie weiß noch etwas anderes.“

„Was denn?“

„Daß Seine Majestät sich mit Scheidungsgedanken trägt.“

Ladány wußte, daß es so war. Es mußten das ja schon ziemlich viele. Es Frau Gerald mitzuteilen, schien ihm richtig, denn nur auf diese Weise konnte er ihr den gar so großen Haß Nataliens begreiflich machen.

Und sie begriff ihn jetzt. Sie wurde blaß und sah ihn ängstlich an.

„Wissen Sie jetzt, warum der König so besorgt um Sie ist, warum er Ihnen jemand nachgesandt hat, der Nataliens Kreaturen kennt?“

Frau Gerald drückte die Hände ineinander und starrte eine ganze Weile vor sich hin. Dann hob sie den Kopf hoch empor und blickte den, welchen Milan ihr da nachgeschickt hatte, verächtlich an. „Und deshalb muß ich gerade Ihre Gesellschaft ertragen?“ preßte sie zwischen den geschlossenen Zähnen hervor.

Da hatte Herr v. Ladány sein Lächeln wiedergefunden. „Ja, gnädige Frau! Deshalb müssen Sie meine Ihnen so unangenehme Gegenwart freundlich ertragen,“ sagte er mit eiserner Frechheit. „Freundlich, erlaubte ich mir zu bemerken, denn offen auftretende Verachtung ertrage ich nicht. — Aber nicht nur einzig und allein deshalb werden Sie mit mir genau so wie mit den anderen Passagieren verkehren, sondern auch noch aus einem anderen Grunde. Ich würde, wenn Sie meiner Anforderung nicht genügen sollten, einfach Ihren Bruder

verderben. Ihre Frau Mutter, die in Graz zu sehen ich die Ehre hatte, ist leider sehr kränklich — sie würde die öffentliche Entehrung ihres Sohnes kaum überleben. Herzleidende sind ja schonungsbedürftig.“

Eine Weile starrte Lavinia ihn an, dann sagte sie schauernd: „Sie sind ein Teufel!“

Er zuckte die Achseln. „Das ist Ihre Anschauung, gnädige Frau. Ich selbst halte mich für einen Mann, der es einfach versteht, die Situation auszunützen.“

---

#### Vierzehntes Kapitel.

Das Leben auf der „Savoia“ gestaltete sich recht angenehm.

Da war ein englisches Paar aus Norfolk, das zur Feier seiner zehnjährigen Ehe die einst versäumte Hochzeitsreise nachholte, nach dem Süden gegangen und dabei bis ins Mittelmeer geraten war. Walter Clarke war ein herzlicher Mensch von gutem Aussehen und feinen Manieren. Seine Frau eine zarte, lebenswürdige Blondine. Das Ehepaar hatte noch eine schon recht alte Tante bei sich, welche sich durch eine wahrhaft rührende Bescheidenheit auszeichnete.

Das gerade Gegenteil von ihr war Frau Rosine Mengs, die verwitwete und längst verblühte Schwägerin des österreichischen Geschichtsprofessors Johannes Gerland, jenes Gelehrten, welchen Ladány schon im Hafen von Livorno kennen gelernt hatte.

Dieser in der Welt des Wissens hochangesehene Mann besaß eine ganze Reihe von Eigenschaften, welche ihn der Reisegesellschaft angenehm machten. Er war ein geistreicher Plauderer und der denkbar beste Reiseführer, denn er war über alles unterrichtet, was sich seit des Odysseus Zeiten an der Mittelmeerküste zu-

getragen hatte. Dabei besaß er die Gabe, zu belehren, ohne doch trocken lehrhaft zu sein, und die wertvollste Gabe eines echten Pädagogen: er mußte seine Umgebung für alles Gute und Schöne zu interessieren und sie zu dem, was ihn selber begeisterte, hinzureißen. Im Besitze der besten gesellschaftlichen Manieren, war er sehr anspruchslos und von einer ganz besonderen, ein wenig altfränkischen Ritterlichkeit.

Der alte Herr — denn er war trotz seiner jungen Augen schon ein Sechziger — war aus seinem inneren Wert heraus sehr bald zum Haupt der ganzen Gesellschaft geworden, was Agnete, seine Frau, die mit herzlicher Liebe an ihm hing, nicht wenig stolz machte.

Seine vierundzwanzigjährige Tochter Martha, ein wohlherzogenes und in jeder Beziehung ausgezeichnet gediehenes Mädchen, hatte während ihrer Reise nach dem Süden ganz entschieden die Eroberung des jungen Berliner Arztes Fritz Lange gemacht. Die Familie Herland war mit Lange in Florenz bekannt geworden, und der Professor hatte es dem jungen Arzt gestattet, sich ihm und den Seinigen anzuschließen. Sie waren dann miteinander am Trasimenosee gewesen, wonach sie Livorno aussuchten, um daselbst die schon bestellten Plätze auf der „Savoia“ einzunehmen. Noch war es zwar zu keiner Erklärung zwischen dem jungen Paare gekommen, aber man sah es den beiden an, daß sie der unumstößlichen Meinung waren, füreinander bestimmt zu sein.

Ferner befanden sich noch zwei Herren auf dem Schiffe, welche einander zwar sehr unähnlich waren, aber von denen jeder dennoch auf seine Weise ein vorzügliches Mitglied für eine Reisegesellschaft bildete.

Der eine von ihnen, der Däne Knut Christensen, repräsentierte auf der „Savoia“ die bildende Kunst.



Er war ein in jeder Beziehung stattlicher Vertreter der nordischen Malerei. Das Besonnene, Kühle seines Wesens war angenehm belebt durch den Hauch des Künstlertums, welcher darüber lag.

Aber auch einen Vertreter der Bühnenkunst hatte man an Bord, einen ehemaligen Schauspieler, der, so sagte er wenigstens, als Karl Moor und Jaromir das Entzücken der Zuschauer gewesen war. Das mußte aber schon ziemlich lang her sein, denn Gustav Lehmann, der berühmte Mime, war seither schon zweimal Witte und Witwer geworden, zuletzt der Witwer einer steinreichen Wirtin, die ihn mehr als nur gut gepflegt haben mußte, denn Herrn Lehmanns Leibesumfang ging dormalen weit über das Maß hinaus, das sich Karl Moors und Jaromirs gestatten dürfen. Auch war Gustav Lehmann bei seiner seligen Zweiten ein großer Feinschmecker geworden und hielt es nicht unter seiner Würde, mit dem Schiffsloch täglich längere Konferenzen abzuhalten, was ihn nicht hinderte, auch Frau Musika Opfer zu bringen. Er hatte nämlich eine Flöte mitgenommen, und wenn er just auch kein Meister bezüglich ihrer Behandlung war, anhörbar war sein Spiel immerhin.

Rechnet man außer einer sehr netten Bemannung auch noch einen lebenswürdigen Kapitän zu den derzeitigen Bewohnern der „Savoia“, so kann man sagen, daß das hübsche Schiff einen angenehmen Aufenthalt bot. Und da es ebenso bequem als elegant eingerichtet war, und das Wetter günstig blieb, so ließ die Fahrt nichts zu wünschen übrig.

Für die meisten der Passagiere der „Savoia“ war dies tatsächlich der Fall.

Zu diesen Glücklichen gehörte Professor Herland, der mit seinen lieben jungen Augen froh und er-

wartungsvoll Korsika entgegenblickte, auf welches die „Savoia“ am zweiten Tage ihrer Fahrt zuhielt. Am frühen Morgen schon hatte sie die Anker gelichtet, und gegen zehn Uhr tauchten die Berge Korsikas aus dem fast unbewegten Meere auf.

Der Professor, seine Tochter, Frau Clarke und Lange saßen auf dem Oberdeck beisammen, und ersterer begann ihnen die Geschichte der Insel zu erzählen. Ein Weilchen hörte Frau Clarke zu, dann schlich sie sich fort, kam aber gleich wieder und kam nicht allein. Einer nach dem anderen der Fahrtgenossen kam herbei und gesellte sich ganz still zu denen, welche Herland schon zuhörten.

Der achtete kaum darauf — er war jetzt ganz in der Vergangenheit; in jener grauen Vorzeit, in welcher die reiselustigen Phönizier auf wundersam geformten, hochbordigen Schiffen an der Insel landeten, die so recht ein Ruhepunkt war zwischen ihrem Vaterlande und dem vielumworbenen Gallien. Von der Bestiedlung Korsikas durch die Griechen redete er, und wie sie Malia gründeten, das heute Aleria heißt, und wie Scipio 260 vor Christi Geburt diese Stadt wieder zerstörte, wie aber die Römer trotz ihrer ausgebildeten Kriegskunst die eingeborenen Stämme nicht zu vernichten vermochten. Im Jahre 240 erlitt sogar der Feldherr Claudius eine so furchtbare Niederlage auf dieser Insel, daß er nur durch einen den Korsern günstigen Vertrag der völligen Vernichtung entgehen konnte. Dieser Vertrag aber kostete ihm das Leben. Die römische Treulosigkeit verweigerte die Erfüllung der von Claudius gegebenen Versprechen und lieferte ihn wieder den Korsern aus. Diese aber, edler als die Römer, ließen ihn heimziehen, wo man ihn — erwürgte. Erst im Jahre 162 gelang es den Römern, sich die Insel zu unterwerfen.

Sie kümmerten sich indessen auch nicht um das Innere, sondern kultivierten nur ihre Gestade.

So kam es, daß Korsikas Ureinwohner ihre wahrhaft großartige Einsalt und Ehrlichkeit, aber auch ihre Wildheit bewahrten. Drei Jahrhunderte nach Christi Geburt erschütterte die mächtige Völkerbewegung, welche über die ganze Erde ging, auch Korsika. Germanen, Byzantiner, Mauren und Romanen zogen über die Insel und machten sie zum Schauplatz wilder Kämpfe.

Ein trotziger fremder Adel bildete sich, der den nicht minder trotzigem Ureinwohnern seine Macht fühlen lassen wollte. Aber diese, voll glühender Freiheits- und Vaterlandsliebe, widerstanden. Mit Sambucuccio kam der Insel der erste Volksheld, dem noch viele andere folgten.

Trotz ihres Heldentums gelangten indessen die Korsen niemals zu voller Freiheit. Ihre armen, wilden Berge reizten die Begier gar vieler. Die Republikten Genua und Pisa stritten sich darum, sogar der Papst wollte es. Aber jetzt erkämpfte der größte korsische Held, Sampiero, seinem Vaterlande zeitweilige Ruhe. Von ihm sagte Karl von Bourbon mit Recht, daß er an einem Schlachttage zehntausend Mann aufwiege. Aber nicht lange währt die von ihm hergestellte Ruhe. Andrea Doria, der größte Feldherr der Genuesen, wird Herr über Sampiero, der weichen muß, und dessen junges Weib man zur Flucht nach Genua überredet. Von ihrem Gatten eingeholt, wird sie von ihm, trotz der glühendsten Liebe, als Verräterin getötet. Nach dieser Tat schauerlicher Größe organisiert Sampiero, von ganz Europa bewundert, aber von niemand unterstützt, den Volkskrieg auf Korsika, welches von Genua verwaltet wird. 1567 räumen die Genuesen Sampiero durch Meuchelmord aus dem Wege. Im achtzehnten Jahrhundert schießt Karl VI. deutsche Söldner Genua zu

Hilfe, damit endlich das „störrende“ Inselvolk unterdrückt werde. Für die Überlassung dieser Schar mußte Genua dem Kaiser monatlich dreißigtausend Gulden, und für jeden Gefallenen hundert Gulden Ersatz leisten. Eine traurige Zeit, in der mit Menschenleben geschachert wurde. Dreitausend Deutsche haben damals ihr Grab auf Korsika gefunden im unrühmlichen Kampfe bezahlter Söldner gegen ein begeistertes Völkchen, das nichts für sich begehrte als seine Freiheit. Das Land war zur Einöde geworden, das Volk war verarmt, erbittert, entmutigt, verzweifelt. Da erschien an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1736 ein unter britischer Flagge segelndes Schiff auf der See von Aleria. Es entstieg ihm ein reichgekleideter Kavaliere, der in der Rechten ein Zepter trug.

Es war Baron Theodor v. Neuhoff, ein Westfale, den die von seiner machtvollen Persönlichkeit entflammten Korfen in einer Volksversammlung zu Alesani zu ihrem König erwählten. Aber der kühne Abenteurer konnte sich in dem erschöpften Lande nicht behaupten. Zweimal verließ er es, von widrigen Umständen dazu gedrängt, zweimal kam er wieder. Als er zum dritten Male von der Not gezwungen wurde, auswärts nach Hilfe zu suchen, kam er nicht mehr zurück. Er soll in England im Glend verkommen sein.

Wieder war nun Genua, der Korfen bitterste Feindin, ihre einzige Herrin geworden. In jener trübseligen Zeit trat Pasquale Paoli in die Öffentlichkeit. Er war und blieb Korsikas größter Politiker und Wohltäter. Er brachte es so weit, die Genuesen zur Aufgabe all ihrer Ansprüche an Korsika zu bringen, er zivilisierte es, schuf sogar in Corte eine Universität.

Aber Korsika ist ein Land, das dazu bestimmt scheint, unermessliche Greuel zu sehen. Genua hatte seine nicht

ganz genau verbrieften Rechte an diese Insel an Frankreich abgetreten, und dieses besiegte in der Schlacht im Golotale Paoli so ganz und gar, daß er und Korrika verloren waren. Der Sieg im Golotale hat Frankreich keinen Ruhm gebracht. Es ehrt die Raze nicht, wenn sie die Maus besiegt. Gleichsam wie zur Vergeltung dafür, daß Frankreich das edle Bergvölkchen unterjochen wollte, und zur Vergeltung dafür, daß Europa so tatenlos dabei zusah, wurde im Jahre der Goloschlacht, 1769, jener Korse geboren, welcher Frankreichs Herrscher und der Bedrücker aller anderen europäischen Staaten wurde. In Ajaccio erblickte Napoleon I. das Licht dieser Welt.

Diese großartigen Bilder aus der Geschichte eines so kleinen Landes zogen, von Herlands geistvoller Darstellung belebt, in der Phantasie seiner Zuhörer vorüber, während die „Savoia“ dem Kap Corso näher und immer näher kam.

Sie fuhr, kaum einen Büchschuß vom Ufer entfernt, längs dieses Vorgebirges dahin, dessen höchste Gipfel, von der Sonne überstrahlt, die Kahlheit ihrer Wände trotzig zur Schau trugen. Tiefer unten aber zeigten sich Wälder von Oliven, Kastanien und Nußbäumen und freundliche Ortschaften im üppigen Laub von Orangen, Feigen und Weinreben halb versteckt.

Da wies der Professor auf die Reste eines Bauwerkes, das hoch oben in felsiger Einöde steht, die Insel und das Meer beherrschend. „Das ist der Turm des Seneca,“ erklärte er, „wo er in der Verbannung darüber nachdenken konnte, wie leicht verloren Cäsarengunst ist.“

„Und wie leicht gewonnen,“ sagte leise Deronge, welcher, neben Lavinia sitzend, gleich den anderen aufmerksam dem Vortrag lauschte, welchen Herland hielt.

Die junge Frau erröthete.

Eine gute Weile fuhr das Schiff an dieser interessanten Küste hin, da zeigte sich eine weißglänzende, ausgedehnte Häusermasse mit Kuppeln und Thürmen.

„Das ist Bastia,“ sagte der Kapitän zur Gesellschaft tretend. „Jetzt verliere ich Sie.“

„Mich nicht,“ bemerkte der einstige Karl Moor. „Ich bleibe Ihnen, oder vielmehr Ihrem Koch, dem trefflichen Alfredo, treu, denn solche Ragouts, wie der sie bereitet, kriege ich auf der ganzen Welt nicht mehr.“

Es war nämlich von den meisten Teilhabern der Gesellschaft geplant worden, daß man den Weg von Bastia nach Ajaccio zu Lande machen wolle. Nur die Professorin und die alte Missis Crombie, die Tante Clarke's, wollten auf der „Savoia“ bleiben. Ihnen schloß sich also jetzt auch Lehmann an. Die jugendliche Frau Mengs aber wollte durchaus die Landreise mitmachen; sie wußte wohl, um wieviel beschwerlicher diese sei, aber sie mußte ja ihre Jugend markieren, und für die Jugend gibt es keine Beschwerden.

In Bastia also gingen alle bis auf die genannten drei ans Land.

Nachdem die Stadt besichtigt und in einem sehr einfachen Gasthose ein überraschend feines und reichhaltiges Mahl eingenommen worden war, das wohl auch Herrn Lehmann genügt hätte, bestieg die Gesellschaft zwei bis nach Ajaccio gemietete Privatdiligencen.

Schnell ging es nun auf sehr guter Straße zum Golotale nieder, das wie ein Paradies da unten ausgebreitet lag. Mandelbäume, Stechpalmen und Korkeichen, wilde Feigen und Ölsträucher drängten sich rechts und links am Wege, und dazwischen blühten Eriken und Geranien, Lavendel, Malven und Myrten, glühte die Granate und duftete der Lorbeer, grüntem Terebinthen

und leuchtete goldener Ginster. So betäubend war der aromatische Duft dieser reichen Flora, daß man Napoleons Ausspruch, den er in trauriger Sehnsucht auf der kahlen Insel St. Helena tat, begriff: „Am Wohlgeruch allein würde ich mit geschlossenen Augen Korsika erkennen.“

Gegen Abend erreichten die beiden dicht besetzten Wagen Pontenuovo, den Schlachtort, an welchem am 9. Mai 1769 Korsika seine jahrhundertlang verteidigte Selbständigkeit für immer verloren hat, und gegen Mitternacht — es war eine wunderbar sternhelle Nacht — fuhren die Reisenden in das freundliche, jetzt freilich ganz stille Corte ein.

Ein berittener Quartiermacher war vorausgeschickt worden, und so fand man denn im Hotel Paoli schon alles zum Empfange bereit.

Der nächste Tag war dazu bestimmt, wenigstens bis zum Fuße des Königs der Insel, des Monte Rotondo, zu gelangen. Die Restonika, ein klarer Fluß, der nahe dem Gipfel dieses Riesens entspringt, wurde zum Führer genommen.

Frau Wilkins und Ladány, der sich stark für sie zu interessiren begann, gingen den anderen ziemlich weit voran. Sie waren in eifrigem Gespräche begriffen, und dieses Gespräch drehte sich keineswegs um die Naturschönheiten, welche sich ihren Augen boten. Die beiden waren soeben zum ersten Male dazu gekommen, ohne Zeugen miteinander zu sprechen, ein Umstand, welcher ihnen beiden aus verschiedenen Ursachen sehr gelegen kam.

Der wohl schon ziemlich verlebte, jedoch immer noch feurige Ungar hatte am verflossenen Tage Gelegenheit und Zeit gehabt, sich in die ganz eigenartig reizende Amerikanerin zu verlieben.

Dies war der Grund, wegen dessen er für seine Person ein Alleinsein mit ihr suchte.

Ruth Wilkins hingegen hatte einen ganz anderen Grund, solch einem Alleinsein nicht auszuweichen. Sie hatte es natürlich sogleich gemerkt, daß sie Eindruck gemacht hatte, und da ihr sehr damit gedient sein konnte, wenn sie einen ihr ergebenen Menschen in ihrer Nähe hatte, schreckte sie Ladány keineswegs zurück. Ohne mit ihm zu kokettieren, ließ sie es ihn doch merken, daß sie seine huldigenden Blicke nicht ungnädig aufnahm, und als er, da man Corte verließ, sich ihr anschloß, behandelte sie ihn absichtlich sehr liebenswürdig, denn sie wollte ihn näher kennen lernen.

Wenn jemand einen anderen kennen lernen will, ist dies für gewöhnlich schmeichelhaft für diesen anderen. Für den Oberleutnant a. D. Eugen v. Ladány war es indessen gar nicht schmeichelhaft, daß die Wilkins sich für ihn zu interessiren begann. Dieser Mann kam ihr nämlich einfach nicht ganz richtig vor.

Ein an und für sich geringfügiger Vorgang veranlaßte sie dazu. Als Herland seinen hübschen Vortrag über Korsikas so mild bewegte Geschichte hielt, dem schließlich alle Reisegenossen lauschten, hatte Ladány sich neben Frau Gerald niedergelassen. Da geschah es, daß trotz der ganz glatten See das Schiff einen bedeutenden Ruck erhielt, der jeden der Gesellschaft ins Schwanken brachte. Auch Ladány kam aus dem Gleichgewicht. Er griff instinktiv nach einer Stütze und faßte, was ihm zunächst war, die Lehne des Stuhles, auf welchem seine schöne Nachbarin saß.

Da zuckte diese zusammen und beugte sich, wie von tiefem Widerwillen ergriffen, zur Seite, Ladány aber tat, als wolle er ihr das verschobene Rückenkissen zurechtschieben, und sagte Frau Gerald dabei ein paar



Worte ins Ohr, Worte, die sie erbleichen, die sie die Zähne aufeinander pressen ließen.

Einen Augenblick später lauschten die beiden wieder anscheinend voll Interesse dem Vortrage Herlands.

Die Wilkins aber wußte, daß zwei aus der Gesellschaft jetzt ganz sicher nicht Sampieros gedachten, von dessen tragischem Ende der Professor soeben redete, sondern an irgend etwas, das sie viel näher anging als das Geschick des korsischen Helden.

„Herr v. Ladány scheint ein ganz interessanter Mann zu sein,“ hatte Frau Wilkins bemerkt, als sie eine Stunde später, zwischen Ralph und Deronge stehend, auf die Boote hinunterschaute, die in dem kleinen Hafen von Bastia umherschossen.

„Finden Sie?“ hatte Taylor darauf merkwürdig gereizt erwidert.

Über Deronges feines Gesicht aber war ein ironisches Lächeln gehuscht, während er sagte: „In der That, meine Gnädigste! Auch mich interessiert dieser Herr, und ich gäbe viel darum, wenn ich erfahren könnte, welchem Umstande wir seine Gegenwart auf der „Savoia“ verdanken.“

„Ist Taylor eifersüchtig auf dieses Brack von einem Mann?“ fragte sich Frau Wilkins. Und noch eines fragte sie sich: wieso es käme, daß Lavinias alter Freund es nicht wisse, warum der andere, der so vertraut mit ihr tat, diese Reise mitmachte.

Weil sie sich diese beiden und noch manch andere Fragen vorlegte, war sie ganz damit einverstanden, daß Ladány sich jetzt auf dem Wege nach dem Monte Rotondo gerade ihr anschloß, und während die anderen von dem eigenartigen Reiz dieses immer milder werdenden Weges redeten und all seine Schönheiten genossen, waren sie und ihr Begleiter eigentlich nur miteinander beschäftigt.

Ladány's Augen waren äußerst beschäftigt bei dem Studium der kraftvollen Anmut, die sich in jeder Linie und in jeder Bewegung der jungen Frau zeigte, und diese wiederum legte, ihrem Begleiter unbewußt, lebhaft plaudernd die Sonde an seine Innerlichkeit.

Als das weiße Haupt des Monte Rotondo am Ende der Nestonikafchlucht über dem dunklen Hochwald vor ihnen auftauchte, mußte Frau Wilkins zweierlei: daß sie noch niemals einen so romantischen Weg gegangen war, und daß der Mann neben ihr nur insofern interessant sei, als er eine Rolle spielte, die Rolle eines reichen Kavaliere. Er hatte ihr von den Gütern seiner Familie erzählt und von dem herrlichen Leben, das der adelige Ungar führt, hatte durchblicken lassen, daß er am Hofe seines Königs keine geringe Rolle spiele, und daß er von dem Freunde Franz Josephs I., dem Serbenkönig Milan, zu einer schwierigen Mission ausgesendet sei. Frau Gerald hatte er ungeniert seine Freundin genannt.

Dies allein schon kennzeichnete ihn als Lügner, denn jener kurze Augenblick hatte es klar bewiesen, daß von Freundschaft zwischen diesen beiden keine Rede sei, wohl aber, daß Ladány eine gewisse Macht über Frau Gerald besitze.

Unter einer Gruppe herrlicher Lärchen hielt Frau Wilkins an. Sie mußte einstweilen genug, deshalb bat sie mit einem Lächeln, das Ladány einfach bezaubernd fand, man möge hier die anderen Mitglieder der Gesellschaft erwarten.

Diese trafen bald ein, sie waren ganz entzückt über die großartigen Szenerien, deren sie ansichtig geworden waren.

Frau Mengs war von allen die Entzückteste, nur ihre körperliche Lebhaftigkeit hatte nachgelassen, und

Christensen, der mitunter zum Spotten neigte, machte den Doktor darauf aufmerksam, wie so schnell, daß sie darüber sogar zu posieren vergaß, Frau Mengs sich auf den weichen kurzen Rasen niedergelassen hatte, und wie sie verstoßen abwechselnd die sie vermutlich brennenden Füße an sich zog, dabei aber doch durch ihre Eitelkeit die Kraft gewann, über die Herrlichkeit dieser Partie unaufhörlich zu plappern.

Weit ruhiger gebärdete sich Frau Gerald, Frau Clarke und Fräulein Martha; trotzdem erzählten ihre glänzenden Augen, ihre frohen Gesichter und ihre unverminderte Frische, daß sie weniger die Strapazen des langen Marsches, als die Herrlichkeiten, die sich vor ihnen aufgetan, fühlten.

Und wie diese jungen Damen, so waren auch die männlichen Mitglieder der Gesellschaft sichtlich von dem Gesehenen hoch befriedigt, aber so romantisch war keiner gestimmt, daß er nicht mit Vergnügen die Vorbereitungen gesehen hätte, welche Manil zu treffen begann, der mit Hilfe eines Hoteldieners, welcher ein wohlbeacktes Maultier heraufgeführt hatte, eine reichhaltige Tafel auf dem bemoosten Waldboden deckte.

Als man den mitgebrachten Lebensmitteln zur Genüge zugesprochen, ruhte man noch eine gute Weile und lauschte mit Interesse den Worten des Professors, welcher über die Wendetta zu reden begonnen hatte, deren letzte und schauerlichste Akte gewöhnlich in solchen Hochgebirgswildnissen zu spielen pflegten, wie sie jetzt die Reisenden umgab. Dazu schauten von allen Seiten gewaltige Felsmassen in den bizarrsten Formen auf sie nieder, und wahre Riesen von Lärchen wiegten ihre langen, moosbehangenen Äste in dem kühlen Wind, der vom Monte Rotondo herüberwehte; überall sah man schäumende Wasser niederstürzen, und zuweilen

strich ein Geier mit heiserem Schrei über das schluchtartige Tal und über die Macchia \*) hinweg.

Die Blutrache und die schrecklichen aus ihr entstehenden Verbrechen haben nirgends einen geeigneteren Boden gefunden als auf Korsika, wo man Jahrhunderte hindurch auf Selbsthilfe angewiesen war, wo in ewigem Kampf die Menschen rauher und heißblütiger wurden, als sie es in glücklicheren Ländern sind. Das Dichterswort: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären,“ erfüllt sich nirgends schrecklicher als im Bezuge auf die Vendetta, denn der erste Totschlag zieht meist eine kaum endende Reihe anderer blutiger Taten nach sich.

Der Name der kleinen Felsenriffe, welche in der Nähe von Ajaccio liegen und Isles sanguinaires — die blutigen Inseln — heißen, müßten eigentlich für ganz Korsika gelten, und dieses ganze Land sollte „Blutinsel“ heißen, denn Ströme Blutes haben seinen Boden schon gefärbt.

So sind in der Zeit von 1683 bis 1715 nachweisbar nicht weniger als 28,715 Mordtaten in Folge der Vendetta auf Korsika verübt worden, und die Summe derer, welche in der neueren Zeit, und zwar vom Jahre 1821 bis 1851, der Blutrache zum Opfer fielen, betrug immerhin noch 4300. In der jüngsten Zeit hat mehr die allgemeine Entwaffnung als die fortschreitende Bildung der Korsen dem gräßlichen Unwesen ein wenig gesteuert.

\*) Macchia heißt der fast undurchdringliche Buschwald im schwer zugänglichen Hochgebirge Korsikas. Ein solcher erstreckt sich auch zwischen dem Monte Rotondo und dem Monte Cinto, und diese Macchia wird gewöhnlich von jenen Korsen zum Aufenthalte gewählt, welche die Vendetta geübt und deshalb der Verfolgung verfallen sind.

Davon und von allerhand geschichtlichen Ereignissen erzählte Herland seinen Zuhörern während der Rast unter den alten Lärchen. Er hatte sehr aufmerksame Zuhörer. Selbst Knut Christensen verlor kein Wort von dem lebendigen Vortrag, wiewohl er eifrig das großartig milde Bild stizzierte, das sich nicht nur seinen Augen, das sich auch seiner Seele bot. Und auch Frau Wilkins folgte seiner Rede, aber sie war doch nicht ganz bei der Sache, denn sie hatte abermals eine Beobachtung gemacht, und diese Beobachtung hatte eine ganze Reihe von Gedanken zur Folge, welche mit den Verhältnissen auf Korsika nichts zu tun hatten.

Als Herland in so recht anschaulicher Weise den leidenschaftlichen Haß schilderte, dessen der Korse seinem Feinde gegenüber fähig ist, waren die schönen, ernsten Augen der Wilkins unwillkürlich zu Frau Gerald hinübergewandert.

Unwillkürlich, ja, oder vielleicht auch infolge einer Ideenverbindung. Frau Gerald konnte ja auch hassen, das mußte ihre Beobachterin schon, die Wilkins also mußte unwillkürlich die schöne, blonde Frau ansehen, als der Professor von der Hassensfähigkeit der Korseu redete, aber ihre Augen blieben nicht auf diesem reizenden Gesichte, sondern wanderten weiter.

Dicht neben Frau Gerald, welche auf einem Steinblocke saß, lag Ralph Taylor im Grase, und nahe bei ihm hatte John Rustin sich gelagert. Er hatte sich soeben eine Zigarre angezündet. Sie brannte ausgezeichnet, der blaue und der bräunliche Rauch ihrer beiden Enden wurde vom Winde bis zur Wilkins hinübergetragen. Er schien ganz mit Zuhören und Rauchen beschäftigt zu sein, aber seine Gedanken waren doch, das zeigte sich soeben jetzt, nicht ganz und gar bei der korsischen Vendetta.

Seine Zigarre brach nämlich plötzlich mitten entzwei, und er schleuderte sie von sich. Das allein schon war auffallend, und es schauten denn auch mehrere aus der Gesellschaft nach ihm, den Blick aber, den er, gerade als die Zigarre zwischen seinen Fingern zu knistern begann, auf Ralph heftete, den hatte nur die Wilkins bemerkt.

Es war ein Blick voll glühenden Hasses gewesen.

Als Doktor Lange fragte: „Haben Sie sich verbrannt?“ war Rustins Aufregung schon vorüber, und er konnte schon wieder in seiner liebenswürdigen Art sagen: „Sawohl, aber bitte, stören wir den so hochinteressanten Vortrag über die Leidenschaftlichkeit des Hasses nicht.“

Herland redete weiter, und die anderen lauschten seinen Schilderungen, und John Rustin lag jetzt still im Grase und pflückte ein Blüthen nach dem anderen von einem Erikasträmmchen ab, das allerliebste rosig sich über dem kurzen Grase erhob.

„Also er haßt seinen Vetter!“ dachte die Wilkins. „Warum wohl? Liebt er etwa Frau Gerald, die er ja nicht seit dieser Reise erst zu kennen braucht. Sie hat ziemlich lange Zeit in New York gelebt. Dort kann er sie kennen gelernt haben, dort kann er sich — kein Wunder! — in sie verliebt haben, vielleicht ohne daß Taylor davon wußte. Darüber muß ich diesen noch ausfragen. — Stimmt es wirklich, daß er mit Frau Gerald gleichzeitig in New York war?“ setzte sie ihr Denken fort. „Ja, es stimmt, denn sie hat, wie sie sagte, mehr als ein Jahr dort gelebt, und im Mai dieses Jahres ist sie erst nach Europa zurückgekehrt, und Reginald Lewis —“

An dieser Stelle ihrer Erinnerungen angekommen, lächelte Frau Wilkins eigentümlich. „Reginald Lewis

hat seine Briefe an Edith Hamilton zwischen dem 3. Februar und dem 21. März dieses Jahres aus New York abgesandt. Es stimmt also. John Rustin hat Zeit gehabt, sich in New York in Frau Lavinia Gerald zu verlieben, und heute, nun heute hat er seinem Vetter, der dieser Frau sichtlich sehr viel gilt, einen Hassesblick zugeworfen. Das ist des Nachdenkens wert — sehr wert nach all dem, was ich vorher schon über — Reginald Lewis wußte und —“

Hier brachen Frau Wilkins' Gedanken plötzlich ab. Herland hatte nämlich seinen Vortrag beendet, und Doktor Lange forderte die Gesellschaft auf, die prächtige Skizze, die Christensen inzwischen geschaffen, anzusehen.

Bald darauf brach man auf, und einige Stunden später befand man sich wieder in Corte.

Als das spät eingenommene Mahl beendet war, zog Frau Wilkins sich in ihr Zimmer zurück.

Sie las dort einen Brief, den sie schon in Genua empfangen hatte. Diesem ziemlich umfangreichen Schreiben lag eine Photographie bei, das Bildnis eines sehr hübschen jungen Mannes.

Es war eine ganz kleine Photographie, ein sogenanntes Medaillonbildchen.

Frau Wilkins betrachtete es lang. Dann legte sie es wieder zu dem Brief, tat diesen in den Umschlag und verschloß denselben in ihrem Koffer.

„Dummkopf!“ sagte sie, als sie den Schlüssel zum ersten Male drehte. Als sie ihn zum zweiten Male einschnappen ließ, sagte sie: „Schurke!“

Am nächsten Morgen ging die Fahrt weiter. Frau Wilkins hatte es so einzurichten gewußt, daß Ladány und John Rustin in demselben Wagen fuhren, den sie

bestieg. Ein bißchen Kofetterie war die Lockspeise für die beiden gewesen.

Sie hatte dieses, ihr sonst widerwärtige Mittel diesmal gern angewendet, um sich die Gesellschaft der genannten Herren zu sichern, nicht nur deshalb, weil diese tatsächlich ihr Interesse erregt hatten, sondern auch weil sie wußte, daß sie dadurch Parteien trennte, zwischen denen wenigstens einerseits eine große, ja eine zweifellos sehr große Abneigung bestand.

Auf einer jäh ansteigenden, sich vielfach windenden Straße ging es an mauerumgürteten Weilern bis zu dem ärmlichen Dörfchen San Pietro di Venaco hinauf, von wo aus der Weg, noch viel steiler werdend, wieder nach dem stattlichen Serraggio hinunterführt.

Gegen Mittag erreichten die Wagen den Gravone und rasselten über jene Brücke, welche unter der Leitung des Korporals Bernadotte, des nachmaligen Königs von Schweden, erbaut worden ist. Eben als die Sonne zum Meere niederstieg, zeigte sich den entzückten Augen der Reisenden jenes von grünen Höhen eingeschlossene Tal, darin alle Gewächse des Südens, von der Rebe bis zur Palme, gedeihen und darin Ajaccio gebettet ist, der Campo d'oro — die goldene Au.

Und als die Sterne am Himmel zu glänzen begannen, vereinte die gemütliche Tafel in der hübschen Kajüte der „Savoia“ wieder alle, die sich ihr zur fröhlichen Mittelmeerfahrt anvertraut hatten. Das Schiff war knapp eine Stunde vor den Landreisenden in Ajaccio angelangt.

Alle waren von der reizvollen Inselahrt höchlichst befriedigt. Am meisten aber Frau Wilkins, denn sie nahm außer der Erinnerung an die erhabene Natur noch etwas anderes von Korsika mit, die Erinnerung an einen sonderbaren Blick und die Gewißheit, daß sie



seit gestern einen ernst zu nehmenden Verehrer besaß. Dies war Herr v. Ladány, in welchem die schöne Frau durch einige flüchtig hingeworfene Bemerkungen die Vorstellung erweckt hatte, daß sie über ein so recht amerikanisches Vermögen zu verfügen habe. Es machte der Wilkins wenig aus, daß Ladány's Schwärmerei zu drei Vierteln diesem leider nicht vorhandenen Vermögen galt, und noch viel weniger war ihr an seiner Huldigung gelegen, aber eine hohe Befriedigung gewährte es ihr, die ihr rasch lieb gewordene Lavinia Gerald von einem Menschen zu entlasten, dessen Gegenwart nicht nur ihr, sondern auch Taylor sichtlich keine Freude bereitete. —

Die „Savoia“ blieb über Nacht und auch noch den Vormittag über im Hafen von Ajaccio, woselbst die Erinnerung an den berühmtesten Korsen, an Napoleon I., mit gutem Grunde mehr als anderswo lebendig erhalten wird. Natürlich besuchte man auch Napoleons Geburtshaus.

Danach gingen die beiden Vettern aufs Postamt. Ajaccio war ja eine der Stationen, an welchen die „Savoia“ programmgemäß anlegte; so hofften also die meisten ihrer Passagiere Briefe daselbst zu finden.

Auch Ralph erwartete eine Nachricht von seinen Verwandten. Er hatte seiner ihm sehr lieben und wie er mußte verlässlichen Schwester Jane schon am 22. August die Namen der Städte, in denen er Briefe zu finden hoffte, telegraphisch bekannt gegeben, und das war nicht umsonst geschehen. Er konnte richtig einen Brief mit dem Stempel Pullman abheben.

„Für mich ist nichts da?“ fragte John, der, dicht neben ihm stehend, dem Beamten seinen Namen genannt hatte und nun zusah, wie dieser die unter R eingereichten Briefe durchsuchte und sie achselzuckend wieder in das offene Fach schob.

„Nichts,“ sagte Ralph, „aber du wirst ja durch meinen Brief erfahren, wie es zu Hause steht.“

„Wer hat dir denn geschrieben?“

„Jane.“

Die Frage war ganz überflüssig gewesen. Rustin hatte ganz gut Janes klare Schrift erkannt. Er sah, wie sein Vetter den Brief ungelesen in die hübsche Brieftasche aus Mufflonleder steckte, die er soeben vorhin in der Rue Fesch gekauft hatte.

Eine halbe Stunde später begab man sich an Bord. Man hatte gerade noch so viel Zeit, am Hafen etliche Taucher niedersteigen zu sehen und ihr Emporkommen abzuwarten, welcher Vorgang auch noch andere zu interessieren schien, denn die Hafenstraße war so voller Leute, daß die Gesellschaft der „Savoia“ sich geradezu durchdrängen mußte, um zu dem Schiffe zu gelangen.

Dort empfing sie Herr Lehmann schon mit der Bemerkung, daß sie sich sehr beeilen müßten, wenn die herrlichen Fische, die heute auf den Tisch kommen würden, nicht an Güte verlieren sollten.

So eilte denn jeder nach seiner Kabine, um rasch Toilette zu machen, und die ganze fröhliche Gesellschaft fand sich sehr bald an der Tafel wieder zueinander.

Als die in der Tat herrlichen Fische aufgetragen wurden, fehlten nur noch zwei Personen, Frau Mengs, die immer ziemlich lang zu ihrer Toilette brauchte, und John, von welchem man dies nicht behaupten konnte.

Die Platte hatte schon einmal die Runde gemacht, da traten die beiden dicht hintereinander ein. Frau Mengs befand sich in bester Laune, natürlich, denn die, welche der Tür zunächst saßen, hatten ja noch ein wenig von den Komplimenten gehört, mit denen Rustin sie bedacht hatte, und der nicht immer sehr geschmackvolle Lehmann drohte der ganz Glücklichen

und sagte neckend: „Ah, darum kommen die Herrschaften so spät!“ — welche Bemerkung übrigens weder die ältere Kofette noch Rustin übel aufnahmen.

Nur fiel es Frau Wilkins, neben welcher letzterer seinen Platz hatte, auf, daß er sehr nervös war; seine Hand zitterte, als er die Fischelle ergriff.

Aber das gab sich bald, und schon während des nächsten Ganges war Rustin wieder ganz der liebenswürdige, lebhafteste Gesellschafter, als der er sich gestern gezeigt hatte.

Schon während des Mahles hatte die „Savoia“ ihre Fahrt wieder aufgenommen, und als man sich auf das Deck begab, konnte man gerade noch einen letzten Blick auf die goldene Au hinüber tun. Die ganze Gesellschaft hatte sich zwanglos gruppiert und tauschte Bemerkungen über alles bisher Gesehene aus.

Auch Taylor war recht lebhaft, und vielleicht nur deshalb gar so froh, weil er, um die wunderschöne Uferlandschaft kritisieren zu können, an Savinias reizendem Profil vorüberschauen mußte.

Mitten in einer Bemerkung aber, welche er über Ajaccio machte, fiel ihm ein, daß er ja eine Nachricht aus der Heimat erhalten habe. Unwillkürlich griff er in die Brusttasche seines Rockes, da erinnerte er sich, daß er sich, ehe er zu Tische gegangen, ja umgekleidet habe.

Er suchte Manil mit den Augen, und er fand ihn auch, denn der treue Chilene hielt sich, wenn es irgend anging, stets in der Nähe seines Gebieters auf.

„Was soll ich, Herr?“ fragte er, sofort herantretend, in seinem schlechten Englisch.

„Bringen Sie mir die Briestafche aus dem Rock, den ich heute vormittag trug,“ sagte Taylor freundlich, hielt dann aber Manil, der schon forteilen wollte, wieder

zurück, indem er fortfuhr: „Es ist eine neue Briefftasche, die ich meine, ich habe sie heute erst gekauft.“

Manil verbeugte sich und eilte fort. Er war immer sehr rasch bezüglich der ihm aufgetragenen Besorgungen, deshalb wunderte Taylor sich, daß er diesmal sehr lange fortblieb.

Aber da kam er ja schon, nur brachte er die Briefftasche nicht mit und meldete: „Herr, in dem Rock, den Sie heute vormittag trugen, ist nur Ihre alte Briefftasche.“

Taylor hatte sich erhoben. „Wissen Sie das gewiß?“

„Ich habe es schon vorher gemußt, Herr, denn ich habe ja den Anzug, welchen Sie heute vormittag trugen, schon gebürstet und aufgehoben, dabei aber habe ich nur Ihre alte Briefftasche gefunden und in den gelben Koffer gelegt.“

„So ist mir das andere Portefeuille gestohlen worden,“ sagte geärgert Taylor.

Lavinia schaute ihn ein wenig verwundert an. „Wie kann Sie das so aufregen?“ meinte sie lächelnd.

„Es war ein Brief darin, den ich in Ajaccio behob und den ich jetzt lesen wollte.“

Rustin, der sich soeben eine Zigarre angezündet hatte, machte eine Bemerkung über die Gefahr, in die der Inhalt unserer Taschen leicht gerät, wenn wir uns an fremden Orten in einem Gedränge befinden.

Ralph aber ging selber in seine Kabine, um noch einmal nachzusehen, ob denn die neue Briefftasche mit ihrem ihm bedeutend wichtigeren Inhalt nicht doch etwa sich noch finde, aber Manil hatte schon jede Spalte des Koffers und jeden Winkel der ganzen Kabine durchsucht.

Man hatte Taylor also richtig bestohlen.

Als er wieder auf das Deck ging, tauchte soeben

Kap Muro auf. Den See nahm man angesichts des Vorgebirges Penetosa ein, und als die kleinen Inseln Le Moines in Sicht kamen, huschten soeben die letzten Sonnenstrahlen über die leicht bewegte See.

Aber dunkel war es noch lange nicht. Eine wunderbare Helligkeit war zurückgeblieben, so daß man noch recht deutlich die Küste gewahren konnte, an der, kaum einen Büchschuß weit von ihr, die „Savoia“ dahinzog.

Deronge, Ralph und Lavinia, Frau Wilkins und Knut Christensen ließen sich soeben vom Kapitän über eine seiner Fahrten nach Malta berichten, während die anderen da und dort in Gruppen über das Deck verteilt waren, da erscholl plötzlich der alarmierende Ruf: „Mann über Bord!“

Augenblicklich war das ganze friedliche Bild verändert. Alles eilte nach der Stelle, wohin man etliche der Matrosen laufen sah, und schreckensbleich suchte jeder den Verunglückten zu erspähen. Es konnte ihn jedoch keiner gewahren. Die „Savoia“ hatte einen raschen Lauf. Der da ins Meer gefallen war, mußte sich jetzt schon weit hinter dem Schiffe befinden, und wenn er sich auch noch auf der Oberfläche hielt, blieb er doch unsichtbar, denn hundert und aberhundert Wellenhäupter regten sich ringsum, und der Abendwind trug Schaumnäuel heran, und das bleiche Kielwasser, das die „Savoia“ gleich einer Schleppe hinter sich herzog, bauschte sich in tiefen Falten.

Auf dieses Gewoge waren jetzt die angstvollen Augen der Reisenden gerichtet. Die Wilkins blaß, aber ruhig, stützte die zitternde Professorin. Ralph hielt Lavinias kalte Hand fest, und Clarke beruhigte seine Frau damit, daß er sie darauf aufmerksam machte, wie rasch zwei der Rettungsboote bereit gemacht wurden, um dem Verunglückten zu Hilfe zu kommen.

Deronge musterte rasch seine Reisegefährten. Drei davon waren nicht anwesend: die Morris, welche freilich die meiste Zeit in ihrer Kabine zubrachte, Rustin und Manil. „Ist's einer von der Bemannung?“ erkundigte er sich bei dem Matrosen, welcher den Ruf ausgestoßen hatte und der zufällig an ihm vorüberkam.

Der Mann rief ihm nur eine Verneinung zu, dann eilte er weiter.

Im selben Augenblicke tauchte die hohe, hagere Gestalt von Lavinias Dienerin im Kajüteneingang auf.

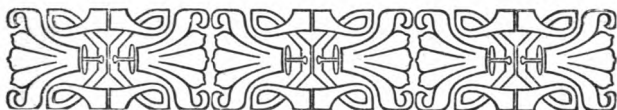
„Also Rustin oder Manil,“ dachte der Franzose, der mit geschlossenen Lippen und weitgeöffneten Augen den Gantierungen der Schiffsleute folgte.

Das eine der Boote stieß eben, mit drei Matrosen bemannt, von der „Savoia“ ab. Eine Minute später folgte ihm das zweite Boot.

Ein Aufatmen der Erleichterung ging über das Schiff, dessen mächtiger Leib unter der Einwirkung des Stoppens leise zitterte.

(Fortsetzung folgt.)





# Die Schatzgräber.

Novellette von Eugenie Kirsch.

Mit Illustrationen  
von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)

**A**uf Schloß Dobrizka saß man an der reich besetzten Mittagstafel. Von der fast sommerlichen Schwüle des klaren Herbsttages war nichts zu spüren in der großen, mit Steinfliesen belegten Vorhalle des alten Polennestes. Die drei Herren, die es sich hier wohl sein ließen, hatte das Schicksal erst seit kurzem zueinander geführt.

Hauptmann v. Mahrenholz und Leutnant v. Zink standen im Dienst der Topographie, der sie nötigte, bald hier, bald dort auf den verschiedenen Landgütern ihre oft recht ausgedehnten Gastrollen zu geben.

Der ältere der beiden Offiziere, dessen gutmütiges, etwas stark gerötetes Gesicht, wie seine zur Fülle neigende Gestalt den behaglichen Genußmenschen verriet, ergriff soeben sein Glas mit dem eisgekühlten köstlichen Rheinwein, um es auf das Wohl des Schloßherrn von Dobrizka, des „liebenswürdigen aller Gastgeber“, zu leeren.

„Was habe ich gesagt, gleich am ersten Abend, den wir unter diesem gastlichen Dache verbrachten?“ wandte

er sich seinem jüngeren Kameraden zu und fuhr dann fort: „Hier gefällt mir's! hab' ich gesagt. Alles feudal und dabei behaglich, besonders für einen eingefleischten Junggesellen wie meine Wenigkeit. Keine Hausfrau, der man feierlich die Hand lüffen, und keine Töchter, denen man den Hof machen muß.“

Bei diesem Punkt seiner Rede zuckte ein Lächeln um den Mund des Hausherrn, das indessen den Redefluß des Hauptmanns nicht zum Stillstand brachte.

„Ferner eine Köchin, die wirklich kochen kann, und ein Weinchen —“

Entzückt und mit Kennermiene tat er einen langen Zug aus seinem Glase.

Diese Pause benutzte Fink, um auch einmal zu Worte zu kommen. „Eines haben Sie vergessen bei Ihrer Aufzählung der Vorzüge von Dobrizka,“ mahnte er mit einer Handbewegung nach einem der hohen Bogen hin, durch welche man in das Geäst einer mächtigen Linde blickte. „Den wundervollen Park, auf dessen Rasenflächen der Mondschein Abends die Schatten dieser riesenhaften, uralten Bäume zaubert. Der Anblick ist mir lieber als alle sonstigen Genüsse, die uns die Güte unseres Wirtes hier verschafft.“

„Geschmackssache!“ meinte der Hauptmann achselzuckend. „Ich habe beispielsweise ein Vorurteil gegen den Mondschein, seit —“ er fuhr sich mit einer bezeichnenden Gebärde und einer gewissen schonenden Vorsicht über die künstlich verteilten Haarsträhnen seines Denkerhauptes.

Der Hausherr, Baron v. Alten, lachte herzlich. Viel Humor und neben aller Offenheit und Güte auch ein gut Teil der sogenannten Bauernschlauheit spiegelten seine blauen Augen wider, die er dem schwärmerischen Fink jetzt zugewendet hatte.



„Herr Leutnant, Sie werden doch nicht zu jenen Unglücklichen gehören, die sich einbilden, ihren Beruf verfehlt zu haben? Hätten lieber Maler oder Dichter werden wollen, wie?“

„Das wäre für mich eine zu unpraktische Tätigkeit gewesen, abgesehen von der mangelnden Begabung,“ lautete die etwas schwermütige Antwort des nicht gerade mit Glücksgütern gesegneten jungen Herrn, den die Natur zum Ersatz dafür durch seine hohe Gestalt, sein vornehmes, etwas blaßes Gesicht mit den dunklen, träumerischen Augen zu einer hervorragenden Erscheinung gestempelt hatte. „Doch kann ich nicht leugnen, daß ich Ihren Beruf dem meinen bedeutend vorziehen würde, Herr v. Alten.“

Dieser machte ein höchst erstauntes Gesicht. „Den meinigen?“

„Ja, allerdings,“ fuhr der Leutnant fort. „In keinem anderen Beruf sind Poesie und Prosa in so inniger Weise miteinander verbunden als in der Landwirtschaft. Wenn Sie um vier Uhr früh Ihr Pferd besteigen und in den aufdämmernden Morgen reiten —“

„Erlauben Sie mal, um vier brauche ich durchaus nicht schon aus den Federn zu kriechen. Wozu wäre denn der Inspektor da?“ verteidigte der Schloßherr seinen angegriffenen Morgenschlaf. „Und wenn ich um sechs meine Inspektionsreise antrete, dann geschieht's zu Fuß und nicht in den „aufdämmernden Morgen“, sondern als erstes Ziel in den angenehm duftenden Schweinestall hinein. Der ist nämlich meine starke und Herrn Müllers schwache Seite. Wenn Sie mich einmal dahin begleiten und auf die poetischen Seiten dieses Aufenthalts aufmerksam machen wollten, würde ich Ihnen sehr verbunden sein. — Das muß ich Ihnen aber vorher sagen: an das „Mädchen aus der Fremde“

oder die „Jungfrau von Orleans“ erinnert meine alte Schweinemagd Maruschka nur sehr entfernt.“

Die Herren lachten, und Fink erklärte, lieber auf das Programm verzichten zu wollen, da er sich seine Illusionen nicht gern zerstören lasse.

„Nun, was die Illusionen anbelangt,“ bemerkte Herr v. Alten, „so wird man kaltblütiger mit den Jahren, und das Spiel mit Seifenblasen verliert mehr und mehr an Reiz. Eines aber leugne ich nicht: das Landleben hat seine sehr guten Seiten. Die Liebe zur eigenen Scholle, der Umgang mit der natürlichsten Natur, die uns hier wie nirgends entgegentritt, erhält Geist und Körper frisch und gesund.“

„Mir aus der Seele gesprochen!“ rief Fink mit Begeisterung. „Steht doch schon in der Bibel geschrieben: Da ließ Gott der Herr den Adam aus dem Garten Eden, daß er das Feld bauete, davon er genommen ist.“

„Nun, bester Kamerad, dann versäumen Sie ja nicht diese Pflicht!“ mahnte der Hauptmann mit gutmütiger Ironie. „Nehmen Sie Ihren Abschied und kaufen Sie sich ein Rittergut. Bei der Anlegung eines soliden Weinkellers stehe ich Ihnen gern mit Rat und Tat zur Seite.“

Der Leutnant verneigte sich dankend. „Tief gerührt, Herr Hauptmann. Vielleicht stellen Sie mir auch das Kapital zur Ausführung dieses reizenden Planes zur Verfügung?“

„Gernach, Ihr Herren,“ mischte sich Baron v. Alten, der mit Vergnügen der Unterhaltung gefolgt war, hier ein. „Warten Sie lieber mit Ihren Unterhandlungen, bis Ihnen ein gütiges Geschick einen Lotteriegewinn — aber einen recht großen — oder eine reiche Frau — aber eine schwerreiche — zukommen läßt. Alsdann kann man weiter über Ihre Pläne und Wünsche reden.“

„Also billiger machen Sie's nicht, Herr Baron?“  
 seufzte der Leutnant. „Dann werde ich wohl dem ge-  
 segneten Stande der Agrarier niemals angehören. Denn  
 in der Lotterie spiele ich grundsätzlich nicht, und so-  
 genannte goldene Fesseln lasse ich mir um den schönsten  
 Herrnsitz der Welt nicht anlegen.“

„Bravo!“ Der Hauptmann schlug dem jüngeren



Kameraden kräftig auf die Schulter. „Nur sich nicht  
 binden lassen, weder mit goldenen noch den sogenannten  
 Rosenketten der Ehe. Mit der Zeit schneidet jede Fessel  
 ins Fleisch.“

Der Hauptmann schüttelte sich dabei, als ob er sich  
 überzeugen wollte, daß noch keine Ketten um ihn klrirten.

Danach schwiegen die Herren eine Weile, und jeder  
 spann wohl in seiner Weise an dem Faden des ge-  
 führten Gesprächs weiter. Ein Lächeln flog um den  
 Mund des Hausherrn, als er endlich den Blick von

dem kostbaren Damasttisch Tuch erhob, in dessen eingewebte Figuren die grübelnden Augen fast ein Loch gebohrt hatten.

„Haben Sie schon einmal von vergrabenen Schätzen sprechen hören, meine Herren?“ fragte er und sah von einem seiner Gäste zu dem anderen.

„O gewiß,“ lautete die etwas erstaunte Antwort Zinks. „Schon in meiner Kinderzeit — und zwar mehr als meiner Mutter damals in Anbetracht ihres Gemüsegartens lieb war. Glaubte ich doch, daß unter den Petersilien, Mohrrüben und anderen nützlichen Gewächsen auch die berühmte Springwurzeln zu finden sein müßte. Mein Irrtum wurde mir allerdings in sehr handgreiflicher Weise klar gemacht, und ich habe seitdem eine gegründete Abneigung, mich mit den Geheimnissen der Unterwelt zu befassen.“

„Was Ihnen nach dieser schmerzlichen Erfahrung nicht zu verdenken ist,“ lachte der Hausherr. „Da mich aber Ihre Vorliebe für die notleidende Landwirtschaft gerührt hat, und ich Sie mit Freuden als Gutsnachbarn begrüßen würde — es sollen nämlich in der Nähe von Dobrizka ein paar famose Güter zum Verkauf stehen — so will ich Ihnen ein Geheimnis verraten, wie Sie auch ohne Springwurzeln zu verborgenen Schätzen kommen können.“

Ausrufe des Staunens und der Spannung ließen sich vernehmen.

„Jawohl, meine Herren, und Sie werden mich vielleicht jetzt fragen, warum ich nicht schon selbst diese Schätze gehoben habe. Aber fürs erste habe ich, wie Sie wohl sehen, für mich genug zum Leben, sogar noch ein kleiner Notgroschen liegt da für die Extraspäße, die sich die Landwirtschaft bisweilen leistet. Und im übrigen schlafe ich lieber den Schlaf des Gerechten in meinem

Bette, als daß ich meine Nächte auf einem Geldsack kauend verbringen möchte. Dies würde nämlich mein unabwendbares Los sein, wenn ich im Vollbesitz der gefundenen Schätze bleiben wollte. Die lieben Polacken hier haben einen erstaunlichen Spürsinn für dergleichen und würden mich bald von allem sündhaften Überfluß befreit haben. — Meinst du nicht auch, Januschek?"

Der Angeredete lächelte verlegen. Er war gerade im Begriffe gewesen, eine noch halb gefüllte Flasche Wein mitzunehmen und durch eine volle zu ersetzen. Als er sich von seinem Herrn beobachtet sah, hielt er wie prüfend den teuren Gegenstand gegen das Licht, um ihn alsdann mit einem Blick auf die noch nicht geleerten Gläser wieder in den Eiskübel zu versenken.

„Du kannst jetzt gehen,“ fügte der Baron nach diesem kleinen Zwischenpiel zwischen Herrn und Diener hinzu. „Aber schließe die Thür gut. Du weißt, Vorher an der Wand vertrage ich nicht.“

Recht mit Nachdruck wurde das gesagt. Denn Herr v. Alten kannte die Kniffe seines sonst vorzüglichen Dieners, was ihrer Freundschaft übrigens keinen Abbruch tat. Erst als die Thür hörbar von außen ins Schloß geschnappt war, begann der Freiherr seine Erzählung.

„Es war im Jahre achtundvierzig, als es auch in dem polnischen Herenkessel hier zu sieden begann. Unruhen da und dort, heimliche Versammlungen in den Städten und in den Dorfschenken. In Dobrizla saß damals ein ganz Fanatischer von der polnischen Sippe. Der verbürgte sich mit Gut und Blut für die Sache seines Volkes. Was er an barem Geld hatte, gab er hin für die heimliche Ausrüstung seiner Leute. Aber was da an Kostbarkeiten in Schloß und Keller herumstand: Leuchter, Pokale und so weiter, das konnte er in der

Gile nicht alles umsetzen, weil er bald selbst in den Kampf gezogen wurde. Er soll gleich in einem der ersten Scharmügel mit den verhaßten Preußen gefallen sein. Mein Vater hat dann später das herrenlos gewordene Gut vom Staate erworben, und ein altes Weib, das noch unter dem verstorbenen Grafen im Schlosse gedient, hat ihm vor seinem Tode folgende Mordgeschichte anvertraut: Kurz vor seinem Auszuge hätte der Graf alle Schätze seines Hauses in zwei mächtige Truhen gefüllt. Nächtlicherweile haben die Schloßbewohner darauf in den Kellereien hier unten klopfen und lärmern gehört, und eine der Truhen ist verschwunden gewesen. Bald danach hat man auch die zweite im Schlafzimmer des Grafen nicht mehr gesehen. Das bewußte Weib aber hat nach ihrer Behauptung den Herrn mit seinem vertrauten Diener beobachtet, wie sie, natürlich zu mitternächtlicher Geisterstunde, mit der zweiten Truhe das Schloß verlassen und keuchend und stöhnend den Weg nach der großen Wiese hinter dem Park eingeschlagen haben. Von Neugierde getrieben, ist sie ihnen nachgeschlichen und hat, hinter Haselgebüsch verborgen, dann auch das weitere mit angesehen. Zunächst hat der Graf einen schauerlichen Fluch ausgestoßen über die Feinde und Unterdrücker seines Volkes im allgemeinen, dann über den dereinstigen glücklichen Finder im besonderen, der die Truhe sich unrechtmäßig aneignen sollte. Drei Löcher hat er dann in die Erde gebohrt und augenscheinlich Samenkörner hineinversenkt. Als aber danach die eigentliche Schatzgräberei mit Hacke und Spaten ihren Anfang genommen, da — hat ein böser Geist der Zeugin die Augen zugeedrückt, wie sie meinem Vater schluchzend bekannte. Sie hatte schlafen müssen und erst wieder aufwachen dürfen, als die Truhe, der Graf und sein Diener ver-

schwunden waren. Die vergrabenen Schätze hat noch niemand zu heben gewagt. Auf der Wiese aber sind seitdem drei mächtige Blutbuchen gewachsen.“

„Unseren besten Dank, Herr Baron, für die schauerlich interessante Geschichte und das uns geschenkte Vertrauen,“ sagte der Hauptmann, als Herr v. Alten geendigt hatte. „Abgesehen von der angenehmen Aussicht, durch den polnischen Grafen den Hals umgedreht zu bekommen, wenn man seinen unterirdischen Geheimnissen nachspürt, müßte es ein ganz angenehmer Sport sein, hier ein wenig zu schatzgräbern. Käme vielleicht noch ein bescheidener Funderlohn heraus dabei — wie?“

„Nun, meine Herren, ich habe mir sagen lassen, ein Soldat fürchte nichts auf der Welt als seinen Vorgesetzten, wenn der schlecht geschlafen hat, und so werde ich mit meinem Vorschlage hoffentlich Glück bei Ihnen haben. Benutzen Sie den heutigen Ruhetag zu einer gründlichen Suche nach den verborgenen Truhen. Den Weg zum Glück habe ich Ihnen gewiesen, und ich gebe Ihnen nun noch mein feierliches Versprechen: Alles, was Sie an Schätzen im Keller oder auf der Wiese finden sollten, das gehört Ihnen erb- und eigentümlich. Nicht einen Puchlappen will ich davon haben.“

„Es gilt!“ riefen die Herren in fröhlichster Weillane und dadurch gesteigerter Unternehmungslust. „Möge dieser Pakt Sie nie gereuen!“

„Ich wandere mit Vergnügen nach der bewußten Wiese,“ bemerkte Herr v. Fint.

„Und ich ziehe es vor, im Schatten zu sechten,“ meinte der Hauptmann zufrieden, „und trete meine Forschungsreise durch die unterirdischen Gewölbe von Dobritzka an.“

„Glückauf zum fröhlichen Jagen!“ rief der Haus-

herr. „Mein braver und verschwiegener Januschek steht Ihnen mit allem Rüstzeug, dessen Sie zu Ihrem Werk bedürfen sollten, gern zur Verfügung.“

So trennten sie sich. Behaglich warf der Hausherr sich in seinen Lehnstuhl, sobald seine Gäste fort waren, nahm Zeitung und Zigarre zur Hand und murmelte zufrieden vor sich hin: „Na, das war eine Angst, bis ich heute zu meinem Lieblingsplätzchen und zu meiner Siesta kommen konnte. Der Mahrenholz hätte sich am liebsten festgefogen und den ganzen langen Sonntag hier gefessen, wenn mir nicht zu meiner Rettung das polnische Märchen eingefallen wäre. — Netze Leute übrigens, die beiden Marsjünger, besonders der Fink! — Wahrhaftig, da geht er den Weg nach der Wiese. In Zivil hat er sich geworfen, aber den Spaten hat er natürlich vergessen. Der Träumer wird nie zu Schätzen kommen, fürchte ich.“

Er folgte mit den Blicken noch eine Weile dem jungen Offizier, der langsam im Schatten der Bäume hinschritt, die Augen in das Blättergewirr über ihm erhoben.

„Ein gefährlich hübscher Junge,“ setzte der Baron sein Selbstgespräch fort, „na, ich bin bloß froh —“

Bei diesen Worten sah er sich scheu um und blies den Rest des Sages in einer Rauchwolke von sich. Auf einmal lachte er laut auf, als dumpfe Schläge das Schloß durchtönten.

„Also der gute Mahrenholz ist auch schon bei der Arbeit! Hätte es dem phlegmatischen Herrn gar nicht zugetraut, daß er die Sache so schneidig in Angriff nehmen würde. Na, ich gönnte es beiden von Herzen, wenn ihre Mühe belohnt würde.“

Mit diesem menschenfreundlichen Wunsche kam endlich auch die geliebte Zeitung und die feine Havanna



zu ihrem vollen Recht. Sie bildeten wie gewöhnlich den Übergang zu einem sanften Nachmittagßdusel.

\* \* \*

Durch den Park von Dobriška zu wandern, ist für den Naturfreund ein Genuß. Zwar, wer zierlich gestuzte Sträucher, geschmackvolle Blumenbeete liebt, wird nur in der nächsten Umgebung des Schlosses Befriedigung für sein verwöhntes Auge finden. Weiterhin erinnern nur die vom Unkraut gesäuberten Kieswege noch an pflegende, fleißige Menschenhände. Was rechts und links von diesen Gängen wachsen und gedeihen will, hat volle Freiheit, und zu wahrhaft königlicher Schönheit haben sich die alten Baumriesen der Eichen, Tannen und Eschen hier entwickelt. Efeu schlingt sich um ihre Stämme, und zu ihren Füßen auf üppigem Moosgrund wuchern Farnkraut, Pilze und alle die anderen Kinder des Waldes in üppiger Fülle.

Was aber dem Park von Dobriška besonders den Charakter des Waldes verleiht, das sind die gefiederten Säger, die ungestört in ihm ihre Heimstätte gefunden haben. Da hört man die Amsel, den Pirol, sogar den Ruf des menschenscheuen Ruckucks.

Der junge Offizier bleibt oftmals stehen, sieht in die grüne Dämmerung ihm zur Seite und lauscht auf das Vogelkonzert. Man merkt es ihm an, er genießt mit allen Sinnen den Zauber der Natur und hat es gar nicht eilig, den ihm angepriesenen Schatz zu heben.

Endlich ist er aber doch an das Gitter gelangt, das den Park vor unberufenen Besuchern schützen soll. Da ist auch eine kleine Tür, die wohl im Herbst manches arme Weiblein durchschlüpfen läßt, wenn es seinen Be-

darf an dürrem Holz und Laubstreu vom Gutsherrn ohne viel Dank sich entlehnen will.

Fink schreitet durch die Pforte und sieht alsbald auf der großen Wiese vor sich die geheimnißvollen drei Buchen stehen, deren dunkles Laub sich reizvoll abhebt von dem schon herbstlichen Gelb des Buschwerks in ihrer Umgebung.

Aber noch etwas sieht er, und seine dunklen Augen starren nach der Buchengruppe, als ob dort schon alle Schätze des polnischen Grafen für ihn ausgebreitet lägen.

Wie das Gold in der Sonne funkelt!

Aber dies Gold scheint eher vom Himmel als aus der Erde zu kommen und dürfte von unverkäuflichem Werte sein. Der jugendlich schlanken Gestalt gehört es, die sich an eine der Buchen dort lehnt, und deren blonder Haarknoten in der Sonne leuchtet.

Lange steht der junge Mann wie gebannt. Endlich wendet das lebende Bild den Kopf, und er sieht in ein blühendes, vornehm geschnittenes Gesicht, mit einem etwas hochmütigen Zug um den kleinen, roten Mund. Blaue Augen blicken ihn mehr trotzig fragend, als erschrocken an, und dieser Blick führt ihn vollends in die Wirklichkeit zurück.

Mit raschen Schritten nähert er sich der lieblichen Erscheinung und spricht mit tiefer Verbeugung: „Wenn zwei Menschenkinder auf einsamem Wiesenplan sich begegnen, ist eine Ansprache wohl erlaubt. Ich mag zwar einem Räuberhauptmann nicht unähnlich sehen“ — etwas besangen sieht er an dem Zivilanzug herunter, den er nach der Trennung von seinem Gastgeber noch schleunigst zu seiner Schatzgräberei angelegt hatte — „doch fürchten Sie nichts, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß meine Gesinnung eine durchaus friedfertige ist.“

Mit Spannung erwartete Fink den Erfolg seiner Rede.

Reck und frisch sprangen der jungen Dame die Worte von den Lippen: „Nun, wie ein Räuberhauptmann sehen Sie gerade nicht aus. Ich fürchte mich überhaupt niemals, auch wenn ich nicht Tantens Kammerkästchen, die dumme Bute, hinter mir habe.“  
Spöttlich



und geärgert zugleich klang die letzte Bemerkung und so drollig offenherzig dabei einem Fremden gegenüber, daß dieser sich ermutigt fühlte, die Unterhaltung fortzuspinnen.

„Ich würde aber doch diesen einsamen Wegen und

dem polnischen Arbeitervolk nicht allzuviel Vertrauen schenken," sagte er mahnend, „man kann nicht wissen —“

„O, meist nehme ich Lord und Cäsar auf meinen Streifzügen mit, da wagt sich kein Mensch in meine Nähe," fiel sie lebhaft ein.

„Auch diesen gewiß respektabel bissigen Wächtern würde ich nicht unbedingt vertrauen. Mich, zum Beispiel, dürste ihre Gegenwart wenig stören, ich hielte sie im Bann durch —“ er stockte bedeutungsvoll.

„Nun?“ fragte die Dame gespannt.

„Durch meinen Blick.“

Kühn und tief versenkte Herr v. Fink zur Bekräftigung seiner Worte die dunklen Augen in die blauen des Mädchens, das ihnen wacker standhielt, nur daß die frische Röte der Gesundheit auf den Wangen sich ein wenig vertiefte in dieser Prüfung.

Plötzlich aber, wie um gewaltsam den Bann von sich zu schütteln und mit beiden Füßen in die Wirklichkeit zurückzuspringen, fuhr sie fast heftig heraus: „Nicht wahr, hier ist's schön? Ich hasse die Stadt. Wie ein Vogel im Käfig komme ich mir vor in den kleinen niedrigen Zimmern. Und erst die Cafés dort, in denen man schlechten Bäckerkuchen isst und über Menschen redet, die mich weniger interessieren wie der kleinste Hüttenjunge unseres Dorfes!“

„Warum bleiben Sie denn in der Stadt, wenn Ihnen das Leben dort so zuwider ist?“ erkundigte sich Fink.

„Weil ich muß," klang die Antwort. „Wegen ein paar dummer Jungen von Leutnants, die uns, mir nichts dir nichts, auf den Hals geschickt worden sind.“

„Erlauben Sie mal — das ist ja eine merkwürdige Geschichte!“ schob Fink, höchst verblüfft von dieser Wendung, dazwischen.

„Ja, eigentlich ist Väterchen an allem schuld,“ fuhr das erzürnte Fräulein fort. „Er dachte nämlich, die Herren könnten mir sozusagen den Hof machen, und das — und ich —“ Mit einem scheuen Blick auf den jungen Mann verwirrte sie sich plötzlich und stockte.

Dieser hatte sich inzwischen gefaßt, ein schalkhaftes Lächeln umspielte seine Lippen. „Und Sie?“

„Nun, ich hätte mit den Herren Tennis gespielt, und im übrigen wären sie mir ganz schnuppe gewesen,“ vollendete sie tapfer.

„Das heißt, die Mohren konnten gehen, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan hatten,“ bemerkte Fink. Und weil ihn die Worte der jungen Dame verdrossen hatten, schleuderte er ihr nun kühn den Fehdehandschuh vor die kleinen Füße: „Ich muß gestehen, daß ich mit der weisen Maßregel Ihres Herrn Vaters ganz einverstanden bin. Die bewußten Leutnants sind jedenfalls dienstlich genugsam in Anspruch genommen und tun wohl daran, ihre Zeit nicht mit Spielen zu vertändeln.“

Das Gesicht des Fräuleins verfinsterte sich bei seinen Worten, und die Wangen färbten sich dunkelrot vor Erregung. „Nun, dann ist's ja gut, daß ich die Herren nicht in Versuchung geführt habe — ich kann sie jedenfalls entbehren. Aber daß ich ihretwegen solange aus meinem lieben, schönen Dobrizka heraus muß und zu der alten Tante verbannt bin, werde ich ihnen niemals verzeihen.“

„In Dobrizka sind Sie zu Haus?“ fragte der junge Mann, seinen Ärger vergessend. „Ja, gibt es denn noch einen Herrensitz hier, wenn ich fragen darf?“

„Weshalb? Es genügt doch wohl der eine!“ bekam er die etwas hochmütige Antwort.

„Aber hier lebt doch nur ein Herr v. Alten?“

„Und ich bin, wenn Sie gestatten, seine Tochter.“

Stolz und frei stand das schöne Mädchen vor ihrem ganz zu Stein erstarrten Partner, der durchaus nicht wußte, wie er das Gehörte sich zurechtlegen sollte.

Warum hatte Herr v. Alten dieser Tochter nie erwähnt? Zufällig oder absichtlich? Er hatte sie ja doch in Sicherheit gebracht vor den ungebeten Gästen, eine weise Maßregel wahrlich, denn ungefährlich wäre das Zusammensein mit diesem süßen, trozigen Kinde in der That nicht gewesen.

Sehr energisch wurde dieser Gedankengang plötzlich abgebrochen durch die Frage: „Jetzt möchte ich aber auch wissen, wer Sie sind, und was Sie auf meines Vaters Wiese geführt hat.“

Wie ein ertappter Dieb fuhr Fink zusammen. Er war ja ausgegangen, Schätze zu suchen, deren Erbin hier vor ihm stand und ihn mit strengem Blicke musterte, nachdem es ihr gelungen war, die junge Stirn in ernste Falten zu legen.

Aber das Ganze war ja Unsinn, ein Märchen aus alter Zeit. Nur daß er sich als einer von denen bekennen sollte, welcher die Herrin von Dobritzka aus ihrem Eigentum vertrieben hatten, war sehr fatal. Aber nur Mut! Ein offenes Geständnis ist allemal das beste und machte vielleicht auch auf seine schöne Richterin einen guten, versöhnenden Eindruck.

„Baronesse, wenn Sie die Gnade haben wollen, sich für kurze Zeit auf den grünen Samtteppich der Natur hier niederzulassen, dann will ich Ihnen alles bekennen, und Sie werden mir hoffentlich mildernde Umstände zugestehen.“

Zögernd folgte das Fräulein der Einladung und ließ sich auf den Rasenhügel unter den Buchenzweigen nieder.

Und nun kam die förmliche Vorstellung und die

verheißene Beichte des Schatzgräbers, die von der reizenden Richterin besser aufgefaßt wurde, als er erwartet hatte.

„Also Sie sind einer der Herren, die ihre Zeit nicht mit „Spielen vertändeln“ wollen und daher lieber auf die Wiese schatzgraben gehen?“ bemerkte sie ein wenig böshaft, als er geendet hatte. „Na, eigentlich ist die Sache zum Totlachen, und Väterschen der Reingefallene dabei. Schafft mich fort wegen der Einquartierung, und nun läuft mir diese gerade in den Weg, und wir unterhalten uns in der gemüthlichsten Weise. Böse kann ich Ihnen auch nicht sein, da Sie ja ganz unschuldig an Ihrem Hiersein sind. So will ich denn die Pflicht der Gastfreundschaft auch in der Verbannung üben und Sie herzlich willkommen heißen in dem Schloß meiner Väter.“

Mit einem allerliebsten Gemisch von Würde und Befangenheit reichte sie dem jungen Herrn ihre Hand hin, die dieser, in Gedanken verloren, länger als notwendig in der seinen behielt.

„Sie sind aber ein netter Schatzgräber,“ lachte die Baroneß plötzlich auf. „Nicht einmal ein Grabscheit haben Sie mitgebracht! Oder gedachten Sie Ihren zehn Fingern die Arbeit zuzumuten?“

„Richtig, das habe ich vergessen! — Nun, so muß der Schatz heute noch ungehoben bleiben. Morgen aber will ich mit doppeltem Eifer an die Arbeit gehen, und wenn ich Ihnen, Baronesse, erst all das kostbare Geschmeide zu Füßen legen darf, dann verzeihen Sie mir vielleicht vollends meine überflüssige Anwesenheit in Dobrizka.“

„Wir wollen Sie es zu Füßen legen? Was fällt Ihnen ein!“ verwahrte sich das Schloßfräulein von Dobrizka sehr entschieden. „Sie sollen sich ja dafür ein

schönes Schloß, Wälder und Felder kaufen, wenn ich Sie recht verstanden habe.“

„So hatte es Ihr Herr Vater für mich geplant. Aber dann hole ich mir auch eine Schloßherrin aus der Nachbarschaft. Denn ein so armer Marsjünger, wie ich jetzt noch bin, wird wohl nie eine Lebensgefährtin finden.“

„Das sehe ich nicht ein!“ entschlüpfte es der kleinen Baronesse unbedacht.

Fint beugte sich herab, um in den blauen Augen zu lesen, die den seinigen auswichen. „Nicht? Aber denken Sie nur — eine enge Stadtwohnung! Man sagt zwar, die Liebe schaffe Raum auch in der kleinsten Stütte —“

„Aber ein Garten müßte doch auch dabei sein!“

Hestig errötend sprang die junge Dame von ihrem anmutigen Plätzchen auf. Eine Ahnung war ihr gekommen, daß sie allzu eifrig auf die Ideen des jungen Mannes eingegangen war.

„Jetzt muß ich mich aber schleunigst auf den Rückmarsch begeben. Tante wird aus ihrer Kaffeeschlacht heimgekehrt sein und schon das Haus in Aufruhr gesetzt haben wegen des Flüchtlings.“

„Allein dürfen Sie keinesfalls nach der Stadt gehen,“ erklärte Fint mit großer Bestimmtheit. „Es treiben sich Sonntags viele Betrunkene auf der Chaussee umher. Entweder ich begleite Sie, oder“ — ein besserer Gedanke war ihm inzwischen gekommen — „meinen Sie, daß Ihnen Ihr Herr Vater zürnen würde, wenn Sie ihn um eine Nachtherberge angingen?“

„Ich weiß nicht, wir haben doch alle seine Pläne zerstört,“ erwiderte die Baronesse zögernd, obgleich der Vorschlag ihr sichtlich verlockend war. „Sie können freilich nichts dafür, wenn Väterchen Sie auf die Schatz-



suche schießt. Und ich wollte bloß einmal zu meinem Lieblingsplätzchen unter den Buchen, um den Park und unsere gute alte Bude zu sehen.“

Das kam so weich, so innig von den frischen Lippen, daß es die Schätze eines jungen Herzens verriet, die sonst hinter einem Wall von Scherz und Munterkeit und ein wenig freiherrlichem Hochmut wohl verborgen ruhten.

„Kommen Sie,“ sagte Fink und bot dem ganz verträumt dastehenden Mädchen seinen Arm. „Wir gehen durch Ihren herrlichen Park und beraten unterwegs, wie wir den gestrengen Herrn Vater am besten verfühnen.“

Vertrauensvoll folgte die Baronesse der Aufforderung, und das junge Paar wendete sich der kleinen Pforte zu, die in den Park führte.

Hier in der grünen Wildnis, in der das süß-träumerrische Leben und Weben der Nacht seinen Anfang nimmt, wird dem jungen Mädchen ganz bekommen zu Mute am Arm des stattlichen Mannes, der für sie doch eigentlich ein Fremder ist. Mit kindlich banger Frage sieht sie zu ihm auf, und es ist eine eigene Antwort, die sie in seinen dunklen Augen zu lesen bekommt — eine Antwort, die ihr Herz höher schlagen und den plaudernden Mund verstummen macht.

Schweigend gehen sie miteinander über den Kiesweg hin.

Da kommt mit zittrigem Flug eine Fledermaus geflattert und gerade auf den Kopf der Baronesse zu, als ob sie sich in der blonden Haarfülle bergen wolle. Diese stößt einen Schrei aus.

Und Herr v. Fink?

Er weiß sich keinen anderen Rat, als daß er mit schneller Bewegung das bedrohte Köpfschen an einem

sicheren Plaze birgt. Und wie er es dort festhält, und was er weiter sagt und tut, um das erschrockene Kind zu beruhigen, ihm die Angst vor den Nachtschwärmern zu benehmen, das hört und sieht niemand.

\* \* \*

Baron Alten hat das behaglichste Stündchen vom Tage in ungestörter Ruhe genossen. Die Zeitung ist durchstudiert, die Havanna liegt in den letzten Zügen, und der Baron erhebt sich von seinem Sitz. Er reckt und dehnt die kräftigen Glieder und schüttelt damit einen letzten Rest traumseliger Befangenheit von sich ab. Er wundert sich, daß es so still um ihn bleibt.

Ja so! — —

Aber der Schatzgräber im Keller? Der alte Pole wird ihm doch nicht den Garaus gemacht haben? Ach nein, aber satt wird er das Hämmern gehabt haben, der dicke Herr Hauptmann, und auf seinem Sofa wahrscheinlich längst von den Strapazen des Schatzgrabens ausruhen. — Und der andere, der auf die Wiese gepilgert ist? Der Freiherr schmunzelt. Nicht schlecht in den April geschickt hat er seine beiden Gäste! Jetzt will er selbst einen Spaziergang antreten durch seine Felder.

Diese Wanderungen an Sonntagen haben einen eigenen Reiz für den Landwirt. In aller Ruhe blickt er über das Arbeitsfeld, nimmt sich neben dieser Musterrung auch einmal die Zeit, sich an dem jubelnden Aufstiege der Lerche zu erfreuen, ein Häslein zu beobachten, das wie eine Schildwache in der wogenden Saat sitzt, ja, sein Auge erbaut sich in dieser Feiertagsstimmung sogar an der leuchtenden Schönheit der Korn- und Mohublumen, die er Wochentags grausam als übles Unkraut verfolgt.

Der Freiherr hat einen tüchtigen Marsch zu machen, wenn er allen Feldern seines stattlichen Besitztums einen Besuch abstatten will.

Endlich ist er wieder am Schlosse angelangt. Am Fuß der Treppe erwartet ihn der Inspektor, und die umständliche Beratung über alles, was in den nächsten acht Tagen geschafft werden muß, bildet schon den sachten Übergang zum Getriebe des Alltags.

„Ich begreife wirklich nicht, wo die Herren Offiziere bleiben,“ murmelt der Baron nach Beendigung dieses Geschäfts und sieht ungeduldig auf die Uhr. Er liebt pünktliche Mahlzeiten und ärgert sich, daß die Gäste auf seine Gewohnheiten keine Rücksicht nehmen. Der brave Januschek hat natürlich längst tabellos gedeckt, die Tafel steht einladend da wie am Mittag.

Der Freiherr klingelt und befiehlt dem eintretenden Diener, dessen Gesicht merkwürdig rot und verklärt aussieht, sich nach den Herren umzusehen.

In diesem Augenblick kommt jemand die Steinstufen vor dem Haus herauf, man hört gedämpfte Stimmen. Erwartungsvoll sieht der Freiherr nach der Thür. Täuscht er sich? Es ist, als fände vor derselben ein kleiner Kampf statt, eine Hand will sie öffnen, und eine andere schließt sie wieder.

Nein, es ist keine Täuschung — auch das nicht, was Herr v. Alten dann zu sehen bekommt, ein Anblick, schön für das Auge eines Malers, aber verblüffend, nein geradezu versteinern in seiner Wirkung auf den Schloßherrn.

Wie ein Bild, im Rahmen der hohen Eichentür, steht das Paar von der Schatzwiese: Leutnant v. Fink und an seinem Arm die Tochter des Hauses.

Der Baron sieht sein Kind an, als sähe er es heute zum ersten Male. Er fährt sich mit der Hand über die Augen, aber die Vision bleibt.

Da ermannet er sich endlich zu der Frage: „Jetzt sage mir, Ilse, wie kommst denn du hierher? Tante Klementine hat dich doch nicht fortgeschickt, will ich hoffen?“

Rasch hat die Angeredete sich ihm genähert und legt beide Arme um den Hals des streng blickenden Vaters. „Nein, Väterchen,



nein, es hat keinen Krach gegeben mit Tante Klementine. Ich war gehorsam wie ein Lamm. Nur die Sehnsucht packte mich heute allzusehr nach der lieben Heimat und nach dir, der mich so grausam fortgeschickt hat.“

„Auf fünf bis sechs Wochen allerdings,“ lautete die

Antwort, aber schon mit bedeutend milderem Ausdruck als vorher.

„Ja, bis das Feld wieder frei sein würde von der gefährlichen Einquartierung,“ ließ sich nun auch Fink vernehmen. „Aber kein Mensch kann seinem Schicksal entgehen, denn es steht in den Sternen geschrieben. — Herr Baron, Sie schenken mir heute großmütig einen Schatz —“ er stockte in Bewegung.

„Na, wo haben Sie ihn denn, Verehrtester? Der Einleitung nach muß er ja recht wertvoll sein.“

„Soll ich Ihnen den Schatz zeigen, den ich auf der Wiese unter den Buchen gefunden habe, und ist er wirklich mein?“

„Na, glauben Sie denn, daß ich mein Wort nicht halten werde? Erb- und eigentümlich gehört Ihnen alles, und möge es nicht zu wenig sein, was Sie gefunden haben.“

„Zu wenig? Nein, zu viel ist es, unbescheiden viel, was ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis mir angeeignet habe.“

Und er zog das errötende Mädchen an seine Seite.

„Alle Donner, was soll das heißen? Was hat mein Mädchel mit der Sache zu tun? Sie scheinen ja schon recht vertraut mit ihr! — Ilse, was fällt dir ein?“

Aber die Angeredete rührte sich nicht und machte keinen Versuch, sich von der Hand zu befreien, die mit so innigem Druck die ihrige umfassen hielt. Vor Überraschung völlig überwältigt, starrte der Baron auf das Paar.

Aber ehe er sich noch über seine Empfindungen klar werden konnte, ergriff Fink das Wort: „Herr Baron, ich weiß wohl, daß Sie diesen Ihren größten Schatz nicht gemeint hatten, als Sie mich auf die Wiese

~~.....~~

schickten. Ein unedler Glücksritter würde ich sein, wenn ich Sie beim Worte nehmen wollte, daß Sie mir halb im Scherz und unbedacht gegeben haben. Aber erlauben Sie mir, daß ich treu und ehrlich werbe um dieses Glück, bis Sie mich dereinst würdig finden werden, es zu besitzen.“

„Nun, lieber junger Freund“ — bewegt reichte Alten dem Bewerber beide Hände hin — „ich kann zwar immer noch nicht recht fassen und begreifen, wie Sie so in aller Eile meine wilde Hummel haben fangen können, aber Sie haben sich mit Ihren Worten mein Vertrauen errungen. Nicht heut und morgen, aber in einer nicht zu lang bemessenen Prüfungszeit will ich mein Wort einlösen und wenn auch mit schwerem Herzen Ihnen geben, was Ihnen eigentlich schon gehört: den einzigen wahren Schatz, den ich besessen habe. Das heißt, ich irre mich doch nicht, daß du einverstanden bist, Ilse? So ganz als polnische Gold- und Silberware dürfen wir dich doch eigentlich nicht verhandeln!“

Statt aller Antwort schmiegte Ilse sich lieblich errötend an den glücklichen Bräutigam, und dabei mochte ihr eine Erinnerung kommen, denn sie sagte leise: „Väterchen, ich weiß nicht, wie es so schnell gekommen ist. Aber ich glaube, schuld daran ist eine Fledermaus.“

\* \* \*

So eifrig waren die drei miteinander beschäftigt gewesen, daß sie eines vierten ganz vergessen hatten und höchst erstaunt ausfahen, als dieser sich plötzlich meldete.

Mit gerötetem Gesicht, in jeder Hand eine mit Schimmel überzogene Flasche, vor Vergnügen laut auflachend, stand Hauptmann v. Mahrenholz vor ihnen.\*)

---

\*) Siehe das Titelbild.

Sehr unternehmend war er eingetreten, um dann ebenso versteinert stehen zu bleiben, wie Alten vor einer halben Stunde.

Doch kam dieser ihm schnell zu Hilfe. „Da sind Sie ja, mein bester Herr Hauptmann. Ich fürchtete schon, Sie steckten noch in den unterirdischen Gemölben von Dobrizka, und der gekränkte Pole ließe Sie nicht wieder herauf. — Doch gestatten Sie zunächst, daß ich Sie meiner Tochter vorstelle.“

Der Hauptmann war nicht im stande, eine vor-schriftsmäßige Verbeugung zu machen. „Wa—as sagen Sie, Herr Baron? — Ihr Fräulein Tochter? Sie scherzen wohl!“

„Erlauben Sie mal, das wäre ein merkwürdiger Scherz. Oder trauen Sie mir diese Tochter nicht zu? Was werden Sie dann erst zu meinem zukünftigen Schwiegersohn sagen? — Doch ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, denn ich allein habe alle Verwirrung hier angerichtet.“

Voll Erstaunen hörte Hauptmann v. Mahrenholz der Erzählung seines Wirtes zu und hatte sich erst am Schluß derselben so weit gefaßt, daß er dem Brautpaar in schwungvoller Rede seine Glückwünsche darbringen konnte.

Danach wendete er sich dem Brautvater zu.

„Herr Baron, da Sie mich leider nicht nach der Wiese geschickt haben, so ist das Resultat meines Schatzsuchens leider kein so großartiges geworden wie bei Freund Fint, diesem Glückspilz.“

„Dies Bedauern kann ich nach Ihren Gefühlsäußerungen von heute morgen — Ilse muß das verzeihen — glücklicherweise nicht recht ernst nehmen. Doch scheint mir“ — der Sprecher warf einen Blick auf die Weinsflaschen, die der Hauptmann noch immer krampf-

haft im Arm hielt — „als ob Sie auch etwas entdeckt hätten, das des Suchens wert war?“

„Ja, der alte Schwede, wollte sagen Pole, hat ein menschliches Rühren mit mir gefühlt,“ lautete die be-



friedigte Antwort. „Famoser Tropfen, den er für uns aufgehoben hat. — Wie, Januschel?“

Der Angeredete, der hinter dem Hauptmann das Zimmer betreten hatte, strahlte ihn bedeutungsvoll an.

„Donnerwetter, das ist ja mein „Chateau Caronne“!



Ja, das ist freilich ein Schatz, und der Schlingel hat ihn natürlich ausgespürt.“

„Herr v. Alten, Sie wollen uns doch nicht den Hals umbrehen an Stelle des Polen — wegen der entdeckten Schätze?“

„Höchstens mir selber,“ brummte der Hausherr, bemüht, seinen Gleichmut wiederzufinden. „Nichts für ungut, Herr Hauptmann. Den edlen Tropfen da habe ich unter einem Schutthaufen aufgespart für eine besonders festliche Gelegenheit von Jahr zu Jahr. Na, nun ist er ja auch in guten Händen. Denn natürlich: habe ich Fink mein Wort gehalten, so ist dies Ihnen gegenüber auch recht und billig — und sogar bedeutend leichter in dem Fall. Die erste von der Sorte tranken wir an Ilfens Taufe,“ fügte er gedankenvoll hinzu, und seine Augen schweiften zu dem schönen, mit einem Kranz geschmückten Bildnis an der Wand empor.

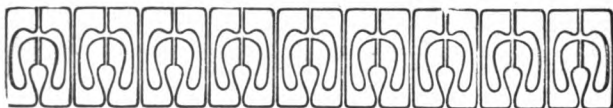
„Die verstorbene Mutter,“ dachte Fink, der dem Blick gefolgt war, und zärtlich vergleichend sah er auf das holde Ebenbild an seiner Seite.

Mahrenholz aber rief fröhlich dazwischen: „Und die zweite und dritte Flasche trinken wir zur Verlobungsfeier des gnädigen Fräuleins! — Januschek, du bester Helfer für alle Schatzgräber, mach auf!“

Nicht ungern gehorchte Januschek dem Befehl. Heute fiel sicher auch für ihn noch mancher gute Tropfen mit ab.

Rubinrot funkelte der alte Wein in den Gläsern, die jetzt zum Wohle des Brautpaares aneinander klangen. Hauptmann v. Mahrenholz, der einzige Gast an dieser Verlobungsfeier, brachte einen Toast nach dem anderen aus und ließ zuletzt mit besonderer Begeisterung den alten Polen leben, der so kostbare Schätze in Dobrizka verborgen hatte.





## Ein Hochwildparadies.

Weidmannsbilder aus weiter Ferne.

Von W. H. Geinborg.

Mit 10 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

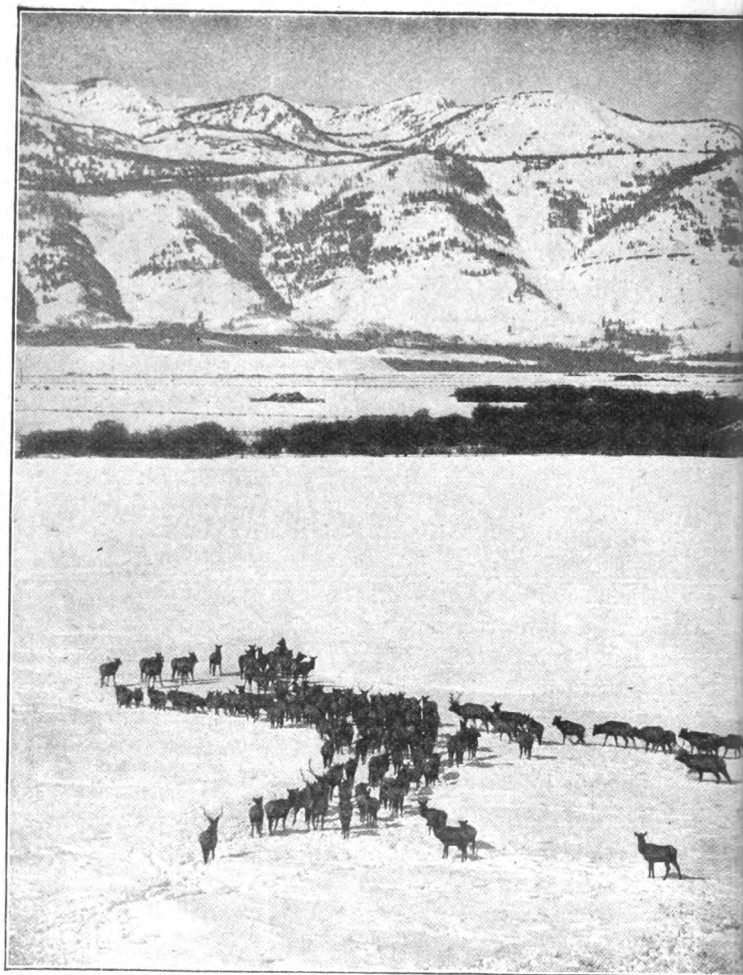
**A**ls der bekannte Reisende Francis Parkman im Jahre 1896 einen Sommer inmitten des damals noch sehr zahlreichen Indianerstammes der Ogalala-Sioux verlebte, erzählten ihm seine rothhäutigen Gastfreunde viel von einem Lande im Westen, das von ihren grimmigsten Feinden, den „Snakes“ oder Schlangenindianern bewohnt würde und das sie niemals betreten dürften, obgleich es darin von Wapitihirschen und Antilopen wimmelte. Wenn sie auf ihren Jagden den Grenzen dieses Territoriums nahe kamen, legten sie stets eine große Furcht an den Tag, von den Snakes betroffen zu werden, und suchten sich so eilig als möglich aus der gefährlichen Nachbarschaft wieder zurückzuziehen. Die Unzugänglichkeit ihres von rauhen Gebirgszügen wie von uneinnehmbaren natürlichen Festungswällen umgürteten Gebietes machte es den auf ihre Schätze eifersüchtigen Indianern leicht, den Stammesgenossen gegenüber ihrem Verbote Geltung zu verschaffen. Die weißen Kulturträger aber respektierten es nicht, und vor diesen überlegenen Eindringlingen mußten die

Snakes Schritt vor Schritt zurückweichen, wie ihre roten Brüder in anderen Theilen der Vereinigten Staaten ihnen nach mehr oder minder blutigen Kämpfen hatten das Feld räumen müssen.

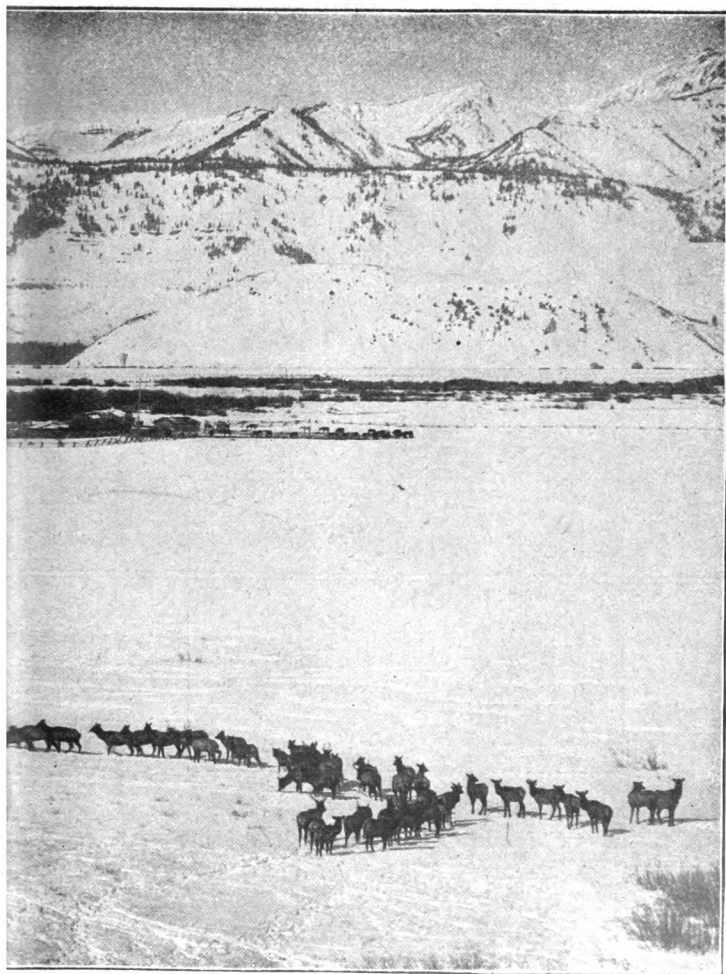
Heute gehören ihre ehemaligen Jagdgründe als westliche Hälfte des Staates Wyoming der Union an, und die einstigen Herren sind nahezu vollständig daraus verschwunden. Aber die Natur hat im Gegensatz zu anderen von weißen Ansiedlern bevölkerten Territorien ihren ursprünglichen Charakter hier noch beinahe unverändert bewahrt. Die Bodenverhältnisse sind dem Ackerbau so ungünstig, daß West-Wyoming auf die Pioniere der Kultur bisher nur geringe Anziehung zu üben vermocht hat, und die Schwierigkeiten, in dies abgelegene Gebiet zu gelangen, sind während eines großen Theiles des Jahres so erheblich, daß es nicht wundernehmen kann, wenn es noch immer zu den am wenigsten bekannten der Vereinigten Staaten gehört.

Trotzdem würde sein schier unermesslicher Wildreichtum wohl schon längst Scharen von passionierten Jägern, die in ihrer Leidenschaft vor keiner Strapaze zurückschrecken, angelockt haben, wenn nicht durch eine sehr vernünftige Gesetzgebung allen Nimrodsgeflüsten ein Riegel vorgeschoben wäre. Man hat mit den sinnlosen Mezeleien unter den einheimischen Wildarten, die vielfach zu ihrer vollständigen Ausrottung geführt haben, so üble Erfahrungen gemacht, daß man ihnen wenigstens hier in ihrem letzten Zufluchtswinkel die zu ihrer Erhaltung nötige Schonung sichern will.

Nicht der Jäger, dem durch die bestehenden und mit äußerster Strenge gehandhabten Vorschriften große Beschränkungen auferlegt sind, wohl aber der Tierfreund und der Naturschwärmer würde deshalb bei einem Besuche von West-Wyoming seine Rechnung finden,



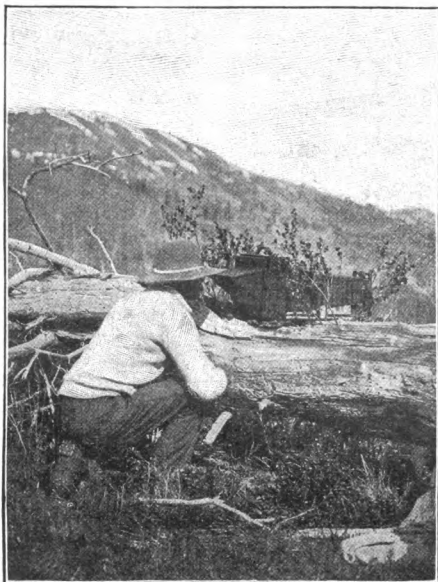
Wildreiches Tal



West-Wyoming.

und einem warmherzigen Tierfreunde, der sich statt mit der Flinte mit der Camera bewaffnet hatte, sind denn auch die in ihrer Art einzig dastehenden photographischen Aufnahmen zu danken, die wir unseren Lesern hier vorführen.

Sie zu gewinnen, war eine nicht gerade leichte Auf-

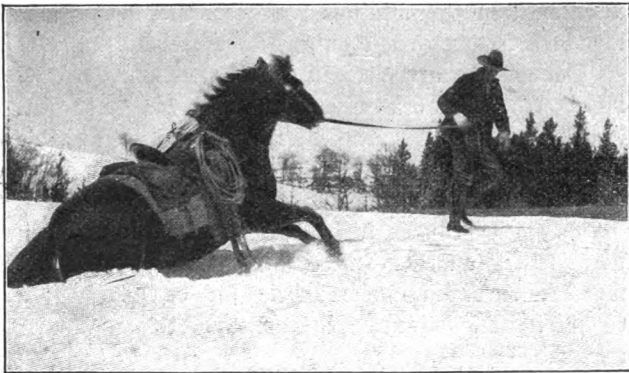


Der Photograph auf dem „Anstand“.

gabe. Denn das von den Shoshone- und Wind-Riverbergen im Osten und von dem Tetongebirge im Westen begrenzte Gebiet, in welchem sie aufgenommen wurden, ist beinahe sechs Monate im Jahre von einer Verbindung mit der Außenwelt so gut wie ganz abgeschnitten. Um es zu erreichen, mußte unser Künstler von Rawlins aus zunächst etwa 250 Meilen weit durch ein Gebiet

reiten, das nur von Kaninchen, Präriehunden und allerlei Wildgeflügel bevölkert schien, und auf dem ihm während der viertägigen Reise kaum fünfzig menschliche Wesen zu Gesicht kamen.

Dann aber begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten seiner Entdeckungstour in das einstige Paradies der Schlangenindianer. Er hatte den Beginn des Winters für seine Wanderfahrt wählen müssen, weil sich Elentiere und Antilopen während des Sommers



Über den Tetonpaß.

in die höher gelegenen Bergregionen zurückziehen, wo es schwer oder beinahe unmöglich ist, sie zu belauschen.

Die Postverbindung reicht nur bis an den Fuß des Tetonpasses, und von hier aus ist der Reisende ganz auf sich selbst angewiesen. Die Fahrstraße, die im Sommer den Verkehr mit Wagen gestattet, ist im Winter unter ungeheuren Schneemassen vergraben, und es gibt keine andere Richtschnur als die schmale, vielfach verwehte Spur, die das Reitpferd und das Packtier des Postreiters hinter sich gelassen hat.

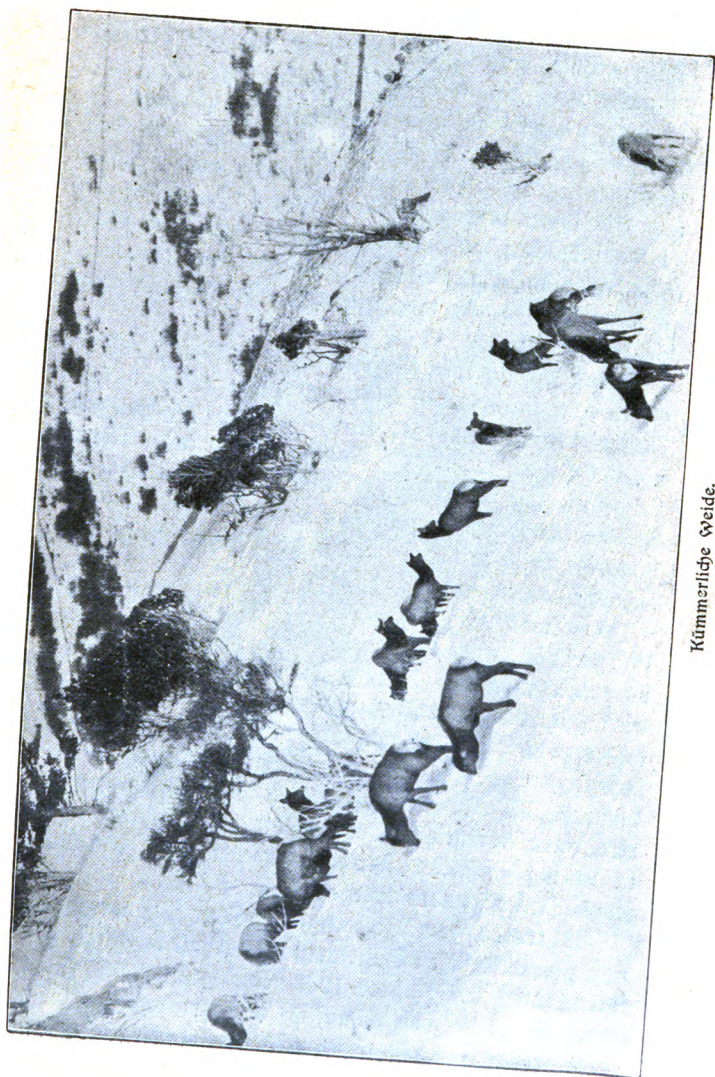
Der tiefe Schnee bereitet dem Fortkommen unausgesetzt die mannigfaltigsten Hindernisse. Der Reiter hat oft genug seine liebe Not, das bis an den Bauch in die lose Masse eingesunkene Pferd wieder auf die Beine zu bringen, und wenn er dem Reiten im Schlitten vor dem im Sattel den Vorzug gibt, ist er vielfach noch übler daran. Es ist ganz unmöglich, mehr als 10 englische Meilen an einem Tage zurückzulegen, und es bedarf sicherlich eines nicht geringen Vorrats an Geduld und natürlichem Humor, um die mannigfachen unerfreulichen Zwischenfälle solcher winterlichen Fahrt über den Tetonpaß mit guter Laune zu ertragen.

Da von einem ergiebigen Feldebau in den Gebirgstälern des westlichen Wyoming nicht die Rede sein kann, sehen sich die Ansiedler ausschließlich auf die Viehzucht angewiesen, und die Bevölkerung kann schon aus diesem Grunde nur eine spärliche sein.

An Weidegründen in den niedrigeren Bergregionen ist ja kein Mangel, aber der lange und harte Winter macht auch diesen Erwerbszweig für den Farmer zu einem recht mühseligen. Die Erhaltung des Viehstandes während der schneereichen Jahreszeit erfordert naturgemäß eine Ansammlung großer Heuvorräte, und es wird dem Ansiedler nicht leicht gemacht, dies für ihn geradezu unschätzbare Futtermittel gegen die Diebstahlgelüste der in gewaltigen Mengen vorhandenen Elentiere und Antilopen zu verteidigen.

Um einer Verringerung ihres Bestandes vorzubeugen, hat man nicht nur diesen Tieren eine ungewöhnlich lange Schonzeit gewährt, sondern es darf außerdem kein Ansiedler mehr als zwei im Jahre erlegen. Hirschzähne, die allerorten eine besonders beliebte Jagdtrophäe bilden, dürfen nicht verkauft werden, und kaum eine andere Gesetzesübertretung wird in Wyoming so unnach-





Kümmerrliche Weide.

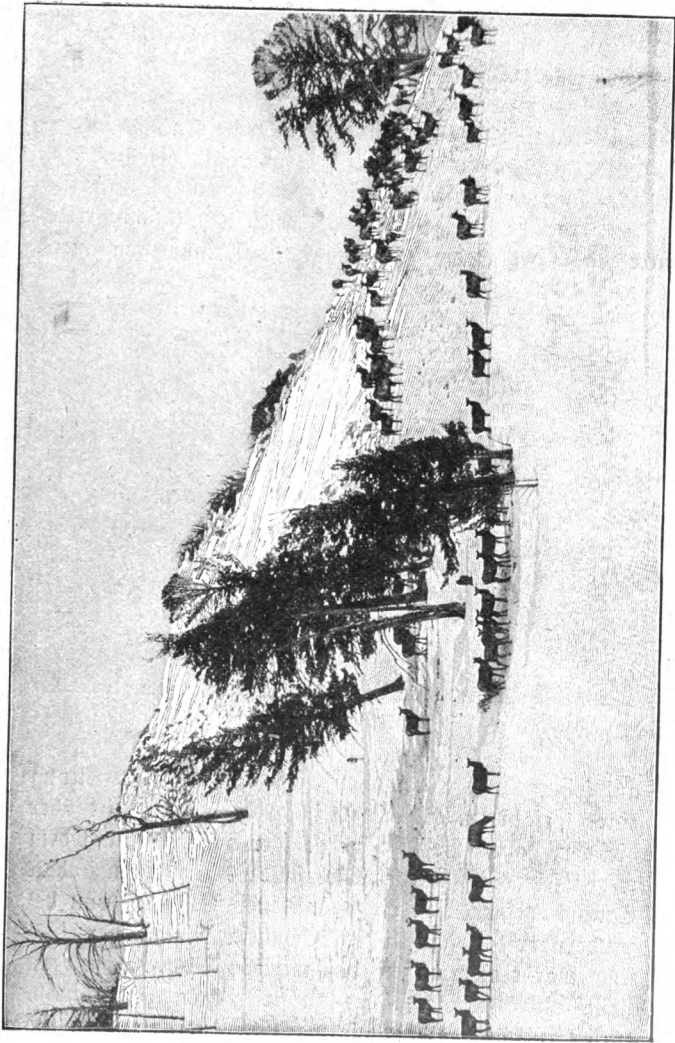
sichtig verfolgt und bestraft als die Verletzung der zum Schutze des Wildstandes erlassenen Vorschriften.

Eine unausbleibliche Folge dieser Verhältnisse ist, daß die schönen Tiere beinahe jede Scheu vor dem Menschen verloren haben, und daß sie, wenn Schnee und Eis ihnen droben auf den Bergen das Leben gar zu sauer machen, in großen Herden bis in die unmittelbare Nähe der Ansiedlungen wandern, um den Heuschobern der Farmer ihre natürlich sehr unerwünschten Besuche abzustatten.

Selbst die stärksten Umzäunungen werden von ihnen oft in einer einzigen Nacht niedergerissen, und sie würden binnen kürzester Frist alles bis auf den letzten Halm vertilgt haben, wenn der „Ranchman“ es in sträflichem Leichtsinne etwa unterließe, allnächtlich einen oder mehrere Wächter in seinen Heuschobern zu stationieren, die das hungrige Wild mit Hilfe von allerlei Lärminstrumenten zu verschrecken haben.

Aber was dem Ansiedler als eine lästige Plage erscheint, ist dem unbeteiligten Beobachter eine Quelle immer neuen Vergnügens. Solange die Hänge von Schnee bedeckt sind, braucht er sich nur ein paar hundert Meter aus dem Bereich der menschlichen Wohnungen zu entfernen, um Herden von Elentieren zu Gesicht zu bekommen, die oft nach Hunderten von Köpfen zählen, und deren anmutiges Gebaren hier, wo sich die Tiere in uneingeschränkter Freiheit bewegen, das Entzücken jedes Naturfreundes erregen muß.

Es wurde dem Verfasser unserer Photographien von glaubwürdigen Ansiedlern wiederholt bestätigt, daß im Winter des Jahres 1903 eine auf 12,000 Stück geschätzte Herde von Wapitis in unmittelbarer Nähe der Farmen und des Postamtes von Jackson vorübergekommen sei, und es ist sicherlich eher zu niedrig als



Eine Herde von Elentieren auf der Wanderung.

zu hoch gegriffen, wenn man die Gesamtzahl des Hochwildes im westlichen Wyoming auf 40,000 Köpfe beziffert.

Die Antilopen zeigen sich im allgemeinen dem Menschen gegenüber etwas zurückhaltender als die auch an Zahl überwiegenden Elentiere, und weil es unserem Photographen in Jackson, wo er sein Standquartier aufgeschlagen, nicht gelungen war, eine Gruppe von ihnen

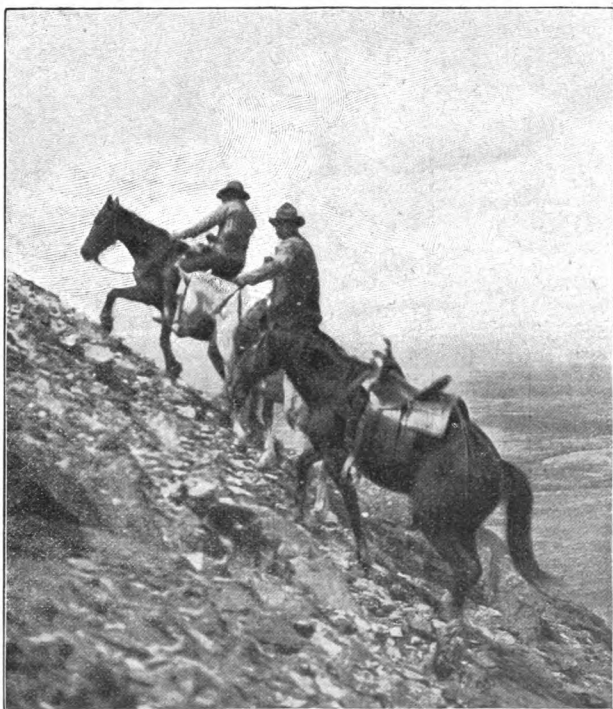


In der Hungerzeit.

auf seine Platte zu bringen, begab er sich in Begleitung eines gefälligen Anstiedlers in mehrtägigem Ritt über die dem hohen Gebirge vorgelagerten Hügel nach dem wegen seines Wildreichtums besonders berühmten Hoback Canyon, einer tief eingeschnittenen Schlucht von bezaubernder landschaftlicher Schönheit. Auch dieser Ausflug war einigermaßen beschwerlich, da man oft recht steile und steinige Hänge zu erklimmen oder hinabzuklettern hatte. Aber die wackeren Pferde zeigten sich jeder Anstrengung gewachsen und täuschten das in sie

gesetzte Vertrauen niemals, auch wenn ihnen die bedeutlichsten Leistungen zugemutet wurden.

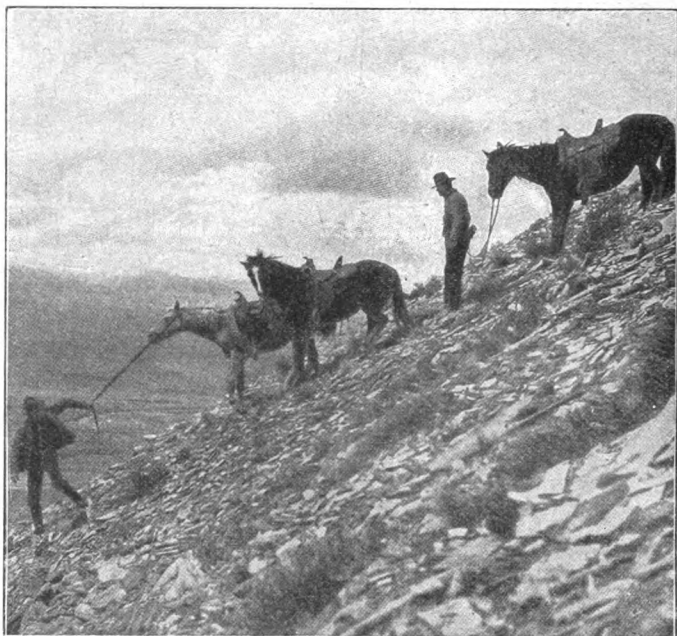
Die Zahl der Wapitis, die man zu Gesicht bekam, war eine so große, daß dem Reisenden die Äußerung



Eine beschwerliche Kletterpartie.

feines Führers, ein leidlich geschickter Schütze würde an einem Tage mühelos hundert Stück zur Strecke bringen können, keineswegs als Übertreibung erschien. Auch die ersehnten Antilopen ließen nicht lange auf sich warten. Sie kamen den beiden Männern, die sich

hinter einem gestürzten Baum auf die Lauer gelegt hatten, so nahe und verweilten, als sie der Eindringlinge anfichtig geworden waren, so lange in ihrer neugierigen Betrachtung, daß es gelang, sie im Bilde fest-



Bergab.

zuhalten, wie wenn sie sich im Bewußtsein des wichtigen Augenblicks zu einer Gruppenaufnahme aufgestellt hätten.

Wenn es nicht das mörderische Blei des Menschen ist, von welchem dem herrlichen Wildbestand in West-Wyoming ernste Gefahren drohen, so fehlt es ihm doch nicht an anderen Feinden, die aller Voraussicht nach allgemach eine erhebliche Verminderung seiner Kopfzahl

herbeiführen werden. Zunächst fordert jeder ungewöhnlich strenge und langdauernde Winter seine Opfer unter den vom Hunger entkräfteten Tieren, namentlich unter



Im Koback Canyon.

den jungen, die in dem Auffinden der Nahrung unter dem Schnee noch nicht die Geschicklichkeit und Erfahrung der alten besitzen.

Im letzten Winter war die Zahl der eingegangenen

Tiere, die sich in ihrer Todesnot zumeist in die Nähe der Wasserläufe flüchten, eine so große, daß die am Rande der Bäche und Flüsse verwesenden Kadaver das Wasser ungenießbar machten, und daß viele Farmer halbtot aufgefundene Glenkälber aufnahmen, um sie bis zum Frühling durchzufüttern.

Eine andere, fast noch ernstere Gefahr droht dem Wildbestande von Wyoming durch das stetige Anwachsen der Schafherden, deren Zunahme von den Rindvieh züchtenden Ansiedlern mit sehr scheelen Augen angesehen wird.

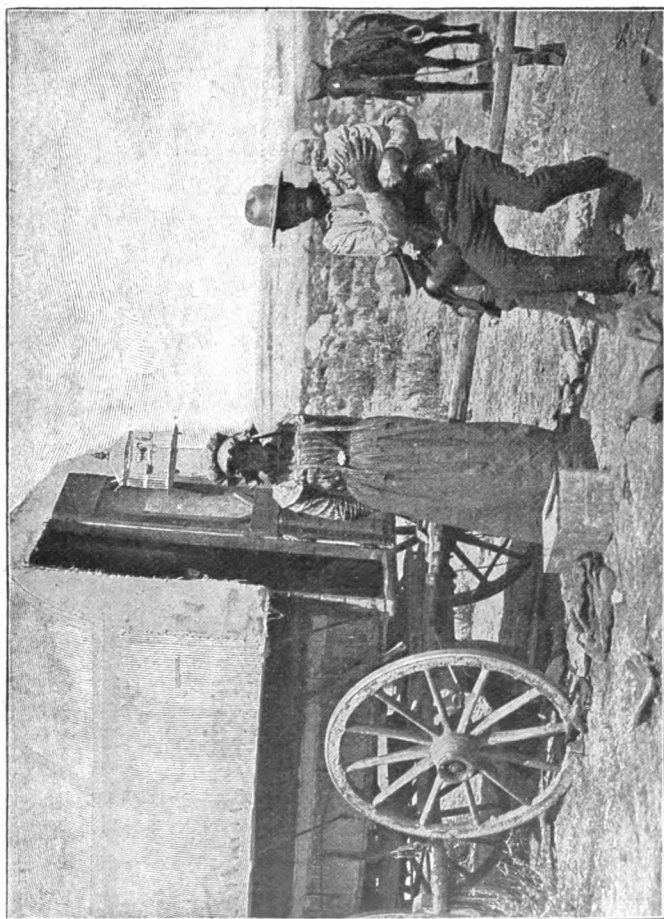
Diese Abneigung scheint begreiflich genug, wenn man bedenkt, daß eine weidende Schafherde binnen kurzer Zeit den Grasmuchs des mit ihr betriebenen Platzes vollständig zu vernichten vermag. Ein Wiesenland, das fünfzig Jahre und darüber ohne jeden Schaden für seine Vegetation von Rindvieh beweidet worden ist, wird durch Schafe während eines einzigen Sommers zur Wüste gemacht, und es bedarf eines Zeitraumes von mindestens fünf Jahren, um seinen durch die wolligen Verwüster ausgerupften und niedergetrampelten Grasmuchs neu erstehen zu lassen.

Im östlichen Wyoming aber wird ebenso wie im benachbarten Idaho seit langem die Schafzucht in großem Umfange betrieben, und die für den menschlichen Haushalt so nutzbringenden Tiere halten in immer größerer Menge ihren Einzug auch in die westlichen Gebiete. Die Herden, die der Obhut eines einzigen Hirten anvertraut sind, zählen oft bis zu 5000 Stück, und man kann sich denken, wie rasch diese vielen hungrigen Mäuler große Weidestrecken zu erschöpfen vermögen.

Der Schafhirte, der mit Weib und Kind das Land durchzieht, sein auf vier Räder gestelltes Heim überall-



hin mit sich nehmend, führt darum trotz seiner beneidenswerten Freiheit im westlichen Wyoming nicht gerade



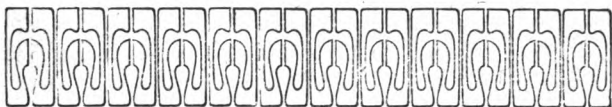
Schafhirte in Wyoming.

ein sorgenloses Dasein. Weil auf ihn buchstäblich zutrifft, was Schiller in seinem „elenjischen Fest“ von

dem Nomaden sagt, der „die Triften wüste liegen ließ, wo er strich“, wird er von dem eingeseffenen Farmer überall mit sehr offenkundigem Mißvergnügen empfangen, und die Auseinandersetzungen über das beanspruchte, zumeist aber energisch verweigerte Weiderecht nehmen oft einen recht unfreundlichen Charakter an.

Eine gesetzliche Regelung der Verhältnisse wird hier unbedingt in naher Zukunft erfolgen müssen, wenn sich nicht ganz unhaltbare Zustände herausbilden sollen, und man wird um so eher genötigt sein, der Zucht des Hauschafes gewisse Beschränkungen aufzuerlegen, wenn man neben dem Interesse der in ihren Existenzbedingungen gefährdeten Ansiedler auch den Schutz des reichen Wildstandes, der heute den Stolz von West-Wyoming ausmacht, im Auge behalten will.





## Auf falschem Wege.

Novelle von Elisabeth Goedicke.



1. (Nachdruck verboten.)

**D**ie schöne, reiche und junge Witwe, Frau Isa Wohlert, kam spät Abends aus einer Gesellschaft nach Hause. Sie schloß die schwere Haustür ab, raffte ihr Seidenkleid unter dem weichen Pelzmantel zusammen und stieg die Treppe hinauf, während draußen die Droschke wieder davonfuhr. In der zweiten Etage wurde eine Korridortür geöffnet, und ein Lichtschein fiel von dort in das dunkle Treppenhaus.

„Bist du's schon, Herzchen?“ rief eine Frauenstimme.

Isa nahm langsam Stufe für Stufe. „Ja.“

„Na — und?“

„Laß mich doch erst nach oben kommen.“

Über das alte Gesicht der Frau, die dort oben mit der Lampe stand, ging ein Zug des Verständnisses. Sie hatte ein großes Umschlagtuch um und Filzschuhe an den Füßen. Das farblose, graublonde Haar war in kleine Zöpfe geflochten und auf dem Hinterkopf glatt aufgesteckt.

Als Isa oben war, schob sie ihren Arm unter den

der Alten und ging mit ihr in die Wohnung. „Komm, Dling,“ sagte sie, „nun will ich dir erzählen. Also es war nichts, du!“

Sie gingen in das Eckzimmer, das mit einfachen Möbeln kleinbürgerlich eingerichtet war. Auf dem Tische standen noch die Reste eines Abendessens, und auf der einen Seite, wo ein halb fortgeschobener, sehr ausgefesselter Lehnstuhl den Platz der alten Frau verriet, lagen abgegriffene Karten auf dem Tischtuch.

Isa ließ den Pelz achtlos von den Schultern gleiten und stand nun in ihrer kostbaren Gesellschaftstoilette mitten im Zimmer, biß sich auf die Lippen und sah verdrossen vor sich hin.

„Wie schön bist du, Herzchen!“ rief die Alte und strich ihr mit den weichen Händen zärtlich über die Schulter und den Arm. „Und — es war also nichts? Hat er nichts gesagt?“

„Nein, er war gar nicht in Stimmung, klagte über Kopfschmerzen und ging sehr früh. Überhaupt — abgekühlt, total abgekühlt. Weiß der Kuckuck, woran es liegt!“

Sie setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf auf und sah wieder ärgerlich vor sich hin.

Die Alte schüttelte den Kopf. „Ach! Unbegreiflich! Das schöne Kleid! Du siehst heute so schön aus — und das alles umsonst!“

„Die Gelegenheit wäre so günstig gewesen, denn wir waren eine ganze Zeit allein in einem Zimmer. Er hätte bloß ein Wort zu sagen brauchen, und alles wäre in Ordnung gewesen — aber er sagte es nicht.“ Sie trat ärgerlich mit dem Fuß auf. „So 'n Schaf!“

Die Alte hatte den Pelz behutsam aufgehoben und über einen Stuhl gelegt. Jetzt trat sie zu Isa und strich ihr über das schöne, weiche, junge Gesicht. „Es

wird schon mal wieder solche Gelegenheit kommen, Kind," sagte sie tröstend. „Daß es heute nichts werden würde, dachte ich mir schon. Ich habe immerfort die Karten für dich gelegt, aber es lag so viel Schwarzes in deiner Nähe, und die Verlobungskarte war immer weit weg.“

„Ich will mich aber verloben!“ rief Isa plötzlich wie ein verzogenes, troziges Kind.

„Ja, Herzchen — ja, das wirst du auch,“ sagte die Alte, wie man einem Kind eine Puppe verspricht. „Wenn du dich nicht verloben solltest, dann wüßte ich nicht, wer es soll und was die Männer wollen. So schön und so süß!“

„Und so reich!“ warf Isa mit Nachdruck ein.

„Na eben. Sei nur ruhig. Der Herr Baron wird schon wieder kommen.“

„Einen hübschen jungen Mann will ich haben, mit dem ich Staat machen kann. Wohlert war ja gut zu mir, sehr gut, aber —“ sie seufzte und schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie weich und leise fort: „Das Glück, Dlling, das wahre, rechte Glück war's doch nicht.“

„Nein. Du hättest gleich einen ganz anderen Mann haben müssen. Ein Graf oder ein Baron muß es sein.“

„Nicht wahr?“ rief Isa lebhaft. „Das ist das richtige für mich. Ich gehöre in die große Welt. Paß mal auf, wie fein ich mich da bewegen kann.“ Sie stand auf und stolzierte im Zimmer auf und ab, verneigte sich nach rechts und links und machte ein huldvoll-liebenswürdiges Gesicht. „Ach, Herr Graf, ich freue mich unendlich, Sie bei mir zu sehen. — Ich gratuliere zu Ihrem Orden, Herr General.“

Jeden Satz begleitete sie mit einer begrüßenden

Handbewegung. Die blaugrüne Seide ihres Kleides glitzerte und schillerte wie eine Schlangenhaut. Sie sah entzückend aus mit ihren anmutigen Bewegungen und dem drollig-ernsten, wichtigen Gesicht, während der Schalk ihr aus den Augen bligte.

Die alte Frau hatte sich in den Lehnstuhl gesetzt, die Hände in den Schoß gelegt und sie bewundernd angesehen.

Isa kam jetzt mit feierlichen, langsamen Schritten auf sie zu, sank in einem tiefen Hofknicks vor ihr zusammen und lispelte: „Ich habe die Ehre, Majestät!“

„Gott, Kind! Was sagst du da?“ rief die Alte ganz erschrocken.

Nun lachte Isa. „Ja, siehst du, wenn ich erst Frau Baronin oder Frau Gräfin bin, dann werde ich bei Hofe vorgestellt, und dazu muß ich schon vorher üben. Von der Tafel bringe ich dir dann auch Konfekt mit, du. — Ach Gott, das habe ich ja überhaupt ganz vergessen —“ sie griff in die Tasche — „hier, mein Dilling, das hat mir der Baron vom Büfett geholt. Das hat er wenigstens noch für mich getan. Mehr konnte ich nicht kriegen.“

Sie warf der Alten ein paar Schokoladenbonbons und zwei etwas zerquetschte kandierte Apfelsinenscheiben in den Schoß.

„Daran hast du noch gedacht bei allen Sorgen,“ sagte die alte Frau gerührt und fing gleich an zu essen. Sie mochte es zu gern, wenn Isa ihr von den feinen Gesellschaften, die sie besuchte, etwas mitbrachte. Keine Bekerei, die ihre reiche Nichte ihr kaufte, schmeckte ihr so gut als ein paar zerquetschte Bonbons, die auf der Tafel vornehmer Leute gelegen hatten und nun gar, wie diese, von einem Baron vom Büfett geholt worden waren.

Isa hatte schon als kleines Kind beide Eltern verloren und war von der älteren Schwester ihrer Mutter erzogen oder eigentlich verzogen worden. Tante Olga Habering, von Isa nie anders als Olling genannt, vergötterte sie und lebte nur noch für sie. Sie erntete aber auch Dank dafür. Isa hing mit zärtlicher Liebe an ihr, und sie hatte den reichen Kaufmann Wohlerst nur unter der Bedingung geheiratet, daß Olling mit ins Haus zöge. Sie erklärte stets, sie würde sich nie, nie von ihr trennen, und jetzt, wo sie als reiche und sehr heiratslustige Witwe in Berlin lebte, stand Olling zwar im Hintergrunde der Ereignisse, weil sie selbst es auch nicht anders wollte, aber für Isa blieb sie stets die gleiche, das einzig-gute, liebe, rührende Olling. Wie es werden sollte, wenn Isa den Grafen oder Baron geheiratet hatte, das mußten sie noch nicht recht, aber darüber machten sie sich jetzt noch keine Sorgen.

„Ich bin müde und will zu Bett,“ sagte Isa, als Olling die Bonbons aufgeessen hatte.

„Ja, natürlich, mein Herz, du mußt schlafen,“ sagte Olling, stand sofort auf und ging voran in Isas sehr hübsch und mollig eingerichtetes Schlafzimmer, machte Licht und nahm den feinen, spizenbesetzten Frisiermantel aus dem Schrank. Dann half sie Isa mit geschickten Händen beim Auskleiden, flocht ihr das dunkle, wellige Haar in Böpse und verwahrte das kostbare Gesellschaftskleid sorgsam im Schrank.

Isa hatte sich in müder Behaglichkeit alles gefallen lassen und kuschelte sich jetzt wie ein Kätzchen in die weichen, reichverzierten Kissen ihres Bettes ein. Olling sagte ihr zärtlich gute Nacht und ging nebenan in ihr kleines Schlafzimmer, um sich nun selbst zur Ruhe zu begeben; aber ehe sie ins Bett stieg, sah sie noch einmal leise, leise in Isas Zimmer. Die kleine Frau rührte sich

nicht. Sie hatte einen Arm unter den Kopf geschoben und schlief fest und friedlich wie ein sorgloses Kind.

---

Isas Wohnung hatte drei Vorderzimmer, die sie bei ihrer Übersiedlung nach Berlin ganz neu und stilvoll eingerichtet hatte. Da sie sie selbst aber nur besah, wenn sie Besuch hatte, so trugen sie ganz den Stempel des Unpersönlichen und machten mehr den Eindruck einer Möbelausstellung als den der Wohnung einer hübschen, eleganten jungen Frau. Dilling machte auch eifrig darüber, daß kein Stuhl einen anderen Platz bekam, als der Dekorateur ihm gegeben hatte. Sie putzte und rieb an den Möbeln herum, die noch vor Neuheit blühten, daß man sich in ihnen spiegeln konnte, und hüllte nach jeder Gesellschaft die Polsteressel sorgsam wieder in die Leinenbezüge ein, bedeckte die Teppiche mit hellen Tüchern und steckte jeden Kronleuchter in einen Gazebeutel. Wirkliche Kunstgegenstände gab es nicht in den Zimmern; an jeder Wand hing ein wertloses Bild, nagelneu, in breitem Rahmen, und daneben Majolikateller oder Konsolen mit Gipsfiguren. Familienbilder oder irgendwelche Nichtigkeiten, der Besitzerin durch irgend eine Erinnerung lieb und wert, fehlten gänzlich. Das Porträt des seligen Herrn Wohler hätte vielleicht auch sogar in diese Zimmer nicht recht gepaßt.

Heute waren die Leinenbezüge von den Möbeln genommen, und die Kronleuchter erstrahlten in vollstem Glanz. Isa gab eine Gesellschaft; in einer Viertelstunde mußten die Gäste kommen. Sie war schon in Toilette und ging aufgereggt in den drei Zimmern hin und her. Endlich öffnete sie die Thür zum Korridor und rief mit lauter Stimme nach Dilling.



„Ja, ja, Kind, gleich, was willst du denn?“ rief diese zurück.

„Komm doch mal in den Salon.“

Sofort kam Dlling. Sie trug ein schwarzwollenes Kleid, hatte ihre beste Brosche vorgesteckt und eine schwarzseidene Schürze umgebunden. Wenn sie auch vor den Gästen nicht erschien, so repräsentierte sie doch dem Lohndiener und der Kochfrau gegenüber die häusliche Macht und füllte diesen Posten mit großer Würde aus. Sie trat jetzt ganz vorsichtig auf den Behen in den Salon und fragte: „Was willst du denn, Kind? Ist was nicht in Ordnung?“

„Ja schüttelte lachend den Kopf. „Du sollst dir bloß noch mal die hübschen Stuben ansehen und den gedeckten Tisch.“

Immer noch auf den Behen gehend, folgte die alte Frau ihrer hübschen Nichte durch die beiden Salons in das Eßzimmer, das auch nur bei Gesellschaften benutzt wurde. Die Tafel war für zwölf Personen gedeckt und sehr hübsch mit Blumen geschmückt. Am Anrichtetisch stand der Lohndiener und zog Weinflaschen auf.

Dlling rieb sich die Hände an der Schürze. „Ach Gott, ach Gott, nee, wie schön!“

„Ja schickte den Lohndiener mit einem Auftrag in die Küche und führte Dlling um den Tisch herum. „Hier sitze ich,“ sagte sie, „links von mir Kommerzienrat Krug und rechts Architekt Markner.“

Dlling sagte nichts darauf.

„Du!“ „Ja stieß sie an. „Architekt Markner, sagte ich.“

„Ja, Kind. Ein Baron ist es ja nun nicht.“

„Nein, aber er baut eine Villa für einen Fürsten und ist selbst so fein wie ein Fürst. Gott, Dlling, und hübsch ist er!“ Sie schlang die Hände ineinander.

„Einen großen schwarzen Schnurrbart hat er und einen kurzen, spitzen Vollenbart. Und Augen — Augen sage ich dir! Olling, in die würdest du dich sogar verlieben, wenn du sie sähest!“

Olling stemmte die Hände in die Seiten und lachte. „Aber Kind!“ Dann meinte sie mit nachdenklichem Gesicht: „Wenn ihr bei Tisch seid, kann ich ihn vielleicht sehen. Ich gehe dann mal ganz leise in den Salon und gucke zwischen den Portieren durch.“

„Ja, mein Olling, das kannst du.“

„Jetzt gehe ich aber,“ erklärte Olling, „die Gäste müssen gleich kommen.“

Sie wandte sich zur Tür, aber Jsa hielt sie noch zurück. „Steht mir das Kleid?“ Die Frage klang sehr siegesgewiß, als ob sie der befriedigenden Antwort schon sicher wäre; aber sie sah Olling doch gespannt an.

Die nickte mit Nachdruck und sagte nur: „Süß!“ Dann ging sie hinaus.

Jsa trat im Salon vor den Spiegel und sah sich lange ruhig und prüfend an. Endlich lachte sie vergnügt und nickte ihrem Spiegelbild zu. Ja, sie war schön, und das Kleid stand ihr „süß“. Das schmale Gesicht mit den dunklen Augen und dem reizenden kleinen Mund hatte frische Farben, die Nase hatte gerade keine klassische Form, aber sie störte auch nicht. Das schwarze Haar fiel in natürlichen Locken in die Stirn, und die feine, zierliche Figur sah in dem duftigen weißen Kleid mädchenhaft zart aus. Ja, sie war schön, und ihrer Schönheit verdankte sie alles, was sie bis jetzt erreicht hatte. Nach der Einsegnung, nachdem sie durch Ollings Liebe und Fürsorge eine schöne, heitere Kindheit verlebt hatte, war sie in ein reiches, vornehmes Haus als Kinderfräulein gekommen. Mit ihrem schnellen Auffassungsvermögen sah sie ihrer Herrschaft bald die

feinen Umgangsformen ab und lernte bei den Schularbeiten ihrer Zöglinge, die sie beaufsichtigen sollte, selbst mit. Als sie dann einmal kurze Zeit auf Ferien zu Dlling nach Hause kam, lernte der reiche Kaufmann Wohlert sie kennen und verliebte sich sofort in sie. Sie sagte auch gleich ja, als er um sie anhielt, trotzdem er sehr viel älter war als sie. Frau werden, reich sein, sich schöne Kleider kaufen können, das schien ihr wundervoll, und Wohlert war so gut, erfüllte ihr jeden Wunsch, den er ihr an den Augen ablesen konnte, hielt sie wie eine Prinzessin und war nett gegen ihr Dlling. Sie nahm es alles lachend und sorglos hin wie ein Kind und kam sich manchmal selbst vor wie eine Prinzessin, die mit einem Lächeln und einer übermütigen Laune beglücken kann. Im zweiten Jahre ihrer Ehe starb Wohlert ganz plötzlich und hinterließ ihr sein Geschäft und sein ganzes beträchtliches Vermögen. Sie verkaufte nun das Haus und Geschäft und zog mit Dlling nach Berlin, und als das Trauerjahr abgelaufen war, knüpfte sie viele Bekanntschaften an und stürzte sich mit der ganzen naiven Lebensfreude, die ihr eigen war, in den Strudel der Geselligkeit. Sie wollte noch einmal heiraten, das war der Kernpunkt all ihrer Gedanken, und zwar wollte sie einen hübschen, jungen, vornehmen Mann haben. Sie fühlte jetzt doch, daß ihre Ehe mit Wohlert ihr auf die Dauer kein Glück gegeben hätte. Der alte, ernste Mann und sie, das junge, lebensprühende Geschöpf. Wie ein Schreck überfiel es sie manchmal, wenn sie daran dachte, wie es geworden wäre, wenn Wohlert länger gelebt hätte. Nein, jetzt wollte sie es anders haben. Jugend, Leben, Glück — ach ja, Glück! Sie bog den Kopf zurück und schloß sehnsüchtig die Augen. Glück — jubelndes, namenloses, wundervolles Glück wollte sie haben!

Den Baron hatte sie verschmerzt; sie hatte ihn auch nicht wiedergesehen seit jenem Abend. Ein paar Tage hatte sie noch an ihn gedacht, aber jetzt war ein neuer Stern an ihrem Horizont aufgetaucht—Architekt Markner. Er gefiel ihr viel besser als der Baron und huldigte ihr in so unverkennbarer Weise, daß sie über seine Absichten in keinem Zweifel bleiben konnte.

Jetzt hörte sie draußen Stimmen. Ob er es war? Sie ging in die Nähe der Thür und lauschte. Nein, das war der Bass des Kommerzienrats, und nun ertönten auch Damenstimmen. Sie zupfte noch einmal vor dem Spiegel ihr Haar zurecht und ging dann mit ihrem bezauberndsten Lächeln der Kommerzienrätin entgegen, die eben als erste in den Salon trat.

Die anderen Gäste folgten bald. Fast als letzter kam Markner. Jsa hatte schon fortwährend nach der Thür gesehen und der Unterhaltung ihrer Gäste nur ein halbes Interesse geschenkt. Nun kam ein ruhiges Gefühl über sie: er war da. Sie tat, als hätte sie sein Eintreten nicht bemerkt; es war so nett, sich von ihm suchen zu lassen. Er stand dann auch auf einmal vor ihr, sah ihr mit einem tiefen Blick in die Augen und küßte ihr langsam die Hand.

Er war eine gute Salonerscheinung, mehr elegant als vornehm allerdings, aber für diese feinen Unterschiede hatte Jsa keinen Blick. Sie sah in ihm nur den feinen Kavaliere, der ihr zarte Huldigungen erwies und ihre Nähe suchte. Auf einem Bazar, bei dem sie am Büfett tätig gewesen, war er ihr von seiner Tante, einer Frau Rehborn, vorgestellt worden. Er blieb den ganzen Abend an ihrer Seite, kam am nächsten Tage wieder und machte ihr am folgenden Sonntag seine Aufwartung. Frau Rehborn mußte Berlin leider gleich nach dem Bazar verlassen, um sich auf ihr Rittergut

im Westen Deutschlands zu begeben. Isa bedauerte das sehr, sie hätte sich der liebenswürdigen Dame gern näher angeschlossen. Das ging ja nun leider nicht — dafür mußte sie mit dem Neffen fürliebnehmen!

Sie unterhielten sich bei Tisch brillant und vernachlässigten beide ihre anderen Nachbarn sehr. Isa hatte glänzende Augen und glühende Wangen. Sie war so glücklich, daß sie die ganze Welt hätte umarmen mögen.

Nach Tisch traf Markner mit dem Kommerzienrat Krug allein im Eßzimmer zusammen. Der Lohndiener hatte dort Zigarren und Aschbecher aufgestellt. Markner warf einen flüchtigen Blick auf die Zigarrentisten, zog dann seine Ledertasche hervor und zündete sich eine leichte Havanna an.

„Ich bin so an meine Sorte gewöhnt, daß ich andere schwer vertrage,“ sagte er.

Krug nickte lächelnd und verständnisvoll. „Es geht mir ebenso,“ und nahm sich auch eine von seinen eigenen Zigarren.

„Eine charmante Dame übrigens, unsere liebenswürdige Wirtin,“ meinte Markner nun, sich gegen den Tisch lehrend. „Ich habe leider noch nicht lange den Vorzug, sie zu kennen. Sie sind schon seit längerer Zeit befreundet mit ihr, nicht wahr?“

„Was man so befreundet nennt. Wir sehen uns ab und zu.“

„Ist sie schon lange Witwe?“

„Zwei bis drei Jahre.“

„Sie kannten Wohlert nicht?“

„Nein, ich hatte nicht die Ehre. Frau Wohlert ist erst als Witwe hierher gezogen.“

„So! Der verstorbene Wohlert gehörte den Industriefreien an, wenn ich nicht irre?“

„Ich glaube wohl. Jedenfalls scheint er seine

Witwe in einer ganz angenehmen Lage zurückgelassen zu haben," meinte Krug lächelnd.

Marktner räusperte sich. Endlich hatte er den Kommerzienrat da, wo er ihn haben wollte. „Hm," machte er, „Sie haben auch keine Ahnung — ich meine — man ist ja leider gezwungen, ehe man dem Zuge seines Herzens folgt — hm — Sie werden das verstehen.“

Krug verstand das sehr gut, war aber kühl und abweisend. „Ich habe natürlich keine Ahnung, wieviel —“

„Selbstredend. Es kommt ja auch nicht so genau darauf an. Ich meinte nur, ob die Verhältnisse überhaupt so sind, wie sie scheinen. Man kann sich in der Beziehung so leicht täuschen.“

Krug mißfiel dieser hübsche Architekt plötzlich. „Ich bedaure, Ihnen darüber keine Auskunft geben zu können," sagte er ablehnend, tat noch einen Zug an seiner Zigarre, legte diese dann in einen Aschbecher und wandte sich zur Thür. „Ich denke, wir müssen uns zu den Damen zurückbegeben.“

Marktner folgte ihm und eroberte sich einen Platz neben Jsa. Sie waren wieder sofort in einer angeregten Unterhaltung, während sich die übrigen alle ziemlich langweilten und insolgedessen früh aufbrachen. Marktner mußte sich natürlich anschließen, aber er verabredete zum Schluß noch mit Jsa und Krugs einen Theaterbesuch an einem der nächsten Tage.

Als alle Gäste fort waren, suchte Jsa ihr Dlling. Sie fand sie in der Speisekammer, wo sie die Reste verwahrte und zwischendurch aus einer Kompottschüssel eingemachte Pfirsiche aß. Die Kochfrau war schon fort, der Lohndiener zog sich eben an, und das kleine Dienstmädchen zählte irgendwo im Hintergrund die erhaltenen Trinkgelder.

Jsa und Dlling begaben sich nach vorn. Die alte

Frau mußte sich im Salon auf's Sofa setzen, und Isa erzählte ihr von allem. Dlling hatte auch allerlei erlebt, womit sie jetzt wichtig herauskam. Die Kochfrau hatte sich lobend geäußert, daß sie so viel Butter zum Kochen bekäme, als sie brauchte. Der Lohndiener hatte Dlling gefragt, ob sie die Wirtschafterin von der gnädigen Frau sei. Natürlich hatte sie ja gesagt, und da hatte er ihr erzählt, der Herr, der rechts von der gnädigen Frau säße, der mache so verliebte Augen, da würde es gewiß bald eine Verlobung geben.

Isa lächelte verschämt und errötete etwas. „Hast du ihn gesehen?“ fragte sie.

Dlling nickte. „Ja, wie ihr beim Braten wart.“

„Na — hat er dir gefallen?“

„Er ist hübsch.“

Isa merkte nicht, daß Dllings Antwort etwas ausweichend war. Sie fiel ihr plötzlich stürmisch um den Hals und rief: „Nicht wahr? Ach, Dlling, zu hübsch ist er! Und so nett. Nein, du glaubst nicht, wie nett.“

Dlling antwortete nicht, sondern seufzte nur leise. Ihr hatte Markner nicht besonders gefallen. Sie hätte selbst nicht sagen können, aus welchem Grunde. Und sie war ja auch eine viel zu unbedeutende alte Frau, als daß ihre Meinung da irgendwie von Wichtigkeit gewesen wäre.

---

An dem Theaterabend begleitete Markner Isa nach Hause. Krugs waren gleich in ihrem Wagen fortgefahren, weil sie noch eine Gesellschaft besuchen wollten. Isa hatte sich nach einer Droschke umgesehen, aber da das Wetter sehr schön war, ließ sie sich überreden, den nicht zu weiten Weg zu Fuß zurückzulegen.

Nun gingen sie nebeneinander her. Isa sprach lebhaft. Sie wollte jetzt den Faden der Unterhaltung in

der Hand behalten, denn sie fühlte sich doch befangen in seiner Gegenwart. Markner hörte ihr liebenswürdig zu und warf ab und zu eine Bemerkung ein. Aber bei jeder Laterne suchte sein Blick ihr feines Gesicht, das von den Spitzen ihres Kopftuches umrahmt war, und sein Ohr achtete immer auf das leise Klauschen ihres Kleides unter dem Pelzmantel.

Als sie endlich vor ihrer Haustür stehen blieb und von irgendwoher ein Licht auf ihr süßes, etwas erregtes Gesicht fiel, trat ein leidenschaftlicher Blick in seine Augen, und er machte eine Bewegung, als wollte er sie an sich reißen und küssen. Sie wich unwillkürlich erschrocken zurück, und da besann er sich, schloß ihr die Tür auf und zog nur ihre Hand zwei-, dreimal an die Lippen.

„Also morgen um zwölf bei Schulte?“ fragte er in bittendem Ton.

Sie nickte befangen.

Während sie nun in der Tür verschwand, von innen abschloß und die Treppe hinaufstieg, blieb er noch einen Augenblick stehen, grub die Zähne in die Unterlippe und machte ein sehr unzufriedenes Gesicht. Er hatte diesen Abend schlecht ausgenutzt, fand er. Na, morgen wollte er klüger sein! Nun steckte er sich eine Zigarre an und ging langsam davon.

Isa mußte oben klingeln. Olling hatte sie nicht kommen hören. Jetzt kam sie aber eilig und öffnete, und als Isa in den Korridor trat, sah sie in der geöffneten Tür des Berliner Zimmers einen großen, breitschultrigen jungen Mann stehen.

Sie reichte ihm erfreut die Hand. „Tag, Wille. Hast du Olling ein bißchen Gesellschaft geleistet? Wie nett von dir!“

Wille, oder eigentlich Wilhelm Martens, war ihr



Spiellamerad gewesen, als sie noch Kinder waren. Er war irgendwie ein bißchen verwandt und sehr befreundet mit ihr und Olling. Seit kurzer Zeit war er in Berlin in einem Geschäft angestellt und kam oft zu den beiden Frauen. Dann saßen sie im Berliner Zimmer, sprachen von alten Zeiten und fühlten sich sehr gemütlich. Die vorderen Brunkzimmer konnte Wille nicht leiden, und wenn Jsa davon sprach, daß sie einen vornehmen Mann heiraten wollte, lachte er nur sein frisches, gesundes Lachen. Die heiratslustige Berliner Witwe existierte für ihn überhaupt nicht; er nannte sie auch nie Jsa, sondern immer Lieschen, wie in früheren Zeiten.

„Ich habe deine Droschke gar nicht kommen hören,“ sagte Olling, als sie im Zimmer waren, „das kommt wohl davon, weil Wille so viel erzählt hat.“

Jsa nahm langsam ihren Mantel ab. „Nein,“ sagte sie dabei, „ich bin gar nicht gefahren, sondern gegangen.“

„Aber, Kind, allein?“

„Herr Markner hat mich begleitet.“

Wille hatte sich mit dem Rücken gegen den Ofen gelehnt und Jsas zierliche Erscheinung mit einem warmen Blick umfaßt, als sie den weiten Mantel fortgelegt hatte. Jetzt sah er unwillkürlich zu Olling hinüber, die verständnisvoll mit den Augen zwinkerte.

Jsa hatte die kurze Zeichensprache zwischen den beiden nicht bemerkt. Sie warf ihr Kopfstuch auf einen Stuhl und trat zu Martens an den Ofen. „Na, alter Willemus, wie geht's dir denn?“ fragte sie, zu ihm aufsehend.

Sie hatte ihn schon als Kind Willemus genannt. Es war eine besondere Leidenschaft von ihr, alle Namen zu verdrehen.

„Danke, gut,“ antwortete er, „und dir?“

Es war ihr, als sähe er sie besonders scharf an.

„Sehr gut, sehr gut,“ rief sie lebhaft und setzte sich in die Sofaecke.

„Wie war's denn?“ fragte Olling.

„Sehr nett.“

„Aber jetzt bist du müde?“

Isa nickte.

„Na, morgen kannst du dich ja den ganzen Tag ausruhen.“

„Nein, morgen muß ich um zwölf bei Schulte sein.“

„Du mußt?“ fragte Wille vom Ofen her.

„Ja, ich habe mich verabredet.“

„Mit Krugs?“

„Nein.“ Isa zögerte. Zu dumm, daß sie immer befangen wurde, wenn sie den Namen nennen sollte.

„Mit Markner,“ sagte sie schließlich doch.

Die anderen beiden antworteten nichts darauf. Wille löste seine große, breite Gestalt vom Ofen los und sagte: „Dann will ich nicht länger stören. Adieu, Lieschen.“

Sie stand auf und legte ihre kleine Hand in seine ausgestreckte Rechte. „Adieu, Willemus, komm bald mal wieder, ich habe heute gar nichts von dir gehabt.“

Er nickte. „Wenn's mal wieder so paßt, Lieschen.“

Olling hatte eine kleine Lampe angezündet und griff zum Haus Schlüssel, um ihm aufzuschließen, denn das Dienstmädchen war schon zu Bett geschickt. Isa wollte nicht leiden, daß Olling ging, aber es half ihr nichts.

„Du bist müde, Kind, und mir ist die Bewegung gut,“ sagte Olling sehr bestimmt und ging mit Wille hinaus.

Auf der Treppe sagte sie halblaut zu ihm: „Na, hast du's gehört? Markner und immer wieder Markner! Und morgen will sie mit ihm zu Schulte.“

Wille lachte. „Da kann ja jeder hin, der 'ne Mark bezahlt. Ich werde mir den Kunden mal ansehen.“

„Ach ja, Wille,“ rief Dlling erfreut, „tu das. Ich bin ja 'ne einfache, alte Frau und kann mich irren. Vielleicht sehen seine Herren immer so aus. Du wirst das ja besser verstehen. Unglücklich soll mir doch mein Kind nicht werden, und ich glaube, mit dem wird sie unglücklich.“

„Wir wollen über sie wachen,“ sagte Wille ernst und reichte Dlling die Hand.

Sie nickte ihm zu, und als die Haustür sich hinter ihm geschlossen hatte, atmete sie erleichtert auf.

---

Am nächsten Tage war helles, klares Winterwetter, und all das Leben und Treiben in Berlin hatte einen frischen, fröhlichen Anstrich.

Isa ging die Königgräzerstraße hinunter nach dem Brandenburger Thor zu. Elegante Equipagen fausten an ihr vorüber, und mancher Fußgänger streifte ihre hübsche, frische Erscheinung mit wohlgefälligem Blick. Als sie in der Nähe des Thores war, kam ihr Wilhelm Martens entgegen.

Sie blieb überrascht und erfreut stehen. „Tag, Willemus,“ rief sie, ihm die Hand reichend, „wo kommst denn du her?“

„Ich bummle,“ erwiderte er behaglich.

„Hast du denn Zeit dazu?“

„Ja, ich habe heute vormittag frei.“

Er blieb an ihrer Seite, als wäre das ganz selbstverständlich, und erzählte ihr allerlei. Er hätte vorhin den Kaiser gesehen. In der Königstraße wäre eine große Verkehrsstockung eingetreten, weil ein Lastwagen gerade auf den Schienen der elektrischen Bahn zusammengebrochen wäre. Dann erklärte er ihr die Uniform eines höheren Offiziers, der ihnen entgegenkam.

und ehe sie es sich versah, waren sie bei Schulte angekommen. Jsa blieb unwillkürlich stehen, da sie annahm, daß er sich nun verabschieden würde.

„Ach so,“ sagte er, „du gehst hier 'rein?“

„Ja.“

„Schön, ich komme mit. Man muß auch mal was für die Kunst tun.“

Sie sah ihn ganz erstaunt an und zögerte etwas, aber er beachtete das gar nicht, sondern schritt langsam neben ihr die Stufen hinauf. Jsa war abonniert. Wille löste sich ein Billett, und dann traten sie in den ersten Saal.

Markner war schon da, und da er die Eingangstür unausgesetzt im Auge behalten hatte, bemerkte er sie sofort und kam ihnen entgegen.

„Gnädige Frau, ich bin entzückt —“ er küßte Jsa die Hand und reichte ihr einen Weilchenstrauß.

Wille hatte sich dicht an Jsas Seite gehalten, und nun streifte Markners Blick voll Erstaunen die hünenhafte Gestalt.

Jsa hatte das bemerkt und machte eine vorstellende Bewegung. „Mein —“ sie stockte und lachte, „ja, als was soll ich dich nun bezeichnen, Wille?“

„Freund und Beschützer,“ sagte er mit voller, gewichtiger Stimme, die ausgezeichnet zu seiner Erscheinung paßte. „Im übrigen heiße ich Martens.“

Markner stellte sich nun auch vor, und sie gingen langsam an den Bildern entlang, ohne viel zu sprechen. Jsa war befangen und Markner wütend. Er wußte nicht, was er aus diesem „Freund und Beschützer“, mit dem die hübsche Wohlert sich sogar duzte, machen sollte. Hatte sie ihn mitgebracht, um ein Alleinsein zwischen ihnen zu verhindern? Zudem war er auch nicht sehr präsentabel, sah sehr nach Provinz aus und zeigte nicht das mindeste Kunstverständnis.

„Schöne Rahmen!“ sagte er ein paarmal mit lauter Stimme.

Sie blieben nicht lange bei Schulte, und als sie plötzlich ins Freie traten, gingen sie, ohne es vorher zu verabreden, die Linden hinunter.

Isa war jetzt plötzlich ärgerlich auf Wille. Er hatte ihr die ganze Stimmung gestört. Es hätte so schön sein können, wenn sie mit Markner allein gewesen wäre. Dann wären sie wohl jetzt in den Tiergarten gegangen, und an einer einsamen Stelle, wo sie ungestört und unbeobachtet waren, hätte er vielleicht ihre Hand genommen und leise, liebe Worte gesprochen. Sie würde mit gesenktem Kopf zuhören und nichts sagen, aber er würde sie schon verstehen, sie in die Arme nehmen und ihr die Antwort von den Lippen küssen.

Sie atmete tief auf. So hatte sie sich das ausgemalt, seit sie gestern an der Haustür auseinander gegangen waren. Statt dessen wandelten sie nun zu dreien die Linden hinunter, und Markner sah entschieden schlecht gelaunt aus.

An Kranzlers Ecke kam ihnen eine ältere Dame entgegen.

„O, Herr Markner,“ rief Isa lebhaft, „da ist ja Ihre Frau Tante.“

Markner sah sehr verstimmt aus. „Wo?“ fragte er und blickte umher, aber immer in die falsche Richtung. Die Dame ging vorüber, ohne sie zu bemerken.

„Sie war es ganz sicher,“ sagte Isa. „Sie hatte dieselbe Toilette an wie damals, als ich sie kennen lernte. Aber sie wollte doch wieder auf ihr Gut zurück?“

„Ja, sie ist auch abgereist. Wahrscheinlich hat sie wieder geschäftlich hier zu tun, und sie ist auf ein paar Tage hier.“

„Wollen Sie sie denn nicht begrüßen?“

„Später, gnädige Frau. Ich frage nachher im „Kaiserhof“ vor. Meistens logiert sie da.“

Wille hatte scharf aufgepaßt. „War es die Dame mit der Boa und dem roten Samthut?“ fragte er.

„Ja.“

„So — so! Das ist Ihre Frau Tante? Wie heißt sie denn?“

„Frau Rittergutsbesitzer Rehborn,“ antwortete Jsa für Markner. „Eine reizende Dame! Ich habe sie auf einem Bazar kennen gelernt. Dadurch sind auch Herr Markner und ich bekannt geworden.“

Markner wurde jetzt wärmer. Er neigte sich zu Jsa und flüsterte halblaut: „Ja, gnädige Frau, seit dem Tage bin ich ein anderer Mensch.“

Sie wurde rot bis zu den niedlichen kleinen Ohren. Wenn doch Wille nur ginge! Sie hatte schon beinahe Tränen in den Augen vor Ärger. Ob er denn nicht fühlte, wie er sie störte. Aber er war so ruhig und harmlos und kam nie auf besondere Gedanken.

Aber jetzt — vielleicht hatte er es doch bemerkt — jetzt blieb er plötzlich stehen, empfahl sich und kehrte um. Nun war sie fast erschrocken. Das war so schnell gekommen.

Sie hatte aber keine Zeit, sich zu besinnen. Markner trat an ihre linke Seite, und neben ihr her gehend, immer halb zu ihr hinabgebeugt, fragte er: „Warum haben Sie mir das angetan, gnädige Frau?“

„Was?“

„Diesen — diesen Freund und Beschützer,“ er betonte die Worte voll Spott, „heute mitzubringen.“

„Ich habe ihn ja gar nicht mitgebracht. Ich traf ihn auf der Straße, und er schloß sich mir an. Wegschicken konnte ich ihn doch nicht. Er ist auch wirklich mein Freund, ich kenne ihn schon seit —“

„Nun ja, er mag ja ein sehr braver Mensch sein, aber heute — heute hätte ich ihn — na, mindestens totschießen können.“

Sie ging jetzt ganz schnell, fast als wollte sie ihm fortlaufen, aber er blieb immer dicht an ihrer Seite.

„Ich hatte mich ja so unbeschreiblich auf heute gefreut.“

„Warum?“ fragte sie beklommen.

„Weil — mein Gott, gnädige Frau — Sie wissen es ja. Weil ich Sie verehere, anbete —“ sie lief immer schneller und bog ohne jeden Grund in die Charlottenstraße ein, aber er blieb dicht neben ihr. „Weil ich Sie liebe, Jsa.“

Wie angewurzelt blieb sie plötzlich stehen, als ob diese Erklärung alle ihre Glieder lähme.

Er griff jetzt nach ihren Händen. „Süße, geliebte Jsa, sag ein Wort. Willst du meine kleine Frau werden?“

Sie nickte befangen, und er drückte ihre Hände.

„Die Straße ist ein schlechter Platz zum Verloben,“ sagte er, sich ärgerlich umsehend.

„Nicht wahr, im Tiergarten —“ sie hielt erschrocken inne. Fast hätte sie gesagt: „Im Tiergarten wäre es viel besser gegangen.“

Er hatte ihre Worte nicht beachtet. „Da ist eine Droschke, Lieb,“ sagte er. „Wollen wir fahren? Darf ich dich nach Hause bringen?“

Sie nickte, und er hob sie in den Wagen.

Als er dort neben ihr saß, kümmerte er sich nicht um die Menschen, die vielleicht durch die Fenster hineinsahen. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie.

---

Wilhelm Martens ging indessen geradewegs nach dem „Kaiserhof“. Er konnte sich selbst keine Rechen-

schaft abgeben, warum, aber er hatte in Bezug auf diese Tante Markners ein gewisses Mißtrauen. Sie hatte ihm so gar nicht nach einer Rittergutsbesitzerin ausgesehen. Ihr Anzug war von einer etwas schäßigen Eleganz, und die nervösen, verlebten Züge sprachen von einem aufreibenden Leben voller Kämpfe. Auch Markners ausweichender Blick war ihm aufgefallen.

„Nee, nee, Herr Architektte,“ sagte er sich, „diese Tante is 'n Schwindel. Das müssen wir mal ein bißchen näher untersuchen.“

Er fragte im „Kaiserhof“, ob in diesen Tagen Frau Rittergutsbesitzer Rehborn dort abgestiegen sei. Man verneinte. Nun fragte er, ob sie nicht sonst immer hier wohne, wenn sie in Berlin sei.

Der Portier sah in den Büchern nach. Nein, eine Frau Rehborn hatte noch nie im „Kaiserhof“ gewohnt.

Wilhelm dankte für die Auskunft und ging. Langsam schritt er der Leipzigerstraße zu und überlegte. Also die Sache mit der Tante war Schwindel! Nun mußte er auf irgend eine Weise herauszubekommen suchen, wer diese Dame mit der Boa und dem roten Samthut eigentlich war und was sie mit der Sache zu tun hatte. Sie hatte Lieschen den Architekten als ihren Neffen vorgestellt, und als sie die Bekanntschaft vermittelt hatte, war sie vom Schauplatz abgetreten. Eigentlich war es ja ganz klar: die Alte war eine Heiratsvermittlerin!

Als er so weit mit seinen Gedanken gekommen war, blieb er doch unwillkürlich einen Augenblick stehen und pfiß durch die Zähne.

„J, du Donnerchen! Na, warten Sie, Herr Architektte! Ihnen wollen wir das Handwerk legen. Spekulieren da auf Lieschens Geldbeutel! Aber da sind wir auch noch da!“



Markner hatte einen sehr schlechten Eindruck auf Wilhelm gemacht, und er nahm sich vor, Lieschen und Olling so bald wie möglich aufzusuchen und ihnen seine Entdeckung in Bezug auf die Tante mitzuteilen. Dann war Lieschen ja gerettet, meinte er; denn einen Kerl, der so infam lügen konnte, würde sie doch nicht mehr angucken.

Um die Freistunden, die er sich am Vormittag erbeten, wieder nachzuholen, mußte er den ganzen Nachmittag bis zum späten Abend arbeiten. Am nächsten Morgen bekam er einen Brief von Olling, die ihm mit unbeholfener, kriechlicher Schrift mitteilte, daß Lieschen sich mit Markner verlobt habe.

Er erschrak sehr und starrte lange auf das Papier. Das hatte er nicht erwartet, so schnell, dachte er, würde es nicht kommen. Nun mußte er ja seinen Plan ändern, denn jetzt sah die Sache ja viel ernster aus. Wenn er Lieschen jetzt nicht sichere Beweise brachte, würde sie ihm nicht glauben.

Ob sie ihn wohl wirklich liebte, diesen Kerl mit den stechenden Augen und dem maliziösen Lächeln? Seine Hand ballte sich unwillkürlich zur Faust, und er hatte ein dumpfes, wehes Gefühl im Herzen.

Abends bekam er einen Brief von Lieschen, die von Ollings Zeilen nichts wußte. „Alter Willemus,“ schrieb sie, „ich muß Dir selbst schreiben, daß ich sehr glücklich bin. Ich habe mich nämlich verlobt und zwar mit Fritz Markner, den wir bei Schulte trafen. Ja, siehst Du, alter Willemus, das hast Du wohl nicht geahnt, daß es so mit uns stand, sonst — sei nicht böse, aber ein bißchen gestört hast Du uns. Aber Du gehst ja nachher, und da — ja, da kam es. Nun komm nur bald und gratuliere Deiner übergläcklichen Tsa.“

Er konnte erst nach zwei Tagen hingehen. Markner war da, und die Vorderzimmer waren strahlend erleuchtet. Olling kam ihm schon auf dem Korridor entgegen und zog ihn ins Berliner Zimmer. „Siehst du, Wille,“ klagte sie, „nun ist es doch gekommen.“

„Ja. Gefällt er dir noch immer nicht besser?“

Sie schüttelte heftig den Kopf und setzte sich auf ihren Lehnstuhl. „Nein. Er tut sich so. Mich nennt er „gnädiges Fräulein“. Nu denke bloß. Und unsere Marie hat er in die Backen gekniffen und „schönes Kind“ zu ihr gesagt. Ich sah es durch die Thür. Magst du ihn leiden?“

„Nein,“ antwortete Wille sehr energisch. „Ist Lieschen denn glücklich?“

„Ja, sie singt den ganzen Tag und fällt mir um den Hals und so was.“

„Hm, hm, hm!“ machte Wille nachdenklich.

Olling seufzte wieder. „Alles ist jetzt anders. Ich muß immer mein gutes schwarzes Kleid anziehen, und Abends, wenn er da ist, essen wir vorn. Und manchmal kommt es mir so vor, als schämte Jsa sich meiner.“

„Na, na, Olling.“

„Ja, Wille, ich bin ja auch so einfach, und wenn sie heiratet, nimmt sie mich gewiß nicht mit.“ Sie rieb sich die Augen. „So 'ne alte Frau, das paßt ja auch schlecht, und ich will nichts sagen. Wenn sie nur glücklich wird!“

Wille trat zu ihr. „Olling, ich will dir mal was sagen: Jedes Brautpaar heiratet ja nicht.“

Sie sah ihn verständnislos an.

Er machte unwillkürlich eine Faust nach dem Vorderzimmer. „Und daß die beiden sich nicht heiraten, dafür will ich sorgen.“

Nun war sie doch erschrocken. „Aber, Wille, wenn sie nun doch schon verlobt sind —“

„Dann geht es eben wieder auseinander. Wir werden Lieschen doch nicht in ihr Unglück rennen lassen. Wie ist es denn, darf man das zärtliche Paar stören, oder sind Besuche nicht erwünscht?“

„Doch, doch, geh nur 'rein.“

Dem Brautpaar war die Störung im Augenblick fogar ganz lieb, denn sie waren eben etwas in Meinungsverschiedenheiten geraten. Es war von Olling die Rede gewesen, und Isa hatte erklärt, daß sie sich nie von ihr trennen würde. Darüber war nun Markner nicht sehr erbaut und versuchte Isa auseinanderzusetzen, daß jede dritte Person sie in ihrem jungen Eheglück nur stören würde. Aber in Bezug auf Olling war Isa sehr eigensinnig. Sie sagte ihm, sie wolle sich ihm in allem unterordnen, alle seine Wünsche erfüllen, aber von Olling, die ihr, solange sie lebte, wie eine treue Mutter gewesen sei, wolle sie sich nicht trennen.

„Aber, Liebchen,“ meinte Markner, „die treueste Mutter muß sich von ihrem Kinde trennen, wenn das seine eigenen Wege geht und sich verheiratet. Das ist der Lauf der Welt.“

„Ich will aber nicht!“ erklärte Isa trohig.

Sie war gar nicht gewöhnt, daß ihren Wünschen ein ernster Wille entgegengesetzt wurde, und in diesem Falle, der ihr so am Herzen lag, war sie auch fest entschlossen, nicht nachzugeben.

Markner versuchte jetzt auf andere Weise, sie umzustimmen; er bestürmte sie mit Zärtlichkeiten. „Liebchen,“ sagte er leise, „Herzblatt, kannst du dir denn nicht denken, daß ich dich ganz für mich allein haben möchte, ohne störende dritte Person?“

„Olling wird uns nie stören, sie ist ja die Bescheidenheit selbst.“

„Aber, Kind —“ er wurde jetzt ganz ungeduldig,

doch ehe er weiter sprechen konnte, trat Wille ein. Jsa strich Markner schnell mit der Hand über die Stirn. „Sei lieb, Friz,“ bat sie, „wir sprechen ein andermal mehr darüber.“

Dann begrüßte sie Wille, Markner schüttelte ihm auch die Hand. „Ah, der Freund und Beschützer!“ meinte er in etwas herausforderndem Ton.

Wille nickte nur und setzte sich dem Brautpaar gegenüber in einen Sessel. Seine große, etwas vierschrötige Gestalt paßte nicht recht in den Salon mit den zierlichen Möbeln, aber er schien das nicht zu empfinden. Trotzdem er immer erklärt hatte, die Vorderzimmer wären ihm ungemütlich, ließ er sich jetzt recht behaglich nieder. Eine lebhaftere Unterhaltung wollte aber nicht in Gang kommen. Das Brautpaar sprach von Dingen, von denen Wille nichts wußte, und wenn Wille etwas fragte, antwortete nur Jsa, und Markner machte ein gelangweiltes Gesicht dazu.

Schließlich wandte sich aber Wille mit einer Frage direkt an Markner. „Haben Sie Ihre Frau Tante neulich noch gesprochen?“

„Ach ja,“ rief Jsa lebhaft, „ist sie noch hier?“

Markner verzog keine Miene. „Nein, mein Herz, sie ist schon wieder abgereist.“

„Das war ja ein kurzer Besuch,“ warf Wille trocken ein.

„Es handelte sich nur um eine Besprechung mit ihrem Bankier.“

„Hast du sie gesprochen? Hast du ihr erzählt —“ Jsa errötete und barg ihr Gesicht an Markners Schulter.

Wille machte eine Bewegung, als wollte er sie von da fortreißen, aber er bezwang sich und setzte sich wieder in seinen Sessel zurück.

Markner zog Jsa fester an sich. „Natürlich, mein

Lieb," sagte er zärtlich, „was sollte ich an dem Tage wohl anders mit ihr sprechen.“

„Besonders da Frau Rehborn die Sache vermittelt hat," bemerkte Wille kopfnickend.

In Martners Gesicht suchte es etwas nervös. Dieser Freund und Beschützer schien ihn sehr zu stören.

„Ja hob den Kopf und sah Martner an. „Ich muß mal an sie schreiben," meinte sie. „Sie war so mütterlich zu dir. Und da du sonst keine Angehörigen hast, so ist sie ja auch beinahe wie deine Mutter — nicht?“

„Ja — natürlich. Wir schreiben mal zusammen an sie. Darüber wird sie sicher sehr erfreut sein.“

„Das denke ich mir auch," sagte Wille ernsthaft.

„Ja lachte jetzt. „Du tust gerade so, als ob du Frau Rehborn kenntest, Wille.“

„Gesehen habe ich sie ja schon," meinte Wille, „und ich hoffe, ich lerne sie noch mal persönlich kennen.“

„Vielleicht auf unserer Hochzeit," sagte Ja.

„Meine Tante scheint übrigens einen lebhaften Eindruck auf Sie gemacht zu haben," meinte Martner lachend zu Martens. „Wie wär's denn, edler Freund und Beschützer? Sie ist Witwe und einer zweiten Ehe, glaube ich nicht ganz abgeneigt.“

„Vielleicht nehme ich sie auch lieber als gültige Vermittlerin in Anspruch," antwortete Wille.

Die beiden Herren brachen zusammen auf. Als das Brautpaar zärtlich voneinander Abschied nahm, ging Wille zu Dilling hinein, die bei seinem Eintritt ganz verstohlen ihre Karten zusammenschob und nach ihrem Strickzeug griff.

Wille hatte aber ihre Bewegung gesehen und sagte lachend: „Na, Dilling, hast du ein bißchen in die Zukunft geguckt? Wie steht's denn?“

Olling war verschämt und ging nicht recht auf seine Frage ein. „Du lachst mich ja doch bloß aus,“ meinte sie. „Aber ich sage dir, es ist schon so oft eingetroffen, was in den Karten stand. Damals, als Tsa den Baron heiraten wollte, habe ich gleich gesehen, daß es nichts wurde. Niemals lag die Verlobungskarte zwischen ihnen.“

Wille runzelte die Stirn und trat dicht vor die Alte hin. „Ihr Frauen seid doch ein komisches Volk. Habt ihr euch eigentlich nie klar gemacht, daß es eine Schmach für Lieschen ist, auf einen vornehmen Mann Jagd zu machen? Wenn sie selbst nicht genug Stolz besaß, um das einzusehen, hättest du ihr ins Gewissen reden sollen. Aber anstatt das zu tun, hast du sie in dem Treiben bestärkt und allerlei Unsinn aus den Karten gelesen. Und dann wunderst du dich nachher, wenn's schlecht abläuft und sie einem Kerl in die Hände fällt, der nichts will als ihr Geld. Was Besseres hat sie ja freilich auch gar nicht verdient.“

Olling sah ihn ganz erschrocken und verstört an. „Aber Wille!“ sagte sie endlich.

„Ja, ja, das ist meine Ansicht von der Sache, wenn du auch noch so erschrocken bist, Olling. Was Besseres hat sie nicht verdient. Was ist denn aus ihr geworden, seit sie hier in Berlin die reiche Witwe spielt? Ein oberflächliches, eitles Ding, das keinen anderen Gedanken hat als den Männerfang. Ein hübscher, vornehmer Mann muß es sein, was er für ein Herz und einen Charakter hat, das ist egal. Und du hast sie immer vergöttert und alles gut geheißt, was sie tat. Na, ihr werdet euch den Schaden noch ansehen, wenn ihr den verehrten Herrn Markner näher kennen lernt.“

„Ach Gott, ach Gott, Wille, schrei doch nicht so,“ wimmerte Olling, „er hört es ja; er ist ja noch voru.“

„Meinetwegen, laß es ihn hören.“

„Ich habe immer gedacht, du hättest Lieschen lieb.“

„Habe ich auch. Darum empört es mich ja so, sehen zu müssen, was das dumme Geld aus ihr gemacht hat. Hätte wohl unser Lieschen von früher jemals daran gedacht, sich feine Salons einzurichten, seidene Kleider zu tragen und einen vornehmen Mann heiraten zu wollen?“

„Wenn sie doch nun aber das viele Geld hat, Wille, warum soll sie das denn nicht ausgeben, wie es ihr gefällt?“

„Ja, woher hat sie denn das viele Geld? Hat sie es sich verdient, erarbeitet? Sie hat den reichen Wohlert geheiratet, aus dem sie sich nicht so viel machte —“ er schnippte mit den Fingern. „Weil er eben das viele Geld hatte, hat sie ihn genommen, und wenn er am Leben geblieben wäre, dann wäre sie jetzt wahrscheinlich schon kreuzunglücklich mit ihm.“

Aus dem Vorderzimmer ertönte Fjas helle Stimme. „Olling, Frik will dir Adieu sagen.“

Olling sprang auf, strich sich mit den Händen über das Haar, zupfte die schwarzwollene Schürze glatt und lief eilfertig nach vorn. Wille folgte langsam und bedächtig und ließ absichtlich die Thür zwischen dem Salon und dem altmodischen, einfach eingerichteten Berliner Zimmer weit auf.

Er verabschiedete sich jetzt auch und ging mit Markner zusammen die Treppe hinunter, aber auf der Straße trennte er sich sofort von ihm.

Den ganzen, langen Weg von Fjas Wohnung, die in der Nähe des Lühowplatzes lag, bis zu seiner Straße, nicht weit vom Rathaus, ging er zu Fuß. Immer die Hände in den Taschen, die Zähne zusammengebissen und tief, tief in Gedanken. Was er vorhin

zu Dlling über Jsa gesagt hatte, war ihm auch eigentlich erst heute ganz klar geworden. Als er vor kurzer Zeit nach Berlin gekommen war und sie wiedergesehen hatte, da hatte sein kindlich-ehrliches Herz höher geschlagen vor Freude; denn er hatte seine kleine Jugendgespielin ja immer so sehr, sehr lieb gehabt. In der fremden, großen Stadt war ihm das behagliche, altmodische Zimmer wie ein Stück Heimat, und es waren seine schönsten Stunden, wenn er nach vollendetem Tagewerk bei den beiden Frauen saß, Dlling im Lehnstuhl strickte, und Lieschen mit ihm plauderte. Sie war so kindlich-heiter, so liebenswürdig und so schön, daß ihm das Herz ganz weit und groß wurde, wenn er mit ihr zusammen war. Auf dem Nachhausewege hatte er dann immer allerlei Zukunftssträume ausgesponnen. Er wollte arbeiten und arbeiten, bis er eine gesicherte Lebensstellung hatte, und dann sollte Lieschen seine Frau werden, und Dlling sollte bei ihnen wohnen. Ach ja, das war ein Ziel, nach dem konnte man schon streben, dafür konnte man schon arbeiten. Gesagt hatte er aber nie etwas von diesen Träumen.

Wenn Lieschen einmal etwas von ihren vornehmen Bekannten erzählte und sagte, sie wollte einen Baron heiraten, dann lachte er nur. Das hielt er für einen Scherz. Wer Lieschen gekannt hatte, wie sie in dem ausgewachsenen Wintermäntelchen und mit dem roten Kopftuch in die Schule gelaufen war, wer sie gesehen hatte, wie sie bei Dlling in der Küche ihre Schularbeiten machte, der konnte doch nicht glauben, daß sie im Ernst daran dachte, einen Baron zu heiraten.

Da hatte Dlling ihm an dem Abend, als er allein mit ihr war, erzählt, daß Jsa sich wirklich beinahe mit einem vornehmen Baron verlobt hätte und sich jetzt, nachdem der Baron sich zurückgezogen, Hoffnungen auf



einen sehr feinen Architekten mache. Von diesem Architekten wollte aber Oling gar nichts wissen, sie hatte einen förmlichen Widerwillen gegen ihn und behauptete, er sähe aus wie der Pölkönig in ihren Karten, und wo der sei, sei immer ein Unglück nahe. Und nun hatte er so nach und nach die ganze Sache durchschaut.

Vor allen Dingen mußte er nun Lieschen aus den Händen dieses Markner retten, das war ihm die Hauptsache. Wie es dann mit seinen eigenen Wünschen und Hoffnungen werden würde, darüber machte er sich noch keine Gedanken.

Am nächsten Tage ließ er sich in dem Lokal, in dem er täglich sein einfaches Mittagessen einnahm, das Adreßbuch geben und schlug den Namen Rehborn auf. Er war nur einmal vertreten. Rehborn, Frau Luise, Witwe. Sie wohnte in einer der Straßen am Kreuzberg in der zweiten Etage.

Als er das gefunden hatte, schlug er mit seiner großen Hand dröhnend auf das Buch, so daß ein schwächlicher, blasser Mann, der am Nebentisch saß, erschrocken zu ihm herübersah. Nun lachte er und nickte dem Manne zu.

„Entschuldigen Sie, aber ich mußte meiner Freude einen gelinden Ausdruck geben.“

Zum Glück war schon der nächste Tag ein Sonntag. Wilhelm Martens zog Vormittags seinen besten Rock an, setzte einen hohen Hut auf und fuhr nach dem Kreuzberg.

„Na, warten Sie, Herr Architekt“, dachte er dabei, „nun zieht sich das Unheil über Ihnen zusammen.“

---

Zwei Stunden später stand er vor Jsa Wohlerts Korridortür und läutete Sturm. Er mußte, daß Markner

um diese Zeit nicht da war, sondern erst um drei Uhr zu Tisch erwartet wurde.

Isa saß im Berliner Zimmer am Fenster und nähte, Dilling war in die Kirche gegangen und noch nicht zurückgekehrt.

„Tag, Wille,“ sagte Isa freundlich und streckte ihm die Hand entgegen. „Wie nett, daß du wieder einguckst.“

Ihm wurde warm und weich ums Herz, als er sie vor sich sah mit ihrem süßen, freundlichen Gesicht. Er hätte wer weiß was drum gegeben, wenn er ihr den Schmerz hätte ersparen können, den er ihr jetzt zufügen wollte. Aber es half nichts, sagen mußte er es ihr — je eher, desto besser.

Er setzte sich ihr gegenüber und sagte: „Nieschen, ich habe in einer ernstern Angelegenheit mit dir zu sprechen.“

Sie hob den Kopf von ihrer Arbeit, die sie wieder vorgenommen hatte, und sah ihn fragend an. „Was ist denn los, Wille? Kann ich dir irgend einen Dienst erweisen oder sonst etwas für dich tun? Du weißt, alter Willemus —“

Seine Stirn hatte sich geröthet. „Nein,“ sagte er mit einer abweisenden Handbewegung, „es ist nicht meine Angelegenheit, sondern deine, die ich mit dir besprechen will.“

„Meine?“

„Ja. Ich will keine langen Vorreden machen, sondern gleich zur Sache kommen.“ Er holte tief Athem. „Ich war eben bei Markners vermeintlicher Tante.“

„Bei seiner — du sagtest doch vermeintlichen Tante, Wille? Ich verstehe dich gar nicht.“

„Na, kurz und gut. Diese Frau Rehborn mit dem roten Samthut und der Boa ist gar nicht seine Tante, sondern — eine Heiratsvermittlerin.“

„Wille!“ Jsa schrie auf, ihre Arbeit glitt zur Erde, und sie griff mit beiden Händen nach seinem Arm, als müsse sie einen Halt haben.

„Ja, Lieschen.“ Er streichelte ihre Hände. „Siehst du, Markner hat eine reiche Frau gebraucht und hat sich an sie gewandt. Sie hat wohl gehört, daß du einen vornehmen Mann suchst, und da hat sie die Komödie mit der Tante gespielt und euch miteinander bekannt gemacht. Schließlich war euch ja damit auch beiden geholfen.“

Sie war dunkelrot geworden und bedeckte jetzt das Gesicht mit beiden Händen, ohne zu sprechen.

Wille schwieg auch eine Weile und sah aus dem Fenster. Endlich fragte er mit gepreßter Stimme: „Hast du ihn sehr lieb?“

Es ging ein leichtes Zittern durch ihren Körper. „Ich weiß nicht,“ sagte sie leise, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen. „Ich mochte ihn gern. Er war hübsch und nett. Und ich wollte doch glücklich werden, und weil Wohlert so häßlich war, da dachte ich, es müßte ein junger, hübscher, vornehmer Mann sein. Aber ich hätte auch einen anderen genommen.“

Ihr Oberkörper sank nach vorn, sie legte den Kopf auf die verschränkten Arme auf und weinte heftig.

Wille wußte jetzt nicht recht, was er machen sollte. Er nagte an der Unterlippe, sah aus dem Fenster und nahm Jsas Handarbeit vom Boden auf. Endlich sagte er: „Weine nicht so, Lieschen, das ist Markner nicht wert.“

Sie beruhigte sich jetzt etwas, hob den Kopf und strich sich die Haare aus dem Gesicht. „Ich weine ja gar nicht um ihn,“ sagte sie, „ich weine, weil ich mich so schäme — so furchtbar schäme.“

Als könnte sie seinen Blick nicht mehr ertragen,

sprang sie plötzlich auf und ging im Zimmer auf und ab. In der dunkelsten Ecke am Ofen blieb sie stehen.

„Ich war nicht schlecht, Wille,“ sagte sie von dort mit halb erstickter Stimme, „glaub mir das. Ich war nur dumm, unerfahren, leichtsinnig vielleicht. Und ich wollte glücklich werden. Ein bißchen Glück muß doch jeder Mensch auf Erden haben — nicht? Ich habe noch gar keins gehabt, Wille. Wohlert —“ sie stockte und seufzte.

„Wohlert war ein Ehrenmann,“ sagte Wille vom Fenster her.

„Ja, das war er. Aber Wille, Wille, wenn man achtzehn Jahre alt ist, dann —“

„Dann darf man nicht einen Mann von fünfzig heiraten, den man nicht liebt.“

Sie schwieg und ballte ihr Taschentuch zusammen.

„Du hast ihn ja doch bloß geheiratet, weil er Geld hatte,“ fuhr er fort.

„Ja, das habe ich,“ sagte sie kopfnickend, „aber ich war arm —“

„Das ist keine Entschuldigung. Du warst jung und konntest arbeiten. Aus eigener Kraft muß man sich seine Existenz schaffen, dann ruht Segen darauf, und man hat Freude daran. Aber wenn man seine Schönheit und seine Freiheit verkauft um Geld, dann kann man nicht glücklich werden.“

„Wille, du bist hart. So hat noch kein Mensch zu mir gesprochen.“

„Weil dir noch niemals jemand die Wahrheit gesagt hat.“

„Wenn Wohlert am Leben geblieben wäre, mein Gott, was wäre dann wohl aus mir geworden!“ rief sie plötzlich ganz erschrocken. „Jahr für Jahr an seiner Seite. Er wäre alt und krank geworden, und ich wäre

noch lange jung geblieben. Mein Gott, was wäre das für ein Leben geworden!"

"Mach dir darüber jetzt keine Gedanken," erwiderte Wille kurz. "Jetzt gibt es Dinge, die viel wichtiger sind. Wie willst du Markner los werden?"

Sie lachte scharf auf. "Ich sage ihm —" sie stockte und fuhr kleinlaut fort: "Nein, ich will ihn nicht mehr sprechen. Ich werde ihm abschreiben. Ich kann ihm ja gar keinen Vorwurf machen. Er suchte eine reiche Frau, und ich einen vornehmen Mann — und die Liebe, die haben wir uns beide vorgegeschwindelt."

"Erwartest du ihn heute?"

"Nein, Gott sei Dank! Er schrieb mir, er sei von einem Herrn, mit dem er wichtige Geschäftsverbindungen anknüpfen will, zu Tisch eingeladen."

"Das paßt ja sehr gut. Dann schreibst du ihm, und morgen früh begibst du dich mit Olling auf die Reise. Es wird ganz gut sein, wenn du Berlin jetzt auf einige Zeit den Rücken lehrst. Dann können deine vornehmen Bekannten sich ein bißchen über den Fall beruhigen."

Sie nickte stumm. Wie ein gescholtenes Kind sah sie aus, wie sie so da stand mit gesenktem Kopf, das naßgeweinte Taschentuch in den Händen zusammenballend, während ab und zu ein krampfhaftes Aufschluchzen ihre Brust hob.

Er ging jetzt langsam zu ihr. Als er neben ihr stand, sah sie ihn an.

"Denkst du sehr schlecht von mir, Wille? Magst du mich jetzt gar nicht mehr leiden?" fragte sie leise.

Er sah auf sie nieder und antwortete nicht gleich. "Ich habe dich sehr lieb, Lieschen," sagte er endlich.

Seine Stimme klang so seltsam dabei, daß sie schnell zu ihm auf sah und dann befangen wieder die Augen

senkte, aber plötzlich ergriff sie seine Hände und rief: „Verlaß mich nicht, ach, Wille, verlaß mich nicht!“

„Nein, Lieschen,“ sagte er ernst, „daß versprech' ich dir.“

Als Olling aus der Kirche kam, war der Brief an Markner schon geschrieben. Olling und Isa fingen nun gleich an, die Koffer zu packen und ihre Toiletten nachzusehen, während Wille im Kursbuch studierte. Isa hatte beschlossen, zuerst nach Dresden zu fahren, und wenn die Jahreszeit etwas günstiger geworden war, ein Bad in Thüringen zu besuchen.

Mitten im Packen lief sie einmal fort und kam zu Wille.

„Hier sind meine Geschenke, die mußt du ihm morgen zurückschicken,“ sagte sie und legte ihren Verlobungsring, ein goldenes Armband und ein paar wertlose Kleinigkeiten auf den Tisch.

„Schicken will ich ihm die Sachen schon,“ sagte er; „aber die Adresse mußt du schreiben. Ich will mit der Angelegenheit nichts zu tun haben.“

Sie setzte sich zu ihm an den Tisch und schrieb. Als sie damit fertig war, schob sie das Schreibgerät von sich fort, legte die Arme auf den Tisch und sagte mit tiefem Seufzen: „Für mich gibt's eben kein Glück!“

„Weil du es immer an der falschen Stelle suchst,“ antwortete er. „Suche es nicht in äußeren Dingen, sondern in dir selbst.“

Sie sah ihn ziemlich verständnislos an.

„Stell dir eine Aufgabe und setze deine ganze Kraft ein, sie zu erfüllen, dann wirst du glücklich sein,“ fuhr er fort. „Arbeite irgend etwas, Lieschen. Nähe Hemden für arme Waisenkinder oder stricke Strümpfe für die Heiden. Es ist ziemlich gleichgültig, was du tust, jede Arbeit hat ihren Segen in sich.“

„Ja,“ sagte sie, „aber das meinte ich eigentlich

nicht. Wille, hast du denn nie das Gefühl gehabt — weißt du, ordentlich wie einen Hunger nach Glück, nach so einem anderen Glück, du verstehst schon.“

Er sah sie ernst an. „Das hat wohl jeder. Aber wenn man das erhält, Lieschen, das ist eine Gnade.“

Da atmete sie tief auf und ging wieder zu ihren Koffern. —

Am nächsten Morgen brachte der Briefträger eine Menge Glückwunschbriefe für Frau Isa Wohlert, denn die Verlobungsanzeigen waren vor zwei Tagen herumgeschickt worden.

Da ihm auf sein wiederholtes, energisches Klingeln nicht geöffnet wurde, und auch kein Briefkasten vorhanden war, ging er zur Portiersfrau, um sich Rat zu holen. Sie sagte ihm, die Herrschaften seien heute ganz früh abgereist und hätten nicht gesagt, wohin.

Ihre vielfachen Vermutungen über den Grund konnte sie ihm nicht mehr anvertrauen, denn er hatte keine Zeit mehr.

---

Im Spätherbst erst lehrten Isa und Oling von ihrer Reise zurück. Von Markner hatten sie nichts wieder gehört, er hatte auf Isas Absagebrief nicht geantwortet, und sein Name wurde nicht mehr zwischen ihnen genannt.

Ihren ausgedehnten Verkehr knüpfte Isa nicht wieder an, sie fürchtete sich förmlich vor bekannten Gesichtern nach ihrer Verlobungsgeschichte, und ihre Heiratspläne schien sie ganz aufgegeben zu haben, wenigstens sprach sie nie mehr davon.

Die Vorderzimmer waren verhängt und verschlossen, und die eleganten Gesellschaftstoiletten hingen wohlverwahrt im Kleiderschrank.

Wilhelm Martens war natürlich der alte, treue Freund wie immer. Er kam oft Abends, stand dann wieder an seinem Lieblingsplatz am Ofen und sah zu, wie die beiden Frauen Handarbeiten machten. Aber der harmlose Ton zwischen ihm und Isa war geschwunden, und wenn Olling sie mal allein ließ, verstummten sie ganz.

Isa hatte sich jetzt auch eine Tätigkeit gesucht. Sie war Mitglied eines Wohltätigkeitsvereins geworden, in dem sie viel zu tun hatte, und da sie einmal angefangen hatte, sich für diese Sachen zu interessieren, fand sie immer mehr Gelegenheiten, wohlzutun und sich nützlich zu machen.

Es war jetzt schon kurz vor Weihnachten. Olling war mit dem Mädchen gegen Abend in die Markthalle gegangen, um Äpfel und Nüsse einzukaufen. Isa hatte auf dem großen Tisch im Berliner Zimmer allerlei Sachen ausgebreitet, die sie zur Weihnachtsbescherung für arme Kinder bestimmt hatte. Als sie eben dabei war, klingelte es. Sie wollte nicht öffnen, da sie allein war, ging aber an die Tür und sah durch das Guckloch. Da erkannte sie Wille, und nun öffnete sie schnell. Es hatte Nachmittags angefangen zu schneien, und er war weiß wie ein Schneemann.

„O, Wille, wie siehst du aus!“ rief sie lachend und schlug die Hände zusammen. „Komm nur 'rein, ich habe viel zu tun. Du kannst mir helfen.“

„Hier ist es ja schon ganz weihnachtlich,“ sagte er, als er ins Zimmer kam.

Sie nickte. „Ja, das ist alles für die Bescherung, die ich armen Kindern machen will. Ich muß das jetzt ordnen, damit keines zu kurz kommt. Hier ist all das Spielzeug; dies sind die Schwarzwaren, Reis, Kaffee, Gries und Graupen, und dies sind alles wollene



Strümpfe, die ich auf der Reise gestrickt habe. Du sagtest mir doch — weißt du noch?“

Er nickte, aber statt der wollenen Strümpfe sah er Jsa an, die vor Eifer ganz rote Backen bekommen hatte. Ihm schien, sie habe noch nie so hübsch ausgesehen als heute, in dem schlichten dunklen Kleid mit der großen weißen Schürze darüber.

Sie waren jetzt beide still. Jsa fing wieder an, in den Sachen zu kramen, und er stellte sich an den Ofen und sah ihr zu.

Plötzlich hielt sie in ihrer Beschäftigung inne und sah ihn an. „Du, Wille — ich möchte dir gern etwas sagen. Ich wollte schon immer, aber —“

„Um?“ machte er, als sie befangen wieder schwieg.

Sie atmete tief auf. „Danken wollte ich dir, Wille,“ rief sie nun mit leuchtenden Augen, „danken, daß du mich bewahrt hast vor dem, was ich tun wollte, und daß du mir die Wahrheit gesagt hast, die ehrliche, schonungslose Wahrheit. Ich war ja so töricht und eitel — O, Wille, wie hab' ich mich nachher geschämt!“

Sie schlug die Hände vors Gesicht und seufzte leise.

Da trat er zu ihr und strich ihr ganz scheu und vorsichtig über das Haar. „Daß man, Lieschen,“ sagte er tröstend, „das ist ja nun alles vorbei, und wir wollen es vergessen.“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn ernst an. „Das vergesse ich nie, Wille, nie. Ich bin jetzt eine ganz andere geworden. Nicht wahr, du kannst jetzt wieder ein bißchen Achtung vor mir haben?“

„Kind,“ sagte er gerührt und sah ihr mit einem treuen Blick in die Augen, „ich kenn' dich ja so gut, ich —“ er wandte sich plötzlich um und ging wieder an den Ofen zurück.

Sie schien aber mit seiner Antwort zufrieden zu sein.

Nach einer kurzen Pause fragte sie: „Du, Wille, wie kommt es denn, daß du heute so früh Zeit hast?“

Sein gutes Gesicht glänzte plötzlich über und über vor Freude. „Ich habe mich frei gemacht, weil ich dir etwas erzählen wollte.“

„Na, dann sag's doch, alter Willemus!“ rief sie lebhaft.

So nannte sie ihn jetzt sehr selten, und es klang ihm wie eine große Zärtlichkeit.

„Mein Chef hat mir zum ersten Januar die Stelle als erster Prokurist in seinem Geschäft angeboten.“

„O, Wille, wie fein! Ich gratuliere dir!“ Sie machte ein paar schnelle Schritte auf ihn zu, als wolle sie ihm beide Hände reichen, aber mitten auf dem Wege blieb sie zögernd stehen, weil er sie so seltsam ansah. Bei ihrer hastigen Bewegung fiel eine kleine Rindertrompete vom Tisch. Sie bückte sich danach und stieß fast mit Wille zusammen, der zugesprungen war, um ihr das Spielzeug aufzuheben. Nun standen sie sich ganz nahe gegenüber und sahen sich an.

„Du freust dich gewiß sehr, Wille?“

„Ja, stehst du, nun kann ich heiraten.“

„Willst du heiraten?“ fragte sie in gedehntem Ton.

„Ja, ich möchte gern. Ich habe eine sehr lieb, aber ich weiß nicht, ob sie mich —“

„Sie wird wohl, Wille; ganz gewiß, sie wird dich auch lieb haben,“ sagte sie mit etwas atemloser, mühsamer Stimme.

Es klang, als ob sie heftiges Herzklopfen habe, und er sah, wie die Farbe auf ihrem süßen Gesicht kam und ging, und sie mühsam nach Fassung rang.

Da sah er auf einmal ganz glücklich aus, nahm ihre beiden Hände und fragte: „Hat sie mich lieb, Lieschen?“

Nun verstand sie ihn. „Alter Willemus!“ rief sie unter Lachen und Weinen.

Er hielt sie in den Armen. „Ein Baron bin ich ja nun nicht und ein vornehmer Architect auch nicht —“

„Pfui, Wille!“

„Aber lieb habe ich dich wie sonst nichts auf der Welt!“

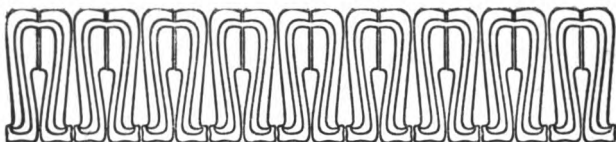
Darauf antwortete sie nicht, sondern lehnte sich nur fester an seine Brust.

Plötzlich lachte sie. „Warum hast du mir das nicht eher gesagt, du alter, dummer Willemus? Wenn du mich heiraten wolltest, brauchtest du doch nicht auf die Procuristenstelle zu warten!“

Sein Gesicht wurde sehr ernst. „Meinst du, daß ich der Mann deiner reichen Frau werden will und mich von ihr erhalten lassen? Nein, du sollst Achtung vor deinem Mann und seiner Arbeit haben. Du wirst meine Frau, und ich will unser Haus erhalten können mit meiner Hände Arbeit.“

Sie sah aus wie ein gescholtenes Kind. Nun küßte er sie auf Mund und Augen, bis sie wieder froh war, und sie schlang die Arme um seinen Hals und jubelte: „Wille, wie hab' ich dich lieb! Und wie wird sich unser altes Döling freuen!“





## Der Ausatz und seine Opfer.

Ein trostloses Kapitel aus dem Buche der Medizin.

Von Alex. Cormans.

Mit 5 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

**A**uf dem kürzlich in Berlin versammelt gewesenen fünften Dermatologenkongreß hat die Beratung über die zu ergreifenden Maßregeln gegen den Ausatz (Lepra) wieder eine große Rolle gespielt, denn unter den zahllosen Leiden und Gebrechen, die wie ein Heer tüchtiger, übermächtiger Feinde die menschlichen Bewohner unseres Erdballs bedrohen, hat der Ausatz von jeher für eines der fürchterlichsten gegolten.

Schon die ältesten Überlieferungen geben uns Kunde von dem Vorkommen dieser entsetzlichen Krankheit. In den fünf Büchern Moses bereits geschieht ihrer Erwähnung, und wir wissen, daß die Phönizier, die Pioniere der Zivilisation im Altertum, sie mit ihren Schiffen von Land zu Land verschleppten. Die britischen Inseln, der ganze Norden Europas, der Orient, Afrika und Asien waren mit dem Ausatzgifte verseucht. Namentlich die großen Kriegszüge des Altertums und des Mittelalters trugen zur Verbreitung der Krankheit bei.

Die siegreichen Scharen Alexanders des Großen wie die Kohorten des Pompejus und die aus allerlei zusammen-  
geströmtem Volk bestehenden Heere der Kreuzfahrer  
streteten das Krankheitsgift über weite Länderstrecken



Typus des beginnenden Aussages.

aus. Die spanischen Eroberer brachten es schließlich  
fogar in die Neue Welt.

Nirgends auf seinem Wege um die Welt fließ der  
Aussatz auf einen ernsthaften Feind. Der Abscheu, den  
die von ihm Befallenen ihrer Umgebung einflößten, war  
so gewaltig, die Furcht vor einer Berührung mit ihnen

so groß, daß man nirgends auch nur einen ernstlichen Versuch machte, die Krankheit zu heilen. Man dachte nur daran, sich selbst zu schützen, indem man die Erkrankten mit unbarmherziger Strenge isolierte, um sie als lebendig Begrabene oder aus der Nähe menschlicher Behausungen Vertriebene erbarmungslos ihrem Elend zu überlassen.

Namentlich im Mittelalter verfuhr man äußerst grausam gegen die unglücklichen Opfer des Ausfazes, und erst, als ihre Zahl eine sehr große wurde, schuf man ihnen eine Art von Zuflucht durch die Einrichtung der sogenannten Leprosorien, ganzer Kolonien oder Niederlassungen von Ausfägigen, wo es ihnen gestattet war, untereinander zu heiraten, und wo die schreckliche Krankheit so von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wurde. Von einer ärztlichen Behandlung war auch hier nicht die Rede. Wenn der Ausfägige seine weitauf von allen menschlichen Niederlassungen liegende Wohnstätte verließ, mußte er sein Haupt mit einer Kapuze verhüllen und seine Annäherung schon von weitem durch das Geräusch einer hölzernen Klapper verraten. Daß man unter solchen Umständen von dem eigentlichen Wesen der Krankheit viele Jahrhunderte hindurch nur sehr unzulängliche Vorstellungen hatte, ist bei diesem Abscheu vor jeder Berührung mit den Erkrankten sehr begreiflich.

In der That ist kaum ein anderes Gebiet der medizinischen Wissenschaft so lange in Dunkel gehüllt geblieben als die Frage nach den Ursachen, dem Wesen und dem Verlauf des Ausfazes, mit dem früher eine ganze Reihe anderer Hautkrankheiten von ähnlicher Erscheinungsform zusammengeworfen wurde. Alle Fortschritte der Erkenntnis, die auf diesem Gebiete gemacht wurden, sind Errungenschaften der neuesten Zeit.

Man weiß heute, daß die früher beliebte Unter-

scheidung zwischen orientalischen und okzidentalischen Ausfallformen eine wenig zutreffende ist, und man hat an ihre Stelle eine Unterscheidung zwischen dem Knollen-



Vorgeschriftene Verstümmelung der Hände und lepröse Erkrankung der Augen.

oder knotigen Ausfall und dem glatten oder verstümmelnden Ausfall gesetzt, wobei indessen zu bemerken ist, daß sich beide Krankheitsformen sehr häufig bei demselben Individuum finden.

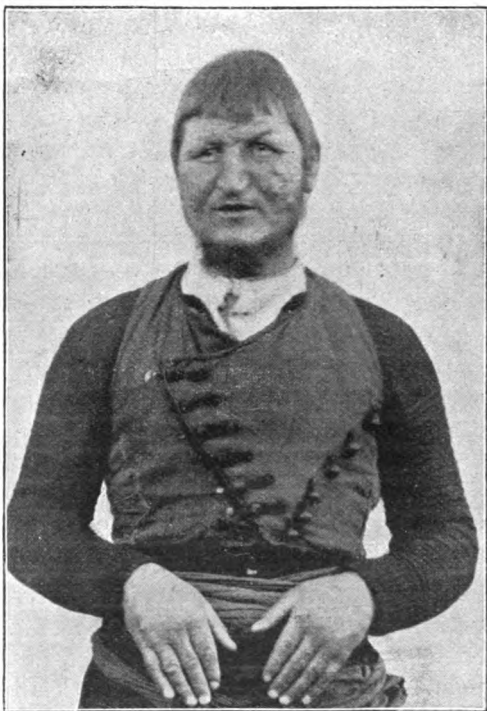
Der Verlauf der Krankheit ist in der Regel folgender.

Bei einem bis dahin völlig gesunden Menschen beginnt die Haut des Gesichts sich plötzlich mit bleifarbenen oder rötlichen Flecken zu bedecken, dann werden einzelne Partien nach und nach unempfindlich, es entstehen Knoten und offene, fressende Wunden, die sich vergrößern, allmählich zusammenfließen und jene grauenhaften Entstellungen hervorbringen, die den bedauernswerten Patienten zu einem Gegenstand des Abscheus nicht nur für andere, sondern auch für ihn selbst machen. Die beigegebenen Abbildungen, die nach Aufnahmen des weiter unten zu erwähnenden Dr. Filaretopoulo angefertigt sind, mögen eine Vorstellung davon gewähren, obwohl zu bemerken ist, daß die hier photographierten Kranken sich durchgängig noch nicht im letzten und schlimmsten Stadium ihres Leidens befanden.

Dieses letzte Stadium kennzeichnet sich durch geradezu grauenhafte Entstellungen und Verstümmelungen. Namentlich die Hände werden davon betroffen. Sie schrumpfen entweder zu völlig empfindungslosen, stelettartigen Gebilden zusammen oder sie schwellen unförmlich an, bedecken sich mit Knoten und Geschwüren und verlieren endlich dadurch, daß die Finger in den Gelenken abgeworfen werden, jede an menschliche Gliedmaßen erinnernde Form. Eine fortschreitende Lähmung verwandelt den unglücklichen Ausfägigen mehr und mehr in einen lebendigen Leichnam, und die Schmerzen, die in den ersten Stadien der Krankheit ganz fehlen oder nur sehr gering sind, steigern sich bis ins Unerträgliche. Daß Bewußtsein und Verstandestätigkeit bis zum letzten Augenblick nicht beeinflusst werden, bedeutet nur eine Verschärfung der gräßlichen Pein, und es ist begreiflich, daß viele dieser Unglücklichen — man schätzt sie auf 10 bis 20 Prozent der Erkrankten — in maßloser Verzweiflung ihre Zuflucht zum Selbstmorde nehmen.



Viele Jahrhunderte hindurch hat der Ausfuß für eine unheilbare Krankheit gegolten, und auch heute steht die ärztliche Wissenschaft, abgesehen von der hoffnungsvollen Auffassung einiger weniger, auf dem nämlichen



Ausfuß im Gesicht und an den Händen.

Standpunkt. Viele ausgezeichnete Forscher, wie die Norweger Danielsen und Boeck, die Deutschen Hebra, Virchow und andere, haben sich eingehend mit Untersuchungen über den Ausfuß beschäftigt, aber die positiven Ergebnisse ihrer Arbeiten waren recht gering. Sie konnten

die eigentliche Ursache ebensowenig ergründen, als es ihnen gelang, ein erfolgverheißendes Heilverfahren zu finden. Alles, was man für die bejammernswerten Patienten tun kann, beschränkt sich auf möglichste Linderung ihrer Leiden und auf eine gewisse Verlängerung ihres Lebens durch Hebung der Ernährung und örtliche Behandlung, wie Ausschneidung der Knoten und Geschwüre. Schon an und für sich ist ja der Verlauf des Leidens zumeist ein sehr langsamer. Die mittlere Dauer des knotigen Ausfazes beträgt etwa 9 bis 10, die des glatten oder verästelten Ausfazes sogar 18 und mehr Jahre.

Mit bewunderungswürdigem Opferte hat sich neuerdings ein junger griechischer Gelehrter, Dr. Filaretopoulos, Professor der Medizin zu Athen, dem Studium des Ausfazes gewidmet, indem er mehr als sechs Monate inmitten der auf der Insel Kreta in großen Leprosorien vereinigten Ausfäzigen zubrachte. Er kann mit Recht für eine Autorität auf diesem Gebiete gelten, und seine Auffassung von den Heilungsaussichten der Krankheit ist nicht ganz so hoffnungslos wie die seiner meisten Kollegen. Er ist der Meinung, daß bei rechtzeitigem Beginn der Behandlung die Möglichkeit einer vollständigen Genesung gegeben sei. Wenn seine Vermutung, daß es sich beim Ausfaz um eine besonders schwere Form der Tuberkulose handle, zutreffend ist, so mögen nach dem heutigen Stande der Tuberkuloseforschung auch seine weiteren Schlüsse der Berechtigung nicht entbehren.

Überraschend wird es den meisten Lesern erscheinen, daß Dr. Filaretopoulos die Zahl der über die ganze zivilisierte Welt verstreuten Ausfäzigen auf nicht weniger als 300,000 schätzt, mit dem Hinzufügen, daß diese Ziffer wahrscheinlich noch zu niedrig gegriffen sei, da die statistischen Angaben aus dem Orient, wo die Krank-

heit noch immer sehr verbreitet ist, wenig Anspruch auf Zuverlässigkeit haben.

Diese gewaltige Zahl aber ist wohl danach angetan, uns zu erschrecken und die medizinische Forschung zu



Glatter oder verkrüppelnder Ausatz.

äußerstem Eifer in der weiteren Ergründung und Bekämpfung der furchtbaren Krankheit anzuspornen. Auch in den östlichen Landesteilen Deutschlands sind neuerdings verschiedene Fälle des in seinen Anfangsstadien von anderen Hautkrankheiten oft schwer zu

unterscheidenden Ausfaßes festgestellt worden, und da alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der Ausfaß nicht nur erblich, sondern auch unmittelbar ansteckend ist, so muß im Interesse der Allgemeinheit gebieterisch die Forderung nach völliger Isolierung der von der Krankheit Ergriffenen erhoben werden.

Die Errichtung besonderer Leprosospitäler in allen Gegenden, wo ein häufigeres Vorkommen der Krankheit festgestellt wird, ist jedenfalls ein unabweisliches Gebot der öffentlichen Gesundheitspflege. Der unvermeidliche Eingriff in die persönliche Freiheit der beklagenswerten Opfer ist durch das höher stehende Interesse der Allgemeinheit nicht nur gerechtfertigt, sondern bedingungslos geboten. Es ist jedoch selbstverständlich, daß die Absperrung der Ausfaßigen, wie sie sich heute gestalten würde, nichts gemein hat mit der Barbarei des Mittelalters, die den Ausfaßigen zu einem heimatlosen Ausgestoßenen, zu einem gehetzten Tier machte, das mit den Hunden um seine Nahrung streiten und schließlich in irgend einem Winkel elend verkommen mußte.

Die wesentlichste Schwierigkeit bietet, wie schon erwähnt, die rechtzeitige Erkennung der Krankheit, deren erste Symptome in der verschiedenartigsten Form auftreten und nicht nur nach der Art der Infektion, sondern auch nach den klimatischen und örtlichen Verhältnissen variieren. So erklärt es sich auch, daß man den Ausfaß in den verschiedenen Gegenden seines Vorkommens unter den mannigfachsten Bezeichnungen kennt, und daß die Meinungen der Ärzte, ob echter Ausfaß vorliegt, ob nicht, vielfach weit auseinandergehen.

Unzweifelhaft hierher zu rechnen sind indessen die tropischen Ausfaßkrankheiten in Ost- und Westindien, Brasilien, Surinam u. s. w., ferner die Ausfaßformen

in der Levante und Arabien, die sogenannte Krimische Krankheit, die Lova in Griechenland, die Falcadine in



Ausfägler mit weit vorgeschrittenen Zerstörungen an Gesicht und Händen.

Dalmatien, die Asturische Rose und der Galicische Ausfäg in Spanien.

Aber auch in Nordeuropa, wo man den Ausfäg längst ausgestorben hält, gehört sie noch keineswegs zu den überwundenen Volkskrankheiten. Das norwegische Spedalste Sigdom, die isländische Vittra, die

skandinavische Kadefnye und vielleicht auch die in Holstein vereinzelt auftretende sogenannte Dithmarsche Krankheit können ihre nahe Verwandtschaft mit dem echten Ausatz kaum verleugnen.

Wunder bestimmt sind die Anhaltspunkte, welche die ärztliche Wissenschaft bisher für die Einreihung der Elefantiasis, des sogenannten Knollenbeins von Barbados, des Mal-rouge von Cayenne, der italienischen Pellagra und des von den französischen Ärzten Lepra vulgaris genannten Schuppenauschlages in die Gruppe der eigentlichen Ausatzkrankheiten gewonnen hat.

Ein großes und schwieriges Arbeitsfeld ist es, das sich hier noch für die wissenschaftliche Forschung auftut, und im Interesse der Allgemeinheit wäre dringend zu wünschen, daß es nicht zu Gunsten der häufiger und verheerender auftretenden Volkskrankheiten über Gebühr vernachlässigt werde. Es sind die Unterlassungssünden von Jahrtausenden, die hier wieder gutgemacht werden müssen, und die Menschheit wird dem verdienstvollen Manne, dem es gelingt, mehr Licht in das bisherige Dunkel der Ausatzerkennung und -behandlung zu bringen, nicht weniger Dank wissen als den klugen und tapferen Kämpfern gegen andere verderbliche Seuchen, wie Pest, Cholera und Tuberkulose.





## Drei Winter in Alaska.

Nach eigenen Erlebnissen geschildert.

Von O. v. Voigtländer.



(Nachdruck verboten.)

**I**n Kansas ansässig, hatte ich durch eine verunglückte Spekulation all mein Hab und Gut verloren, war vom wohlhabenden Mann zum Bettler geworden, und so faßte ich im Winter 1899 auf 1900 den Entschluß, als Goldsucher nach Alaska zu gehen. Dies war allerdings ein Verzweiflungsschritt, da ich bereits im 51. Lebensjahre stand, und in einem solchen Alter ein derartiges Unternehmen doppelt gefährlich ist; allein wollte ich nicht, vollständig mittellos, einem trostlosen Alter entgegensehen, so mußte ich es in der einen oder anderen Weise fertig bringen, mir wieder einige Mittel zu erwerben, und hierzu erschien mir dieser Versuch als der aussichtsvollste.

Über die Verhältnisse in Alaska wußte ich nicht viel mehr, als was ich in den Zeitungen gelesen hatte, und so war es für mich von Wichtigkeit, sobald als möglich nach Seattle in Washington, dem nordwestlichsten Staate der Union, als dem Ausgangspunkte aller Alaska-reisen, zu gelangen. Ich verdingte mich daher zunächst

als Farmarbeiter, um mir durch angestrengte Arbeit und Entbehrungen aller Art so viel Geld zu ersparen, um die Kosten der Reise nach Seattle bestreiten zu können. Im Juni 1900 kam ich denn auch glücklich dort an und fand bald lohnende Arbeit, so daß ich hoffen durfte, mir bis zum Winter das zum Ankauf der Ausrüstung nötige Geld ersparen zu können.

Seattle ist der Haupthandelsplatz für Alaska und den Klondykebezirk und wimmelt stets von Leuten, die teils als Prospectors, das heißt auf eigene Rechnung, ihr Glück als Goldsucher zu probieren beabsichtigen, teils als Arbeiter hinziehen wollen, um in den schon im Betrieb befindlichen Bergwerken bei hohen Löhnen zu arbeiten. Diese letzteren bleiben meistens nur kurze Zeit in Klondyke und Alaska und kommen dann aus der Einsamkeit mit schwer beladenen Taschen nach Seattle zurück, wo sie meist ihren Verdienst in Saus und Braus wieder verjubeln.

Der Lohn in den Klondykebergwerken beträgt bei freier Verpflegung 5 Dollars (20 Mark) täglich, in den Küstenstrichen von Alaska, die bedeutend leichter zu erreichen sind als das Innere des Landes, bei ebenfalls freier Verpflegung jedoch nur 2½ bis 3½ Dollars. Da die Arbeit sehr hart ist, kann man es den Leuten nicht verdenken, wenn sie nach monatelanger, angestrengter Tätigkeit, von Verkehr und Zivilisation fast gänzlich abgeschlossen, nach Seattle zurückkehren, um sich hier gute Tage zu machen. Die meisten besorgen dies allerdings so gründlich, daß sie bald mittellos sind, und daher entsteht beim Publikum die Ansicht, als ob es nur wenig Reichtum in Alaska gäbe. Das kann ich aber aus eigener Erfahrung widerlegen, Alaska ist eines der reichsten Länder der Welt, sowohl was Gold, als auch Kupfer, Eisen, Zinn und namentlich auch



Rohlen anbetrifft. Doch es wird noch Jahrzehnte nehmen, bis Fahrstraßen und Eisenbahnen ausgebaut sind, die den Verkehr in das Innere des Landes vermitteln, und es ist fast unmöglich, sich auch nur annähernd einen Begriff von den Schwierigkeiten zu machen, die jetzt noch eine Reise ins Innere ohne diese Verkehrsmittel bietet.

Alaska, ein indianischer Name, der zu Deutsch „großes Land“ bedeutet, ist ein Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika und wurde für die Summe von 7 Millionen Dollars im Jahre 1867 von Rußland gekauft. Es ist ungefähr doppelt so groß als Deutschland, grenzt im Norden an das Nördliche Eismeer, im Westen an die Behringsstraße, die es von Asien trennt, im Süden an den Stillen Ozean und im Osten an Britisch-Nordamerika. Das Land ist sehr gebirgig und wird von vielen Flüssen durchzogen. Der Hauptstrom ist der Yukon River (eine Vereinigung des Lewis mit dem Stewartflusse), einer der größten Ströme der Welt, dessen Neben- resp. Zuströme größer sind als der Rhein und die Elbe, und welcher 150 Kilometer von der Mündung 20 englische Meilen, also ungefähr 30 Kilometer, breit ist. Er führt eine Menge Schlamm und Baumstämme mit sich, bildet Sandbänke, reißt andere Sandbänke ab, ganz ebenso wie der Mississippi, so daß das Flußbett sich stets verändert, und die dort verkehrenden Dampfer daher ganz flach gebaut sein müssen, um über die vielen Untiefen hinwegkommen zu können. Die Flußtäler erweitern sich und bilden Moräste, die, ganz mit Heidekraut bewachsen, im Sommer total unpassierbar sind, weil man oft sukzessive im Schlamm versinkt, und weil sie dann von großen Schwärmen Moskitos belebt sind, vor denen man sich kaum schützen kann. Es ist Tatsache, daß Waren zuweilen von Mos-

titos getötet werden, indem sie scharenweise in die Nase, Augen und Ohren der Bären stechen. Die Augen schwellen dann an, bis die Tiere vollständig erblinden und elend im Sumpfe umkommen.

Das Klima Alaskas ist sehr verschieden; an der Südküste zieht sich ein Gebirgszug entlang, der alle warmen Winde, die von der See her kommen, aufsfängt und von dem Innern des Landes abhält; außerdem wird dieser Küstenstrich von einer von Japan kommenden Meeresströmung gespült, die ähnlich wie der Golfstrom im Atlantischen Ozean warm ist, und dadurch ist das Klima dort sehr mild; es regnet viel im Sommer, wird im Winter nicht sehr kalt, und an geeigneten Stellen gedeihen hier fast alle unsere Gemüse, wie Radieschen, Salat, Kohl und Erbsen. An der Westseite des Landes ist es stets sehr stürmisch, im Sommer kalt, im Winter sehr kalt, so daß die Schifffahrt nur für ganz kurze Zeit im Sommer möglich ist. Im Innern, in den Tälern des Yukon und seiner Nebenflüsse, herrscht im Sommer glühende Hitze, im Winter schreckliche Kälte bis zu — 50 Grad Celsius.

Den Reisenden, welche zum Goldsuchen nach Alaska und in das Klondykegebiet wollen, bieten sich zwei Wege. Der eine ist der bequeme Wasserweg, der von Seattle durch den Stillen Ozean nach St. Michaels (eine Entfernung von zirka 3500 Kilometer) und von dort den Yukon River hinaufführt; er kann nur von Bemittelten gewählt werden, da diese Reise viel Geld kostet.

Der andere, viel beschwerlichere, aber billigere Weg ist der Landweg. Man reist zunächst noch mit dem Dampfer von Seattle nach Skagway, von dort aus mit der einzigen bis jetzt in Alaska gebauten größeren Eisenbahn, der White Pass and Yukon River Road, auf die Höhe des Weißen Passes, von wo aus sich jeder

in der ihm passenden und seinen Mitteln entsprechenden Weise zu Pferd oder zu Fuß selbst forthelfen muß. Bis nach Dawson City, der Hauptstadt des Klondykebezirks, sind es noch zirka 700 Kilometer, die Eisenbahn selbst ist zirka 160 Kilometer lang, so daß die Gesamtentfernung von Skagway bis Dawson City etwa 860 Kilometer beträgt. Eigentliche Fußwege oder gar Fahrstraßen gibt es nicht, sondern nur sogenannte Trails, Paßpfade. Diese Trails sind und werden von der Regierung angelegt und zwar dadurch, daß hie und da im Wege stehende Bäume niedergelegt und Brücken dadurch hergestellt werden, daß ein Baum nahe am Bache so gefällt wird, daß er über den Bach fällt. Diese Wege sind gerade breit genug, daß ein Packpferd darauf gehen oder ein Schlitten, von Hunden oder Menschen gezogen, vorwärts kommen kann. Der Enge der Paßpfade wegen werden diese Schlitten nur etwa 40 Zentimeter breit gebaut, sie sind 1½ bis 2½ Meter lang, und ein Mann kann auf ihnen bei guten Wegen 500 bis 600 Pfund ziehen. Meistens ist es aber eine sehr mühselige Arbeit, denn oft geht es steil bergan, dann wieder jäh bergab, manchmal an tiefen Abgründen vorbei. Dann müssen die Schlitten abgeladen und leer bis zur nächsten besseren Wegstrecke gezogen, die Waren auf dem Rücken nachgeschleppt, und dann die Schlitten wieder bepackt werden. Im Sommer, wo keine Schlitten verwendet werden können, muß die Ausrüstung den ganzen Weg geschleppt oder auf Packpferden befördert werden; da aber der Unterhalt der Pferde sehr teuer ist — eine Tonne Heu kostet an 100 Dollars — so erklärt es sich, daß die meisten Reisen im Winter gemacht werden.

Unternehmende Leute haben den Trails entlang, in Entfernungen von ungefähr einer Tagereise, Block-

häuser errichtet, wo die Reisenden essen und ihre Decken zum Nachtlager ausbreiten können. Betten gibt es nicht, eine jede Mahlzeit, sei es nun Frühstück, Mittag- oder Abendessen, kostet einen Dollar. Oft ist auch ein kleiner Laden dabei, wo man Proviant und Kleidungsstücke kaufen kann. Die Zurückkehrenden bezahlen meist mit Goldstaub oder sogenannten Nuggets (kleinen Goldklumpchen) und überall findet man kleine Goldwagen zum Abwiegen.

Durch den Verkehr mit Leuten, die schon auf der Goldsuche gewesen waren, erfuhr ich gar bald, daß der Klondykebezirk voll von Menschen wäre, und daß sich dort mir wenig oder gar keine Gelegenheit bieten würde, einen Platz zu finden, der nicht schon aufgenommen sei. Ich richtete mein Augenmerk daher auf ein anderes Gebiet, nämlich den Tananabezirk, der seinen Namen nach dem Tanana River, einem Nebenfluß des Yukon, hat. Es waren bis jetzt nur wenige Leute dahin gezogen, denn weil noch keine Trails hinführten, schreckten die meisten vor der Schwierigkeit dieser Reise zurück. Es ist vollständig unmöglich, eine solche Expedition allein zu unternehmen; um die Vorräte, die unbedingt mitgenommen werden müssen, und die ganze Ausrüstung über Eis und Schnee an Ort und Stelle zu bringen, müssen sich mehrere Personen gegenseitig unterstützen und in die Arbeit teilen. Nur in Gemeinschaft mit wenigstens einem weiteren Gefährten ist es möglich, in das Innere des Landes zu dringen.

Da es mir durchaus nicht gleichgültig war, in welcher Gesellschaft ich mich für ein paar Jahre in die Einöde begab, und Seattle naturgemäß von zweifelhaften Elementen wimmelt, so mußte ich in der Wahl meiner Reisegefährten sehr vorsichtig sein, und ich war daher sehr glücklich, in zwei wackeren Männern, einem Herrn

Fischer aus Oesterreich und Herrn Richardson aus Michigan, anständige Begleiter auszukundschaften, die gleiche Zwecke mit mir verfolgten. Auch sie wollten den Sommer über angestrengt arbeiten und sparsam leben, um im Winter von unseren Ersparnissen die Reise antreten zu können. Doch als wir dann mit unserer gemeinsamen Burschaft an die Beschaffung der Ausrüstung gingen, merkten wir bald, daß wir nicht genügend Mittel hatten, drei Mann auszurüsten. Das Loß entschied, der Oesterreicher blieb zurück, überließ uns sein Geld, und es wurde abgemacht, daß er von den Reichümern, die wir zu finden hofften, den dritten Teil erhalten solle.

Unsere Ausrüstung an Kleidung bestand aus sechs wollenen Hemden, drei dicken wollenen vollständigen Unteranzügen, Rock und Hose aus Mackinar, einem dicken, wasserdichten Stoff, zwölf Paar wollenen Strümpfen, von denen man meistens drei Paar übereinander anzieht, indianischen Mokassins, hohen Gamaschen und wollener Mütze, die auf beiden Seiten des Kopfes bis auf Brust und Schultern herabgeht und nur einen Schlit für die Augen hat, der beim Essen heruntergezogen wird. Dann hat man zwar den Mund frei, kann aber allerdings mit den Augen nur noch eben herunterschielen. Für die Hände hatten wir uns mit dünnen gestrickten wollenen Handschuhen und dicken Fausthandschuhen vorgesehen, und ein aus grobem Drell hergestellter, innen mit Pelzwerk gefütterter Überrock, Parla genannt, vervollständigte unsere Garderobe. Dieser Parla ist in der Art der Kapuzinermäntel gearbeitet, hat sehr lange Ärmel und eine, gewöhnlich auch mit Pelz gefütterte Kapuze, die über die wollene Mütze heraufgezogen wird.

An Proviant versahen wir uns mit Bohnen, Erbsen, geräucherter Speckseiten, Konserven, getrockneten und

kandierten Früchten, Salz, Mehl, Backpulver zum Brotmachen, sehr viel Zucker, Tee und Streichhölzern. Für meinen Begleiter Kautabak und als besonderen Luxus einige Kannen kondensierte Milch.

An Kochgeräten nahmen wir nur das Allernötigste mit: ein paar Pfannen, Kochtopf, Teekessel und Teetopf, einen großen blechernen, leichten Eimer, um Schnee zu schmelzen zur Wassergewinnung, blecherne Teller und Löffel, Messer und Gabeln der einfachsten Art und einen Alaska-Kochofen, die besonders zu diesem Zwecke gemacht werden; sie sind aus Stahlblech sehr leicht und zweckmäßig hergestellt, kochen und backen gut, nehmen nicht viel Raum ein und heizen schnell und vorzüglich, aber sobald das Feuer aus ist, ist auch der Ofen kalt.

Unsere Betten bestanden aus zwei wollenen Decken und zwei Steppdecken. Diese hatten wir zusammengenäht zu einem Sack, in den wir von oben hineinkrochen, eine Klappe wurde über den Kopf gezogen, und dann konnte uns kein Lüftchen beikommen. Man kann ja auch mit Pelzwerk gefütterte Schlaffsäcke kaufen, aber dazu langten unsere Mittel nicht. Unsere Schlaffsäcke überzogen wir mit dünnem, teergetränktem Segeltuch, und dieses hält schon einen guten Regenguß ab. Außerdem hatten wir ein gemeinschaftliches 5 Meter langes Zelt.

Ein jeder von uns nahm sich ferner eine Winchesterbüchse und die dazu nötige Munition mit, dann ein gutes Jagdmesser zum Ausweiden und Abhäuten des Wildes und ein am Gürtel zu tragendes Handbeil. Letzteres ist ein sehr notwendiger Artikel, denn man gebraucht es nicht allein dazu, um Feuerholz zu machen, oder sich einen Weg durch die Wildnis zu bahnen, sondern namentlich auch, um in neuen Gegenden auf kurze Entfernungen die Bäume zu markieren, damit man

weiß, woher man gekommen ist und wohin man geht. Dies nennt man to blaze a trail. Wir versahen uns noch mit einer großen Brechstange aus Stahl, um Baumwurzeln und große Steine aus dem Wege zu räumen und Löcher für die Zeltstangen zu bohren, ferner mit Schaufeln, Axten, Feilen, Sägen, Schleifstein, Kompaß, Bindfaden und Packnadeln, Vergrößerungsglas und Goldwaschpfanne. Wir nahmen auch starke Schuhe mit, doch kann man diese im Winter nicht tragen, da bei der schrecklichen Kälte das Leder sofort bricht. Im Winter muß man sich mit Mokassins behelfen, und wir waren vorbereitet, uns, falls nötig, selbst neue anfertigen zu können.

Alle unsere Vorräte wurden auf zwei Schlitten geladen, von denen jeder vollgepackt wohl 700 Pfund gewogen haben wird, mit Stricken festgebunden und auf dem Dampfer verladen.

Am 3. Dezember 1900 fuhren wir von Seattle ab nach Skagway; mit uns waren noch achtzehn Passagiere, darunter sechs Frauen, die alle nach den Goldfeldern des Klondyke wollten. Von Skagway aus fuhren wir mit der White Pass and Yukon River Road bis an das Ende der Strecke und traten dann unsere Reise zu Fuß nach Dawson City an, wo wir eine längere Rast machen wollten.

Da unsere Reisegefährten entweder Packpferde oder Hundeschlitten benutzten, auch weniger belastet waren als wir, so blieben wir bald allein. Dies war uns jedoch sehr angenehm, da sich unter ihnen viele rohe Menschen befanden. Wir zogen unsere Schlitten, welche mit Stahlblech beschlagen waren, an einem Seil. Es war eine gute Last, doch mein Gefährte war jung und stark, ich selbst fühlte mich nie wohler und frischer als zu dieser Zeit. Unser Weg war gut, wir machten im

Anfang nur kurze Tagereisen, meist bergab, dann über die glatten Flächen der zugefrorenen Seen. Bald fanden wir aber, daß es uns zu lange Zeit nahm, täglich unsere Mahlzeiten zu kochen, Brot zu backen u. s. w., deshalb beschlossen wir, einen Tag zu rasten und an diesem genügend Vorrat für mehrere Tage herzustellen, so daß wir dann nur unser gekochtes Essen aufzuwärmen, das Brot aufzutauen und Schnee zur Bereitung des Tees zu schmelzen brauchten. Wir zogen also vier Tage und ruhten am fünften. Während der Reisetage schlugen wir unser Zelt nicht auf. Es hätte das zu viel Zeit in Anspruch genommen, denn wir mußten zu diesem Zwecke mit der Brechstange erst Löcher in den Boden arbeiten, da wir die Holzpflocke nicht in die festgefrorene Erde treiben konnten. Auch unseren Ofen packten wir nicht ab; das Aufwärmen und Auftauen besorgten wir am offenen Feuer. Nur am fünften Tage schlugen wir unser Zelt auf und holten unseren Ofen zum Braten, Backen und Kochen hervor. Auf diese Weise schlofen wir stets zwei Nächte im Zelt und drei Nächte im Freien. In letzterem Falle machten wir, um nicht zu erfrieren und um wilde Tiere abzuhalten, in geringer Entfernung zwei Feuer an, zogen unsere Schlitten in die Mitte und jeder legte sich an der Seite seines Feuers bei seinem Schlitten nieder. Da beim Kochen am fünften Tag nur einer von uns nötig war, so ging der andere auf die Jagd, um frisches Fleisch herbeizuschaffen. Das gewöhnliche Wild sind Caribous und Ptarmigans; Bären sind auf dieser Strecke schon selten.

Das Caribou ist eine Zwischenart zwischen Hirsch und Renttier. Es wiegt ausgewachsen bis zu 1200 Pfund und wird so groß wie ein Pferd; es nährt sich, wie das lappländische Renttier, von Moos und Gras, welches es sich im Winter unter dem Schnee hervorschaufelt.



Das Ptarmigan ist eine Art Rebhuhn, aber bedeutend größer als das deutsche Rebhuhn und äußerst schmackhaft. Im Sommer nährt es sich von den frischen, massenhaft in den Wäldern wachsenden Heidelbeeren; diese trocknen im Herbst ein und fallen ab, werden mit Schnee bedeckt und so von der Natur gleichsam für die Vögel konserviert, welche sich die getrockneten Beeren im Winter unter dem Schnee hervorscharren. Die Ptarmigans ziehen nie weit weg von ihren Futterplätzen, man sieht sie meist auf den untersten Ästen der Bäume sitzen, von wo man sie leicht herunterschließen kann.

Das Ziehen der Schlitten wurden wir bald gewohnt; wenn beschwerliche Stellen kamen, spannten wir uns beide erst vor einen Schlitten, zogen ihn mit vereinten Kräften hinüber und holten dann den anderen nach.

Ohne Unfall, frisch und gesund, kamen wir nach 21tägiger Reise am Silvesterabend 1900 in Dawson City an. Wir waren allerdings auch sehr vorsichtig gewesen und haben uns die traurigen Erfahrungen anderer zu nutze gemacht. Reisende, die bei so enormer Kälte unterwegs und in steter Bewegung sind, dürfen sich nicht zu warm kleiden, da sie sonst Gefahr laufen, ihre Glieder zu erfrieren. Dies mag sonderbar klingen, ist aber buchstäblich wahr. Wenn man sich zu warm kleidet und lebhaft in Bewegung ist, schwitzt man, trotz der strengen Kälte, sehr bald und sehr stark. Nichts ist jedoch schlimmer, als feucht zu werden, sei es durch Nässe von außen oder durch Schweiß von innen, denn sobald man stillsteht und sich ausruht, sind die mit Feuchtigkeit getränkten Kleidungsstücke gefroren, und dies geschieht so schnell, daß man es gar nicht merkt. Manchem sind auf diese Weise schon Füße und Hände erfroren, ehe er nur eine Ahnung davon hatte. Wir

legten beim Gehen stets den Parka ab, sobald wir stillstanden zogen wir ihn wieder an, und des Abends trockneten wir unsere Strümpfe sorgfältig am Feuer.

Wir blieben zwei Tage in Dawson City, um unser Unterzeug zu waschen und ein heißes Bad zu nehmen, denn wenn man alles Wasser zum Kochen oder Trinken erst aus Schnee und Eis schmelzen und herstellen muß, wird es ein Luxusartikel und kann nicht viel zum Waschen gebraucht werden.

Da wir keine besondere Ruhepause nötig hatten, setzten wir schon am 2. Januar 1901 unsere Reise fort. Wir zogen bei starkem Schneefall den gefrorenen Yukon hinunter und kamen verhältnismäßig rasch vorwärts. In Weave, einer kleinen Niederlassung an der Mündung des Tanana in den Yukon River, vervollständigten wir unseren Proviant und begannen nun den beschwerlichsten Teil unserer Wanderung, den Tanana River hinauf. Bis jetzt war alles gut gegangen, wir hatten stets günstiges Wetter gehabt und konnten uns auf den Trails oder auf dem Eis der Seen und Flüsse fortbewegen, von nun an mußten wir uns selbst Weg und Steg bahnen, wo vor uns noch kein menschlicher Fuß gegangen war. Da gab es keine Ansiedlungen mehr, wir kamen in die Wildnis und Einöde, denn in dem ganzen Bezirk von 5000 Quadratmeilen wohnten vielleicht 50 Menschen als Prospektors. Wir konnten nun nicht mehr solche flotte Tagereisen machen, da wir oft bis an die Hüften im Schnee waten mußten.

Der Schnee in Alaska ist durch die große Kälte ohne jede Feuchtigkeit, er ballt sich nicht zusammen, und es ist ein Ding der Unmöglichkeit, einen Schneeball zu machen. Er bleibt nicht an den Kleidern haften, sondern läßt sich abschütteln wie Staub und fühlt sich an wie fein pulverisierter Zucker. Diese absolute Trockenheit

des Schnees erleichtert übrigens das Vorwärtschaffen der Schlitten ganz bedeutend, da er sich unter ihnen nicht ballt.

Je weiter nördlich wir nun gekommen waren, desto kürzer wurden die Tage, doch auch wenn die Sonne nicht am Himmel stand, war es hell genug, weiterzumarschieren; der Glanz der Sterne und der Glanz des Schnees erhellten den Weg zur Genüge. Selbst am nördlichsten Punkt des Yukon, als wir die Sonne überhaupt nicht mehr sahen, hielt dies uns nicht in unserer Reise auf.

Wir lebten von unserem Proviant so sparsam und erlegten so viel Wild als nur irgend möglich. Da unsere Mokassins aufgebraucht waren, so machten wir uns ans Werk, eine Caribouhaut zu gerben, um uns mit neuen Mokassins zu versehen. Wir verfahren dabei nach der Weise der Indianer, spannten die frische Haut straff aus, schabten alle Fleischteile vorsichtig ab, mischten das Gehirn des Tieres mit etwas Salz und Asche und kochten dies zu einem dünnen Brei. Diesen breiteten wir auf der Haut aus und kneteten ihn mit den Händen hinein. Von der Vollkommenheit dieser Knetung, welche die Indianer mit den Zähnen besorgen, hängt die Güte der Gerbung ab. Wir waren mit dem Resultat zufrieden, denn wenn unsere neuen Mokassins auch nicht so gut ausfahen und nicht so gut saßen wie die vom Schuster, hatten sie dafür doch den großen Vorzug der Billigkeit.

Ungefähr Mitte März erreichten wir einen Nebenfluß des Tanana River, der von Süden kommt. Wir folgten ihm auf gut Glück, und da es nun auch allmählich milder wurde, war für uns die Zeit zum Prospekten gekommen, und wir beschloßen, uns an geeigneter Stelle eine Hütte zu bauen.

Zu diesem Zweck fällten wir eine Anzahl nicht zu dicker Bäume, sägten die Stämme in die gehörigen Längen, kerbten deren Enden ein und setzten aus ihnen, ohne Nägel und Zapfen, die vier Wände unserer Hütte auf. Sie war etwa 5 Meter lang, 4 Meter breit und an einer Seite  $2\frac{1}{2}$  Meter, an der anderen  $1\frac{2}{3}$  Meter hoch, so daß das Dach zum Abfluß des Wassers genügend Fall hatte. Zu dem Dach nahmen wir dünnere Baumstämme und legten sie doppelt, einmal in die Länge und darüber in die Quere, warfen dann Erde darauf und traten diese fest, was das Dach vollständig wasserdicht machte. An der höheren Seite der Hütte ließen wir eine Öffnung, um Licht und Luft herein- und den Rauch des Feuers hinauszulassen. Die Tür verfertigten wir aus einer Haut, welche wir über ein Gestell von Stangen spannten und an diesem mit Bindfaden befestigten. Es war ja nur nötig, uns gegen die unbetenen Besuche der wilden Tiere zu schützen, und so genügte eine kleine Vorrichtung an der Innenseite der Tür, um sie Nachts zu schließen, und von außen konnte diese Vorrichtung durch einen kleinen Hebel in Bewegung gesetzt werden, um bei unserem Ausgang die Tür zu verrammeln. Die unvermeidlichen Ritzen und Fugen zwischen den Stämmen der Hütte verstopften wir sorgfältig mit Moos, welches überall in großer Menge wächst, so daß wir ein ganz warmes, behagliches Haus hatten.

Unsere Schlitten brachten wir natürlich in die Hütte. Aus einer hohen Lage von Tannenzweigen, bedeckt mit einer dicken Schicht gut getrockneten Mooses, worüber unser Zelt als Decke gebreitet wurde, hatten wir uns eine herrliche Lagerstatt hergestellt, um die ein König uns hätte beneiden können. In den Flüssen und Bächen wimmelte es von Fischen, wir hatten demnach Wild,

Geflügel und Fische im Überfluß und hielten oft wahrhaft lukullische Mahlzeiten.

Es dauerte auch nicht lange, so wuchsen, nachdem der Sommer ins Land gezogen war, überall im Wald wilde Beeren in Unmenge, mit Ausnahme der Erdbeeren; wir hatten den ganzen Sommer hindurch Heidelbeeren, Himbeeren, Brombeeren und eine Art Stachelbeeren. An den Büschen hingen gleichzeitig reife Früchte, Blüten und Knospen und ganz junge Schößle und Triebe.

Wir teilten uns genau in die Arbeit; einer mußte für den Haushalt sorgen, fischen, jagen, Beeren sammeln, Holz hacken, kochen u. s. w., während der andere auf die Goldsuche ging. Hiermit wechselten wir alle acht Tage ab, so daß das Leben durchaus nicht eintönig war.

Das Auffuchen der Ablagerungen des Goldes, also das sogenannte „Prospekten“, und die nachherige Gewinnung des Goldstaubs geschieht meistens in folgender Weise.

So weit wie erforscht, führen nahezu alle Flüsse und Bäche Alaskas mehr oder weniger goldhaltigen Schlamm und Sand mit sich. Die gewaltigen Temperaturschwankungen vom Winter zum Sommer, die mächtigen Schneeablagerungen, welche im Frühjahr schnell schmelzen, die bedeutenden Höhenunterschiede des Landes bewirken ein plötzliches und heftiges Anschwellen der Wasserläufe im Frühling, und hierdurch ändert sich durch Abreißung und Anschwemmung jedes Flußbett stets etwas, so daß halbtrockene Stellen entstehen, über welche früher der Fluß rauschte. Man sucht sich nun einen solchen ruhigen Platz am Ufer, wo das Wasser vielleicht noch eine flache, stillstehende Fläche (pool) bildet, und von dem man annehmen kann, daß etwas von dem Sand und Geröll des Flusses hängen geblieben ist.

Hier gräbt man nun und füllt die Goldwaschpfanne. Diese ist besonders zu diesem Zwecke aus Stahlblech angefertigt und muß peinlich reingehalten und vor Rost geschützt werden; sie ist geformt wie eine Bratpfanne ohne Stiel. Mit der Hand entfernt man alle größeren Steine und Klumpen, sitzt oder kniet am Ufer und hält die Pfanne teilweise ins Wasser, so daß etwas Wasser an der einen Seite herein- und an der anderen wieder herauslaufen kann. Nun versetzt man die Pfanne in eine schwingende Bewegung, so daß durch das beständige Zu- und Abfließen des Wassers und das Schaukeln des schwimmenden Sandes die leichten Teile allmählich aus der Pfanne fortgespült und nur die schweren Teile, also auch das vielleicht vorhandene Gold, in der Pfanne zurückgehalten werden. Dieser Rest wird nun sorgfältig mit dem Vergrößerungsglase untersucht, und nach der Menge des vorhandenen Goldstaubes wird der Wert der Stelle geschätzt. Findet man bei diesem ersten Versuche keinen Goldstaub, so darf die Stelle doch nicht sofort verdammt werden; da das Gold schwer ist, hat es vielleicht Zeit gehabt, durch das eigene Gewicht tiefer in den Boden zu sinken. Man gräbt deshalb weiter nach, immer tiefer und tiefer, untersucht die herausgeholte Erde immer wieder und wieder, bis man schließlich auf harten Felsen oder eine undurchlässige Tonschicht kommt, wo das Wasser und also auch das Gold nicht mehr durchbringen konnte; dann erst verläßt man die Stelle und sucht eine andere. Zum Prospekten gehört Glück, viel, viel Glück, Gold findet man leicht genug, ob aber in lohnender Menge, das ist die Frage, und diese Frage wird gar zu oft verneinend beantwortet.

Hat man einen Platz gefunden, von dem man voraussetzt, daß es sich lohnen wird, systematischer zu Werke

zu gehen, so spaltet oder sägt man aus einem Baum mehrere Bretter und fertigt davon eine Rinne, das heißt einen an beiden Enden offenen Kasten mit einem Boden und zwei Seitenwänden, mindestens 4 Meter lang, je länger desto besser. Auf dem Boden dieses Schleusenkastens bringt man in kurzen Abständen Querleisten an. Der Kasten wird nun so aufgestellt, daß Wasser schnell durch ihn laufen und der goldhaltige Sand bequem in ihn hineingeschaufelt werden kann. Ferner legt man einen Wasserlauf an von einer höher gelegenen Stelle des Baches nach diesem Kasten hin, so daß durch ihn fortwährend Wasser strömt. Ist alles in Ordnung, so fängt die Arbeit damit an, daß man den goldhaltigen Sand an der höchstgelegenen Stelle in die Rinne schaufelt, aber stets nur wenig auf einmal. Das einströmende Wasser schwemmt den Sand durch die ganze Länge der Rinne, am unteren Ende kommen Wasser und Schlamm heraus, während sich die kleinen Steine, vermischt mit den kleinen Goldteilchen, auf dem Boden des Kastens an den Querleisten gefangen haben. Um möglichst viel festzuhalten, ist es von Wichtigkeit, die Rinne recht lang zu machen, stets wird aber Goldstaub nutzlos mit fortgeschwemmt werden.

Glaubt man, daß die kleinen Querleisten ziemlich voll sind, so unterbricht man die Arbeit und schüttet den Inhalt des Kastens auf eine untergelegte Decke. Es bleiben auf diese Weise noch viele Unreinlichkeiten mit dem Goldstaub vermengt, auch wenn man ihn möglichst gut mit den Händen reinigt oder mit der Pfanne nochmals auswäscht; man erhält deswegen auch nie für den Goldstaub den Preis des reinen Goldes. Verpackt und mitgeführt wird er in leeren Konservbüchsen oder in eigens dazu angefertigten Beuteln aus Wildleder.

Bei unserem Prospekten hat uns das so nötige Glück im Stich gelassen, wir fanden wohl etwas Gold, aber doch nicht so viel, als wir erwartet hatten; wir waren ja überzeugt, daß wir nicht mit einem Schlage reich werden würden, aber doch arg enttäuscht, als der Sommer zu Ende ging und wir eigentlich für all die unsägliche Mühe und Strapazen nur so entsetzlich wenig Erfolg aufzuweisen hatten. Mein Genosse Richardson verlor den Mut vollständig, er war eben jünger und hatte noch nicht so viele Schicksalsschläge und Enttäuschungen im Leben durchgemacht wie ich, daher nahm er unsere Lage sehr schwer. Er verfiel nach und nach in vollständige Theilnahmlosigkeit, verrichtete seine Arbeiten nur noch mechanisch, und alles schien ihm einerlei und war ihm gleichgültig, so daß sein Zustand anfang, mir ernstlich Sorge zu machen. Ich versuchte ihn aufzuheitern, machte den Vorschlag, unser Glück an einem anderen Flusse zu versuchen, in der Hoffnung, eine Veränderung der Umgebung würde wohlthuend auf ihn einwirken, aber all mein Reden war umsonst; er gab gar keine Antworten, und es schien, als ob er mich gar nicht höre. In jener Zeit ging dem armen Menschen auch noch der Tabak aus, und nun verfiel er in vollständige Apathie.

Es war Anfang Oktober, als der erste Schnee fiel. Wir mußten notwendig unseren Proviant ergänzen, unsere Arzte schleifen lassen, und so schlug ich vor, daß wir mit unseren Schlitten nach Weare gehen wollten, dem nächsten Plaze, wo man Lebensmittel erhalten konnte. Ich versprach mir von dieser Reise eine heilsame Änderung in dem traurigen Zustand meines Freundes; doch er wollte durchaus nicht mitkommen und konnte sich zu keinem Entschlusse aufraffen. Seit neun Monaten hatten wir jetzt gänzlich in der Wildniß gelebt, keinen



Menschen gesehen oder gesprochen als nur uns selbst, und dies Leben in der Einöde und der lange, strenge Winter sind es, welche viele der Prospectors irrfinnig machen und ihren frühen Tod herbeiführen. Hätten wir Glück gehabt und Gold gefunden, so wäre wohl alles gut gegangen mit meinem Freund, so aber wurde er von Tag zu Tag apathischer und hinfälliger.

Ich war nun in einem schrecklichen Zwiespalt mit mir selber. Ich mochte ihn nicht allein lassen, und er war nicht zu bewegen, mitzukommen, und doch mußte Proviant geholt werden; der lange Winter stand vor der Thür, und wir hatten kein Mehl, kein Salz, kein Backpulver mehr, um Brot zu backen. Mit schwerem Herzen machte ich mich endlich mit meinem Schlitten allein auf den Weg, ich hatte nur noch wenig Geld und wenig Goldstaub und wußte nicht, wie hoch die Lebensmittel im Preise waren, denn die Preise schwanken bedeutend auf und ab. Da wir bei unserem Weg den Tanana River hinauf die Bäume sorgfältig markiert hatten, fand ich mich gut zurecht. Mein Schlitten war beinahe leer, ich hatte nur Büchse, Munition, Handbeil, die Urte, Decke, Schlaffack, Schwefelhölzer und etwas Proviant bei mir, so daß ich sehr gut weiterkam. In Weare angekommen, besorgte ich meine Einkäufe, erstand auch eine große Portion Tabak für meinen Freund und eilte so schnell als möglich, um wieder „nach Hause“ zu kommen; es wurde aber doch Mitte November, bis ich bei unserer Hütte anlangte.

Mein erster Blick war natürlich in das Gesicht meines Freundes, um zu sehen, ob seine Augen wieder lebendiger wären. Die Notwendigkeit, für sich selber sorgen zu müssen, um nicht zu verhungern, hatte ihn etwas aus seiner Apathie aufgerüttelt, und ich gab mich der frohen Hoffnung hin, daß wieder mehr Lebens-

lust in ihm erwacht sei. Doch es war eine Täuschung, er richtete keine einzige Frage an mich, sah seinen Tabak, den er sonst nicht eine Stunde entbehren konnte, gar nicht an, und ob ich ihm nun die tollsten Schnurren erzählte, oder ihn an seine alte Mutter erinnerte, ob ich ihm teilnehmend oder heftig zuredete — er hörte es gar nicht mehr. Den Kopf zwischen die Hände gestützt, stierte er in einem fort vor sich hin, ich konnte ihn kaum zum Essen bewegen, mußte ihn füttern, ihn an- und ausziehen wie ein kleines Kind. Es blieb nun alle Arbeit an mir hängen, und das war gut, denn hätte ich freie Zeit gehabt, so wäre es mir wohl auch so ergangen wie ihm, dessen Schicksal ich klar vor Augen sah. Es fehlte ihm nichts, er klagte über nichts, fiel aber zusehends ab — und eines Morgens fand ich ihn tot neben mir auf unserer Lagerstatt.

Die Erde war zu hart gefroren, als daß ich meinen Freund hätte begraben können; um ihn den Füchsen und Bären preiszugeben, dazu war er mir aber zu lieb, und da der Leichnam in wenigen Stunden ganz steif gefroren war, hüllte ich ihn in seine Decke und legte ihn in einer Ecke der Hütte nieder. Mancher wird sich wohl darüber entfetzen, daß ich die Leiche den ganzen Winter in der Hütte bei mir ließ, und jetzt kommt es auch mir unbegreiflich vor; damals aber, gänzlich allein, von allem und jedem Verkehr mit Menschen in der öden, einsamen Wildnis abgeschlossen, dünkte mir selbst der Leichnam meines Freundes Gesellschaft zu sein.

Ich kann nicht beschreiben, wie ich den Winter verbrachte; ich weiß nur, daß ich mich immer darauf besinnen mußte, daß ich noch lebte, und daß ich arbeiten, arbeiten müsse von früh bis spät, um nur nicht auch in Stumpfsinn zu verfallen. Das Schrecklichste, was ein Mensch in der Einsamkeit tun kann, ist „nichts zu tun“.

Wäre ich in Untätigkeit verfallen, so hätte die Hütte bald zwei Leichen beherbergt. So machte ich mir stets Bewegung, hatte ich nicht mit Kochen und Aufräumen zu tun, so hackte ich Holz.

Als nach dem unsäglich harten und traurigen Winter der Schnee im Frühling anfang zu schmelzen, dachte ich daran, meinen Freund zu beerdigen. Auf einem kleinen Hügel machte ich ein Feuer, wodurch die Erde etwas auftaute, dann grub ich ein kleines Loch, machte hierin wieder Feuer, schaufelte die Erde aus, und nachdem ich so drei Tage fortgearbeitet hatte, war die Grube tief genug, um den armen Richardson zu betten. Ich schaufelte die Erde dann wieder zu, wälzte einen großen Stein auf das Grab, um den Leichnam vor den wilden Tieren zu schützen. Als ich dann in meine einsame Hütte zurückkam, da packte es mich mit furchtbarem Weh, so allein und verlassen hatte ich mich noch nie gefühlt im Leben. Ich fing an, mit mir selber zu sprechen, um nicht verrückt zu werden. Jetzt hieß es nur arbeiten, nichts als arbeiten, sich todmüde machen, um nichts mehr denken zu müssen.

Die fortschreitende Jahreszeit kam mir zu Hilfe, das Eis taute von den Flüssen, die Singvögel kamen wieder, der Wald wurde grün, und ich ging nun wieder prospekten, leider mit sehr wenig Erfolg. —

Es war Ende Juni 1902, als ich eines Abends müde und enttäuscht nach meiner Hütte zurückkam. Kaum hatte ich Feuer angemacht, so war es mir, als ob ich draußen einen menschlichen Laut höre. Ich glaubte, der Wahnsinn packe mich, rannte zur Tür, um mich vor mir selber zu retten. Vor mir stand ein Mann mit einem sehr sympathischen Gesicht. Von meinen Gefühlen übermannt und unbewußt, was ich tue, fiel ich vor ihm auf die Kniee und streckte ihm

meine Hände entgegen. Er war ebenso sprachlos wie ich.

Ich führte ihn in meine Hütte und tischte mein Bestes auf; bis spät in die Nacht hinein saßen wir plaudernd beisammen, das Herz wurde uns gar weich und warm. Wie unendlich wohlthuend es ist, sich gegen einen Gefährten aussprechen, ja überhaupt nur mit einem Menschen sprechen zu können, kann nur der empfinden, der, wie ich, dies Glück monatelang hatte entbehren müssen. Er erzählte mir, daß er beim Prospektieren meine Kerben in den Bäumen gesehen habe, und weil er so schrecklich allein war, diesen gefolgt wäre. Wir fanden Gefallen aneinander und beschloßen, zusammen zu bleiben, und als er mir den Vorschlag machte, mit nach seiner Hütte zu ziehen, die an einem anderen Flusse liege, wo mehr Gold zu finden sei, willigte ich mit Freuden ein. Anfang Juli schleppten wir meine sämtlichen Sachen und Vorräte nach seiner Hütte, die ungefähr 30 Kilometer entfernt war. Wir machten den Weg viele Male, denn da mit dem Schlitten im Sommer nicht vorwärts zu kommen ist, mußten wir alles auf dem Rücken tragen.

Ich lebte wieder neu auf, mein Gefährte war ein einfacher, aber prächtiger Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte; wir harmonierten sehr gut. Als wir uns einigermaßen für zwei eingerichtet hatten, fingen wir wieder an, Gold zu waschen, und hatten auch ziemlich Glück damit. Mein Genosse war nun schon drei Jahre in Alaska und sehnte sich wieder fort, zurück in die Zivilisation; auf meine Bitten hin beschloß er aber, noch den kommenden Winter mit mir zu verleben, und zu Ende des Sommers wollten wir dann beide zusammen zurückkehren.

Es kamen jetzt mehr Prospectors in das Tanana-

gebiet, und wir erfuhren, daß auf Anordnung der Regierung ungefähr 90 Kilometer von unserer Hütte entfernt eine Trail von Baldes nach dem Yukontale gebaut würde und daß nicht sehr weit von uns eine kleine Niederlassung mit einem Laden errichtet worden sei, Fairbanks genannt, hauptsächlich um den Soldaten, welche die Trail anlegten, mit Proviant zu versehen, daß aber auch Goldsucher ihre Einkäufe dort machen könnten. Dieser neue Weg bot uns die bequemste und kürzeste Route zur Rückkehr nach den Vereinigten Staaten und ermöglichte es uns auch schon jetzt, uns für den herankommenden Winter in sehr viel kürzerer Zeit zu verproviantieren.

Es ging alles gut, den Rückweg fanden wir leicht, da wir uns nur nach den von uns markierten Bäumen zu richten brauchten. Auf der Hälfte des Weges trafen wir mit einer Gesellschaft von vier Prospectors zusammen; sie hatten den Sommer in Alaska zugebracht, aber nur wenig Gold gefunden und wollten nun, vollständig vom Goldfieber geheilt, nach den Staaten zurück. Einer von ihnen hatte sich durch einen Fall am Knie verletzt und konnte nicht recht vorwärts kommen; er war überhaupt körperlich in schlechter Verfassung und seinen Kameraden eine Last. Die Leute hatten keine Schlitten und trugen ihre Decken, den Proviant u. s. w. auf dem Rücken. Wir hatten Mitleid mit dem Verletzten, boten den Leuten an, sich uns anzuschließen und den Kranken einige Tage in unserer Hütte zu pflegen. Aber nachdem wir dort waren, wollten die drei anderen nicht mehr länger warten, sie fürchteten bei dem weiten Weg, den sie noch vor sich hatten, die zunehmende Kälte des Winters, und da mein Freund ja auch gerne zurück wollte, beschlossen wir, daß er sich den Leuten anschließen, der Kranke, der unfähig war,

weiterzugehen, aber bei mir bleiben sollte. Ich teilte nun mit meinem Freunde unser gemeinsam gefundenes Gold, und nach meiner Schätzung erhielt jeder von uns etwa 4000 Dollars. Wir hatten das Gold in Säcke aus Caribouhaut eingenäht und unter unserem Bette im Boden verborgen. Als mein Gefährte Abschied von mir nahm, da war es mir, als müßte ich ihn bitten, mich nicht zu verlassen, oder als müßte ich mit ihm wandern. Es war wohl eine Vorahnung von dem Schrecklichen, das mir bevorstand.

Es gibt in Alaska verhältnismäßig wenig Schurken, und es ist eine landläufige Redensart: ein Lump treibt's nicht lange; nur gar zu bald finden sie den Baum, der für sie gewachsen ist, und den Strick, der für sie gedreht wurde. Mein neuer Gefährte schien in diese kurzlebige Richtung zu schlagen. Es war ein unangenehmer Mensch, und ich bedauerte bald, dem Mitteleide nachgegeben und ihn bei mir aufgenommen zu haben. Er war aber krank, wie hätte ich da anders handeln können! Ich tat alle Hausarbeit, bediente ihn, sorgte, kochte und arbeitete für ihn, aber nie erhielt ich einen freundlichen Blick oder ein dankbares Wort. Wohl oder übel aber mußte ich mit ihm auskommen. Die Ruhe und gute Pflege besserten bald sein Knie, er aber war zu faul, irgend etwas zu tun, und ließ mich für alles sorgen.

Es war Mitte Dezember, als ich ausging, ein Caribou zu schießen, um mehr Fleischvorrat zu haben; ich nahm außer dem Beil zum Markieren der Bäume nur meine Flinte nebst Munition, meine Decke und etwas Proviant mit, um so wenig als möglich belastet zu sein. Erst am zweiten Tage gelang es mir, ein Tier zu schießen; ich schnitt ein gut Teil Fleisch ab zum Mitnehmen und hing den Rest, in Stücke ge-

geschnitten, an Bäumen auf, um es möglichst aus dem Bereich der wilden Tiere zu bringen, da ich beabsichtigte, diese Stücke mit dem Schlitten in die Hütte zu holen.

Am Nachmittage des dritten Tages machte ich mich auf den Heimweg. Wie gelähmt aber blieb ich stehen, als ich statt meiner Hütte nur einen rauchenden Trümmerhaufen vorfand. Mein Gefährte war fort. Ich suchte nach meinem Golde, wühlte alles durch — es war verschwunden! Der Schurke hatte nicht nur das Gold geraubt, die Hütte niedergebrannt, er hatte sogar, wie ich aus den verkohlten Überresten sah, allen Proviant, sämtliche Geräte, die Schlitten — alles, alles verbrannt. Warum? Doch offenbar nur, um mir die Verfolgung unmöglich zu machen, ich sollte an Ort und Stelle verhungern und erfrieren, denn ich besaß ja nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trug! Die Wut über diesen schmählischen Verrat, begangen von einem Menschen, dem ich nur Gutes erwiesen hatte, war ebenso heftig wie der Jammer um den Verlust meines mit so unendlichen Mühseligkeiten errungenen Goldes. Ich verfiel in eine wahre Raserei, mein einziger Gedanke war: ihm nach, ihm nach, ihm mein Gold abzujauchen und ihn mit meinen eigenen Händen zu erwürgen!

Über die von dem Schurken eingeschlagene Richtung war ich auch keinen Augenblick im Zweifel, er konnte keinen anderen Weg genommen haben als den nach Baldez, da dies der nächste Ort war, von wo aus er sich nach den Staaten einschiffen konnte; es mußte sein Bestreben sein, sich möglichst rasch von Alaska zu entfernen, denn hier lief er Gefahr, jeden Augenblick dem „Richter Lynch“ zu begegnen. Natürlich machte ich mich sofort zur Verfolgung auf; ich wußte, daß der Räuber bedeutend mehr zu tragen hatte als ich und daß er ein schlechter Fußgänger sei, und obgleich er

zwei Tage Vorsprung hatte, war es meine feste Überzeugung, ihn einholen zu können.

Ich lief die ganze Nacht durch, kam am nächsten Tage an der Hütte eines Prospectors vorbei und erzählte ihm mein Mißgeschick; von ihm erfuhr ich, daß am vorigen Tage ein Mensch in allergrößter Eile vorbeigelaufen sei, was ihm auffallend und verdächtig erschienen war, da man sich sonst beim Begegnen in der Wildnis zum mindesten guten Tag sagt. Ich wußte nun, daß ich auf der richtigen Fährte war, und überschritt in größter Eile die Höhe des Gebirges. Doch wurde hier das Wetter immer schlimmer und schlimmer, es erhob sich ein heftiger Wind und endloser Schnee kam herab. Trotz der beginnenden Ermüdung marschierte ich den ganzen Tag hindurch, schoß am Abend ein Ptarmigan, briet es ohne Pfanne und aß es ohne Salz. Da es bitter kalt geworden, und ich mit nichts als meiner Decke ausgestattet war, mußte ich das Feuer die ganze Nacht unterhalten, dabei konnte von erquickendem Schläfe natürlich nicht die Rede sein.

Die neue Government Trail hatte ich bereits vor einiger Zeit erreicht, aber der schwere Schneefall hatte alle Wegspuren verdeckt, so daß ich mich nur nach den in längeren Zwischenräumen aufgestellten Wegweisern richten konnte. Diese bestehen aus mächtigen Steinhäufen mit einer Stange in der Mitte.

Am Montag kam ich an einen Platz, an dem der Schurke die Nacht vorher gerastet hatte, ich fand noch die Überreste seines Feuers und sah sogar die Fußspuren im frischgefallenen Schnee. Gegen Abend erhob sich ein furchtbarer Sturm, mein letztes Streichholz war aufgebraucht, in der Eile der Verfolgung hatte ich auch nichts gegessen, war nur marschirt — marschirt. Durch Kälte und Schneefall gezwungen, suchte ich mir



nun eine geschützte Stelle, wickelte mich in meine Decke und schließ ermattet ein, ohne Essen und Feuer. Ich weiß nicht, wie lang ich lag, aber als ich wieder zu mir kam, wütete ein solcher Sturm, daß ich nicht von der Stelle konnte. Es war mir eine Genugtuung, zu wissen, daß der Schuß auch nicht weiter konnte, die Entfernung zwischen uns also auch nicht größer wurde. In meine Decke gewickelt, blieb ich im Halbschlaf liegen, doch Hunger und Durst quälten mich bald fürchterlich. Um letzteren zu stillen, aß ich etwas Schnee, doch wurden mir davon der Mund und die Kehle so wund, daß es schlimmer wurde als vorher.

Zwei Tage dauerte der Sturm, dann raffte ich mich mit dem letzten Rest von Energie auf, um die Verfolgung fortzusetzen; doch ich war so steif gefroren, daß ich mich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Vom Weg war natürlich keine Spur mehr zu sehen, doch konnte ich an den Baumstämmen und Steinhäufen die Richtung des Weges erkennen. Mit großer Mühe schleppte ich mich vorwärts, die Schwäche drohte mich zu übermannen, da sah ich unter den Baumzweigen geschützt ein Ptarmigan. Ich erhob meine Büchse, schoß und — fehlte; meine Hände waren zu steif, meine Arme zu schwach, um die Büchse sicher zu halten. Als ich den Vogel auffliegen sah, liefen mir vor Enttäuschung und Ärger zwei große Tränen über die Backen.

Ich schleppte mich eine Strecke weiter und sah wieder ein Ptarmigan; meine Büchse an einen Stamm lehrend, zielte ich vorsichtig, ich wußte, daß von diesem Schuß mein Leben abhing. Ich traf den Vogel mitten in den Kopf, stürzte darauf zu, sog das warme Blut begierig ein, riß die Federn ab und aß das ganze Tier roh auf. Auch ein zivilisierter Mensch kann zum Barbaren werden.

Dann legte ich mich schlafen, und am nächsten Morgen

hatte ich wieder das Glück, ein Fuhn zu schießen, das ich ebenfalls roh aß; ich hatte ja kein Streichholz mehr, um Feuer zu machen, es hätte mir bei meinem kannibalischen Hunger und der totalen Entkräftung auch zu lange gedauert.

Nachdem ich wieder einige Stunden gewandert war, sah ich Rauch aufsteigen, und mein erster Gedanke war natürlich: „Jetzt habe ich den Dieb!“ Ich eilte nicht mehr, nein, ich jagte nach der Richtung hin. Als ich jedoch näher kam, sah ich, daß es ein Untertunftshaus war, vielleicht zu meinem Glück, sonst wäre ich wohl zum Mörder geworden. Die Leute nahmen sich, da ich ganz erschöpft war, meiner an, und als ich wieder Herr über meine Sinne war und ihnen mein Mißgeschick erzählte, erfuhr ich, daß seit drei Tagen niemand vorübergekommen sei. So blieb nur die Möglichkeit, daß der Schuft vom Wege abkam und im Sturme umgekommen ist, wie das ja auch mir beinahe passiert wäre. Gelegentlich wird er wohl und mit ihm mein Gold gefunden werden.

Ich blieb etwa eine Woche in dem Haus, um mich zu erholen; da ich nichts weiter hatte, ließ ich dem Mann meine Büchse als Bezahlung. Von hier aus nach Baldes konnte ich in je einer Tagereise ein solches Untertunftshaus treffen, ich machte mich also auf den Weg und verdiente mein Essen durch Holzhacken und sonstige Handlangerdienste.

Im Frühjahr 1903 erhielt ich lohnende Arbeit bei einer Gesellschaft, die in der Umgegend von Baldes nach Petroleum bohrte. Ich verdiente genug, um im September 1903, also nach drei Jahren, nach Seattle, dem Ausgangspunkte meiner Reise, zurückzukehren, reich an Erfahrungen, noch reicher an Enttäuschungen, was ja schließlich im menschlichen Leben dasselbe ist.





## Die Feste Coburg.

Skizze aus Franken. Von Th. v. Wittembergk.

Mit 10 Illustrationen.



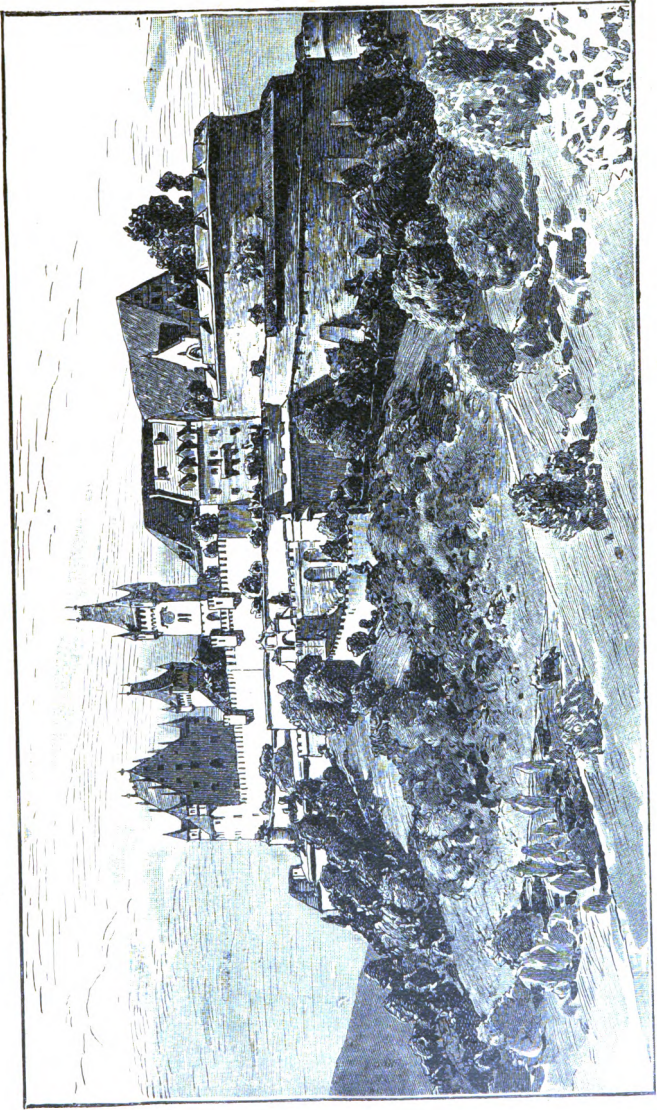
(Nachdruck verboten.)

Verläßt man den von reger Betriebsamkeit erfüllten Bahnhof Coburgs und wendet sich der Stadt zu, so durchschreitet man die Bahnhofstraße, in der geschmackvolle Villen in allen Stilarten, umgeben von wohlgepflegten, herrlichen Gärten, dem Besucher ein freundliches Willkommen zuwinken. Nach Überschreitung des geschwätzig plaudernden Zshlflüßchens gelangt man in die Altstadt. Coburg kann auf eine lange Vergangenheit zurückblicken. Erwähnt wird es zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1057. Im 13. Jahrhundert gehörte es dem mächtigen Dynastengeschlecht der Grafen von Henneberg an, aus deren Händen es durch Erbschaft in den Besitz der Wettiner und dann durch die Teilung der Brüder Albert und Ernst an das ernestinische Haus überging.

Wie in so vielen anderen Fällen, so spiegelt sich auch in den Geschicken Coburgs die Geschichte Deutschlands wider. In den Kriegswirren des 16. Jahrhunderts besetzte Kaiser Karl V. mit seinem Heere auch Coburg, dessen Bürger treu zu ihrem besiegten und gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich hielten. Schwer

heimgesucht wurde Coburg im Dreißigjährigen Kriege. Wallenstein belagerte zweimal die Feste und schoß dabei auch die Stadt in Brand. Bei der ersten dieser Belagerungen, im Jahre 1632, hätte Wallenstein beinahe sein Leben verloren. Der berühmte Feldschlangenschütz Konrad Rüger, der die Feste unter dem schwedischen Obersten Taupadel verteidigte, löste, als sich Wallenstein der Feste auf einem Erkundungsritt genähert hatte, eine Feldschlange, deren Geschöß so dicht vor dem Pferde des Feldherrn niederfiel, daß er schleunigst das Weite suchte. Pest und Hungerstnot verwüsteten damals die Stadt noch ärger als die feindlichen Scharen. Auch in den napoleonischen Kriegen hatte Coburg zu leiden. Die Truppen Lannes' und Augereaus ließen es 1806 den ganzen Übermut der Sieger fühlen, und nur der Fürsprache des greisen Prinzen Friedrich Josias, der 1791 im Türkenkriege ruhmvoll gekämpft hatte, gelang es, eine Plünderung zu verhindern. Alle diese Heimsuchungen haben die Entwicklung Coburgs lange gehemmt, so daß die Straßen noch heute eng und winklig sind. Aber trotzdem bewegt sich heute durch sie ein frisches Leben. Glänzende Schauläden sind eingerichtet worden, die Geschäftsschilder schmücken die Wappen der Hoflieferanten, Hofkutschen und betrefte Diener durchheilen die Straßen, und zahlreiche Schankwirtschaften zeigen, daß die Coburger nicht nur ihr weithin geschätztes Bier zu brauen, sondern es auch selbst vollauf zu schätzen wissen.

Während dieser unserer Betrachtungen haben wir den Mittelpunkt der Stadt, den geräumigen Marktplatz, erreicht, den ein Standbild des Prinzen Albert von Coburg, des Prinz-Gemahls der Königin Viktoria von England, ziert. Das Denkmal wurde der Stadt Coburg von der Königin nach dem Tode ihres Gatten zum



Die Feste Coburg.

Blick auf die Stadt von der Feste aus.

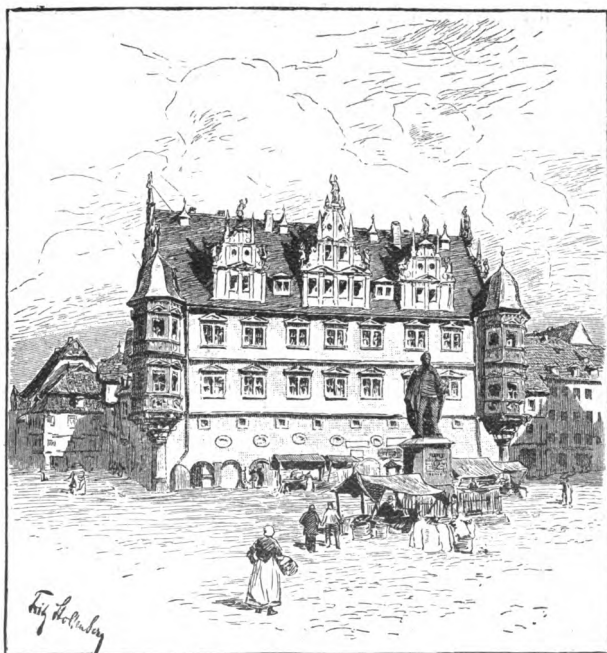


Geschenk gemacht. Das bemerkenswerteste Gebäude am Marktplatz ist das große Regierungsgebäude, das 1597 bis 1599 von Herzog Johann Kasimir, dem eifrigsten Förderer der Stadt, im Barockstil erbaut wurde.

Sehen wir jetzt unseren Weg fort, so gelangen wir in kurzem durch eine Seitengasse auf den prächtigsten Platz Coburgs, den Schloßplatz. Hier fesselt unsere Aufmerksamkeit in erster Linie das Residenzschloß

Ehrenburg. Ursprünglich stand hier ein Barfüßerkloster. Der Herzog Johann Ernst richtete sich dann zuerst ein

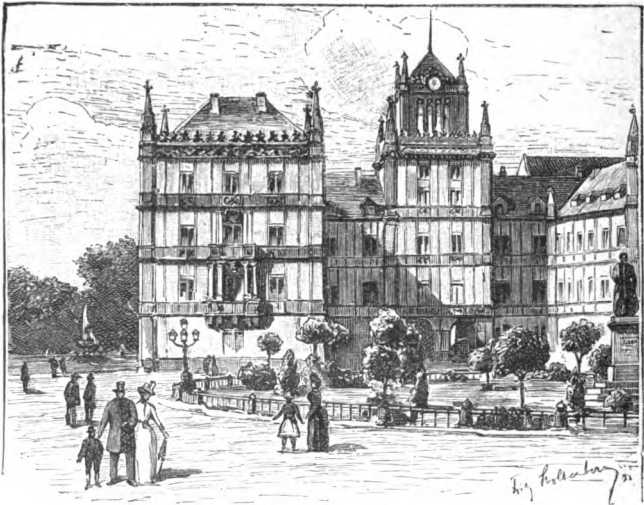
Residenzschloß ein, das von Herzog Johann Kasimir 1628 bedeutend erweitert wurde. In dem alten Bau hat Kaiser Karl V. gewohnt, als er, wie schon erwähnt, nach der Schlacht von Mühlberg in Coburg einrückte.



Das Regierungsgebäude.

Von dieser Ehre, die ihm der Kaiser bezeugte, soll das Schloß seinen Namen Ehrenburg erhalten haben. Später wurde es durch einen Brand zerstört, dann aber von den Herzögen Albrecht und Ernst I. wiederhergestellt. Schloß Ehrenburg bildet ein nach einer Seite offenes Viereck und ist im romanischen Stil erbaut. Unter

den Räumen des Schlosses ist der mit Karyatiden geschmückte Riesenaal zu nennen, der eine reiche Ornamentik in Rokoko entfaltet. Der Festsaal glänzt durch seine Samtbekleidung, der Familiensaal ist geschmückt mit Bildern des Herrscherhauses, die Bildergalerie ist reich an Werken niederländischer Maler. Den Schloß-



Die Ehrenburg.

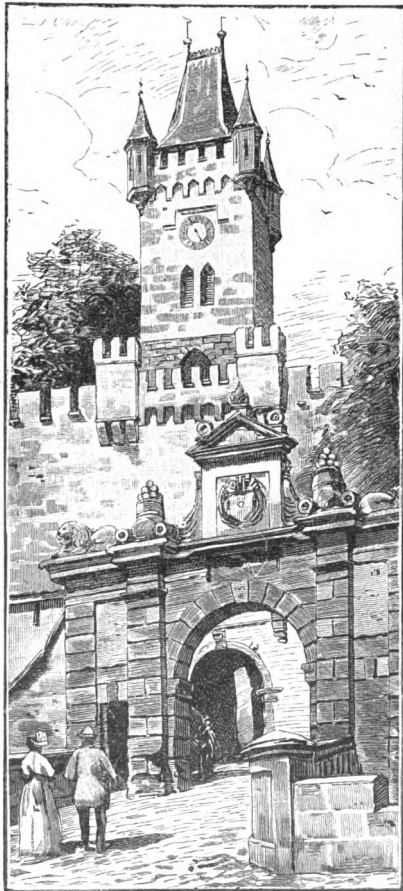
platz umschließt dann noch das erbprinzliche Palais und das stattliche Hoftheater. Auf dem großen Raum zwischen den Bauten sind kunstvolle gärtnerische Anlagen geschaffen worden, die nach Osten hin in großartige Terrassen, die sogenannten Arkaden, übergehen. Hinter den Arkaden steigt die Bergkuppe auf, auf der mit ihren Ringwällen, Türmen und Binnen die Feste Coburg thront. Den Weg zu ihr, dem Hauptanziehungspunkt Coburgs, schlagen wir ein, indem wir zuerst auf



breiten, von mäch-  
tigen Steingelän-  
dern eingefassten  
Freitreppen em-  
porsteigen und in  
den von Herzog  
Ernst II. angeleg-  
ten Park gelan-  
gen, der eine  
Sehenswürdigkeit  
für sich bildet.  
Frische Grasflä-  
chen wechseln mit  
Gruppen von  
Buchen, Kiefern,  
Platanen und Ei-  
chen ab, durch de-  
ren Blätterdach  
die gewaltige Feste  
auf dem Gipfel  
des Berges hin-  
durchlugt.

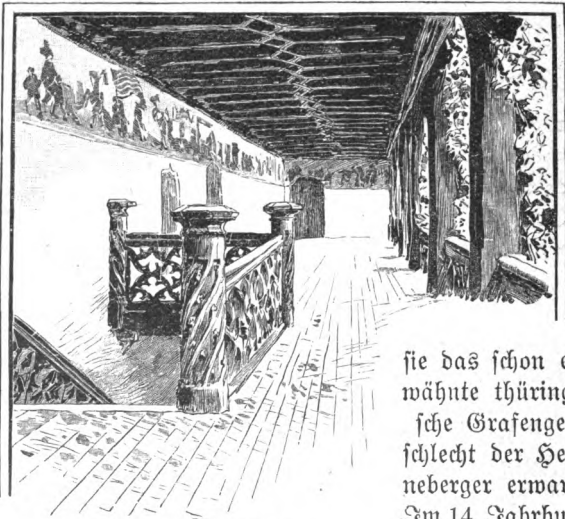
Die Feste Co-  
burg liegt auf  
einem Ausläufer  
des Bausenber-  
ges, 458 Meter  
über dem Meer  
oder 166 Meter  
über dem Markt-  
platz der Stadt.

Wahrscheinlich befand sich hier in grauer Vorzeit eine Be-  
festigung der Slawen. Eine Burg im mittelalterlichen  
Sinne wurde vermutlich zuerst von König Heinrich I., dem



Das Tor der Feste.

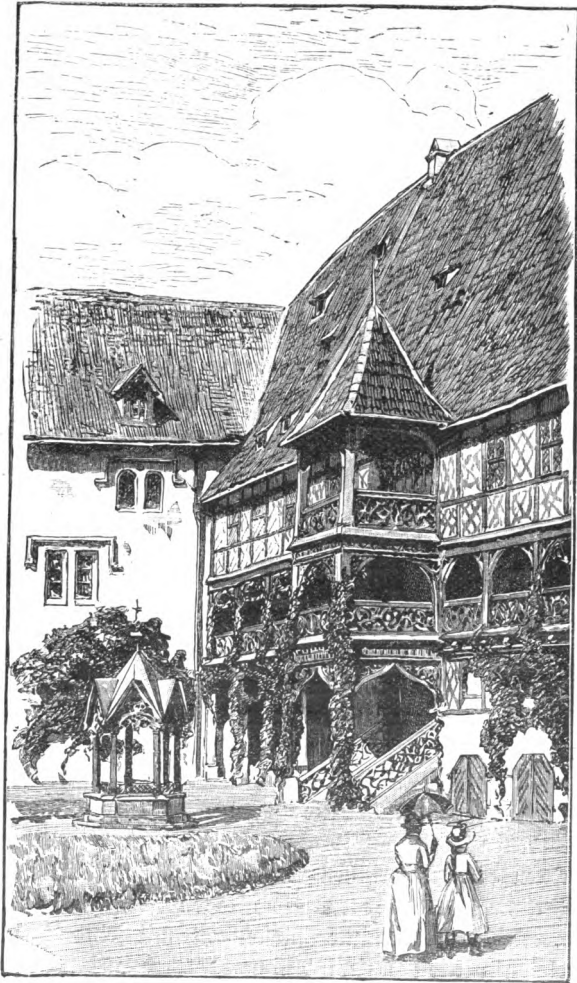
Besieger der Ungarn bei Riade an der Unstrut, gegen Ende des 1. Jahrtausends erbaut. Im 11. Jahrhundert vermählte Kaiser Otto III. seine Schwester Mathilde mit dem Pfalzgrafen Ezzo von Lothringen auf der Feste. In späterer Zeit besaßen sie die Rittergeschlechter der Schaumburg, Kalwenberg, Wildberg und Sonnenberg, nach denen



Laubengang im Fürstenbau.

sie das schon erwähnte thüringische Grafengeschlecht der Henneberger erwarb. Im 14. Jahrhundert gelangte die

Burg mit den coburgischen Landen als Heiratsgut der Gräfin Katharina von Henneberg in die Hand Friedrichs des Strengen, Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen. Im Jahre 1500 wurde ein Teil der Feste durch einen Brand zerstört. Die Belagerungen durch Wallenstein im Dreißigjährigen Kriege überstand die Feste ziemlich gut. Das erste Mal mußte der kaiserliche Generalissimus erfolglos abziehen, das zweite Mal ergab sie sich den Kaiserlichen auf Grund



Der Fürstenbau.

eines gefälschten Briefes des Herzogs Johann Ernst, der in dem Brief dem Befehlshaber Oberst Zehmen angeblich die Übergabe anbefahl. Nach dem Dreißigjährigen Krieg aber hatte die Burg ihre Bedeutung als Schutz- und Trutzpunkt verloren, so daß sie mehr und mehr verfiel. Die noch erhaltenen Teile benutzte man im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts als Zuchthaus, Krankenhaus und Irrenanstalt. In den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts, als sich der geschichtliche Sinn für Deutschlands Vergangenheit wieder zu regen begann, und der Gedanke an ein neues Kaisertum Wurzel faßte, entschloß sich Herzog Ernst I. die Feste, die so reich an Erinnerungen aus den deutschen Kämpfen und Bewegungen war, in ihrem alten Glanz wiederherzustellen. Er ließ von dem Württemberger Architekten Alexander Heideloff unter Verwertung der erhaltenen Reste und der Überlieferungen die grundlegenden Pläne entwerfen, die dann von den Baumeistern Rothbart, Görgel und Streib verwirklicht wurden. Auch Herzog Ernst II. sorgte für die Weiterführung und Vollendung des Baues.

Bevor wir in das Innere der Feste gelangen, müssen wir die Tore zweier Ringmauern durchschreiten. Am dritten Tor, das von einem Turm überragt und durch ein Fallgatter geschützt wird, steht eine Schildwache. Pyramidisch aufgeschichtete Kugeln und mehrere Kanonen, mit denen Alarmschüsse abgegeben werden können, vermehren den kriegerischen Eindruck. Dieses innere Tor führt uns in den ersten und ältesten Hof, auf dem besonders der sogenannte Fürstenbau mit seiner schönen Holzkonstruktion unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Eine Freitreppe, deren Geländer mit kunstvollen Holzschnitzereien geschmückt sind, steigt zu der offenen Galerie, dem Laubengang, empor. Vor dem Fürstenbau steht

ein hübsches Brunnenhäuschen. Der Brunnen ist 82 Meter tief, wird aber nicht mehr benützt. Gegenüber liegt das Wirtshaus mit einer guten, vielbesuchten Restauration. Zwischen dieser und der daneben

gelegenen neuen Kapelle führen Treppen auf die blumengeschmückte Terrasse und von dort nach der hohen

Bastei, auf der eine uralte, von Eisenbändern zusammengehaltene Linde ihre frischgrünenden Äste ausbreitet.

Wir betreten zunächst, indem wir die breite Holztreppe hinaufschreiten, die offene Galerie des Fürstenhauses. Das Freskogemälde an der Rückwand des Laubenganges, von Professor Schneider gemalt, stellt den Hochzeitszug des Herzogs Johann Kasimir mit Anna von Sachsen dar. Das erste Zimmer, in das wir uns begeben, ist die Wagen- und Satteltkammer, die eine sehr wertvolle Sammlung von Geschirren, Wagen, be-

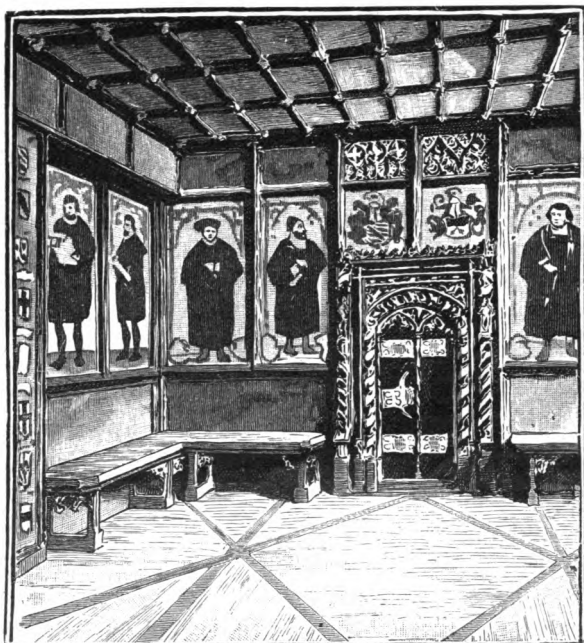


Aufgang zu den Sammlungen.

sonders reich vergoldeter Brautwagen, die einst die fürstlichen Bräute benützten, und Schlitten enthält. Die Wagen sind so eng, daß die Brautleute nicht nebeneinander, sondern nur einander gegenüber zu sitzen vermochten. Sehr hübsch sind die Schlitten mit ihren Aufsätzen in Gestalt von Nixen, Meerergöttern und Rossen. Links von der Galerie bemerken wir eine Vorhalle mit einem Gemälde, auf dem Bären von einer Edeldame mit Zuckerwerk gefüttert werden. Diesem ebenfalls von Professor Schneider ausgeführten Gemälde liegt eine alte Sage zu Grunde, nach der einst Bären aus dem Zwinger ausbrachen und in den Speisesaal eindrangten. Hier wurden sie so lange von der Schloßherrin mit Konfekt gefüttert, bis man sie wieder einfangen und in den Zwinger zurückbringen konnte. Aus der Vorhalle begeben wir uns in den großen Rüst- und Waffensaal, in dem das Kriegshandwerkszeug vom 12. bis 17. Jahrhundert zusammengestellt ist. Schwerter, Speere, Helme, Panzer, ganze Turnierrüstungen für Ritter und Pferd finden sich in allen Formen und Erzeugungsweisen vor. Besonders beachtenswert ist die Rüstung Bernhards von Weimar, das Schwert Jakobs von Arzevelde und das Panzerhemd Thomas Münzers. Der Waffensaal diente ehemals als Speisesaal, was noch durch die Erhöhung für die fürstliche Tafel erkenntlich ist.

Durch das Treppenhaus gelangen wir nun über eine Vorhalle, die mit Jagdgeräten, Hirschgeweihen, Gewehren und Bildnissen geschmückt ist, in das folgende Stockwerk und in den Gewehrfaal, in dem gegen 800 der verschiedensten Jagd- und Scheibengewehre, darunter zierliche, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegte Damengewehre, ausgestellt sind. An den Wänden hängen die Bilder von Männern aus dem Dreißigjährigen Kriege. Auf den Gewehrfaal folgt das Rosen-

zimmer mit kunstvoller Schnitzarbeit. Die Decke weist 365 verschiedene, in Holz geschnitzte Rosetten auf. Der Bilderschmuck an den Wänden ist eine Darstellung des Fürstenhauses von Dietrich II. bis Ernst dem Frommen.



Das Reformatorenzimmer.

Die Glasmalereien an den Fenstern zeigen die Wappen aller Gebiete, die jemals dem Hause der Coburger gehört haben. Ausgestattet ist das Rosenzimmer ferner mit einer Sammlung venezianischer und anderer Trinkgefäße, unter denen namentlich die gesuchten Kreuzener Krüge auffallen. Auch der farbig glasierte Ofen mit Bilderschmuck nach Szenen des Nürnbergers Sebald

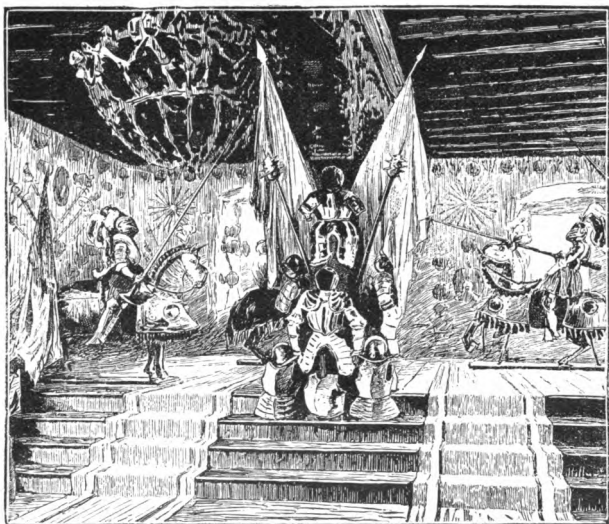
Behain ist echt. Die kunstreich verzierte Thür geht in das Marienzimmer, das seinen Namen den in die Wände eingelassenen Hochreliefs verdankt, die von dem Klosterstift Mönchröden hierher versetzt wurden. Die Hochreliefs enthalten eine Darstellung des Reinigungsopfers der Maria nach Albrecht Dürer. An das Marienzimmer stößt das Reformatorenzimmer. Bekanntlich weilte Luther von April 1530 an sechs Monate auf der Feste Coburg, arbeitete hier rüstig an der Bibelübersetzung und förderte durch Briefe an seine Freunde und Schriften eifrig die reformatorische Bewegung. Der Bedeutung wegen, die deshalb die Feste Coburg in der Reformationsgeschichte hat, hat man das Reformatorenzimmer eingerichtet. Es zeigt uns an den Wandtäfelungen die von Rothbart auf Goldgrund gemalten Bildnisse der Gestalten jener Zeit.

In den übrigen Zimmern des Fürstenbaus ist noch das Münzkabinett mit 500 Gold- und 3000 Silbermünzen, sowie vielen Medaillen untergebracht, eine Kupferstich- und Holzschnittsammlung mit mehr als 200,000 Blättern und eine reichhaltige Handschriftensammlung. Auch die anderen Baulichkeiten der Feste bergen noch wertvolle Schätze. So ist in dem sogenannten Langen Bau eine Naturaliensammlung, die sich durch die große Zahl von Kolibris und anderen Vögeln auszeichnet, aufgestellt, und im ehemaligen Zeughaus ist die Anthropologische Sammlung für das Herzogtum Coburg eingerichtet. Schließlich besuchen wir noch die Trophäenhalle, über deren Eingang sich das Kolossalgemälde des heiligen Georg hinzieht, der einst der Schutzpatron der Feste war. In der Halle selbst findet sich das Gallionsbild des dänischen Linien Schiffes Christian VIII. vor, das am 5. April 1849 bei Eckernförde in die Luft flog, Flaggenstücke und andere An-



denken an dieses Gefecht, dem Herzog Ernst II. beizuwohnt, sowie ein Vierundzwanzigpfünder, den Kaiser Wilhelm I. dem Herzog Ernst aus den in Metz erbeuteten Geschützen als Geschenk überlassen hat.

Die Feste eignet sich zugleich zu einem vortrefflichen Rundblick auf die nähere und weitere Umgebung, da



Der Waffensaal in der Feste.

außen um ihre Mauern herum ein breiter Promenadenweg führt, von dem die Blicke nach allen Seiten hin weit in die Lande schweifen können. Zu den Füßen des Berges liegt im Westen die Stadt, deren rote Dächer fast in dem Grün der Gärten verschwinden. Gärten, Wiesen, Obstpflanzungen, Felder ziehen sich ringsherum bis zu den Nadelwäldern hinauf. Nach Osten hin breitet sich eine freundliche Ebene mit schmucken

Ortschaften, Fabrikanlagen und einzelnen Gehöften aus, während man nach Süden zu bei klarem Wetter die berühmte Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und die Thürme des Schlosses Banz zu erkennen vermag. Von dem Thüringer Wald bis zur Fränkischen Schweiz, von dem Fichtelgebirge bis zur Hohen Rhön dehnt sich der Gesichtskreis.

In früheren Jahrzehnten war Coburg unter der Regierung des Herzogs Ernst II. der Mittelpunkt des deutschen Schützenwesens. Jetzt versammeln sich hier alljährlich zu Pfingsten die Landsmannschaften unserer Universitäten. Dann ist Stadt und Feste Coburg von fröhlichem studentischen Leben erfüllt, und die bunte Müze und das Farbenband des flotten Bruder Studio herrschen für einige Tage.

Man hat oftmals über die deutsche Kleinstaaterie gespöttelt. Ohne Frage hat sie der deutschen Entwicklung gewisse Hemmnisse und Schäden bereitet. Aber sie hat Deutschland auch wesentliche Vorteile geschaffen. Denn die Fürsorge und Kunstsinigkeit der Fürsten der Kleinstaaten hat viele Punkte mit künstlerischen Schöpfungen bedacht, die sonst nie und nimmer dort entstanden wären. Ein sprechendes Zeugnis für diesen fördernden Einfluß der Regenten der kleinen Fürstentümer bietet auch Coburg mit seiner Feste, die der Coburger stolz nennt: der Franken Krone.





## Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

**Das Bahnpulver der Kleopatra.** — Der Professor der Philosophie Dr. Rügenkloof war, wie es sich für einen deutschen Philosophieprofessor gehört, eine Zierde der gesamten Gelehrtenrepublik. Als solcher trug er seine schwere Bürde mit großer Würde, hatte für alles nur ein feines, aber unendlich überlegenes Lächeln und war durch nichts aus seiner olympischen Ruhe zu bringen.

Heute aber, bei dem Nachmittagskaffee, war ihm doch das Blut etwas zu Kopfe gestiegen, und daran war die Elfe schuld, seine Achtzehnjährige, die absolut von ihrem Fritz nicht lassen wollte. Der Professor mochte von dieser Liebenschaft nichts wissen. Schließlich erzieht doch ein deutscher Philosophieprofessor seine Töchter zu einem höheren Zweck, als zur Frau eines simplen Drogisten, und Fritz war nun einmal nicht mehr. Da hatte es nun wieder einmal einen kleinen Zusammenstoß zwischen Papa und Töchterchen gegeben, und da Mama es sich nicht nehmen ließ, ihrer Ältesten nach Kräften beizustehen, war der sonst so zahme Professor zornig aufgesprungen und in sein Arbeitszimmer gelaufen. Er wollte von der ganzen Sache nichts mehr sehen und hören.

Heute erst recht nicht! Denn heute mußte er alle geistige Kraft, die ein deutscher Professor in sich fühlt, zusammenraffen für einen wissenschaftlichen Vortrag, den er am Abend in einer erleuchteten Versammlung zu halten beabsichtigte.

Da durfte sich nichts störend in seinen Gedankengang drängen, und am wenigsten sollten ihn die dummen Heiratspläne der Elfe von seiner Arbeit abwendig machen.

Stand er nicht im Begriffe, den Zenith seines Ruhmes zu erklimmen? Hatte ihm nicht das Schicksal einen deutlichen Wink gegeben, als ihm ein Zufall wichtige Pergamente aus der Zeit Julius Cäsars in die Hände spielte? Da war eine Anzahl Pergamente, die unzweifelhaft aus dem Schlosse der Kleopatra in Alexandrien stammten, und die von allerlei Toilettengeheimnissen einer fürstlichen Dame jener Zeit plauderten und auch wohl dies und jenes im Rezept mittheilten. Aus verschiedenen Wendungen schloß der gelehrte Professor, daß es sich um niemand anderes als um die schöne Kleopatra selber handeln könne. O, das würden äußerst interessante Enthüllungen werden, die seinen Namen in aller Gebildeten Mund bringen mußten! Nun war ihm die Unsterblichkeit gewiß.

Als er die Papyrusstücke noch einmal durchsah, fiel ihm ein kleines Blättchen in die Finger, das ihm früher entgangen war. Es lag so unscheinbar dazwischen, just an der Stelle, die von dem Zahnpulver der schönen Königin handelte, daß es ihm jetzt erst auffiel. Es war mit ungelenten Schriftzügen in lateinischer Sprache beschrieben, mit merkwürdigen Abkürzungen; aber er begriff doch, obwohl ihm die bezeichneten Dinge fremd waren, daß es sich hier um die Bestandteile irgend eines Pulvers handelte, und zwar nicht etwa um ein Schießpulver, sondern um ein Pulver zu leiblichem Gebrauch.

Nachdem sich der Professor einigermaßen von seinem Staunen erholt hatte, begann er darüber nachzudenken, in welchem Zusammenhange dieses Rezept zu den anderen Manuskripten stehen könnte, und er hätte nicht der grundgescheite Gelehrte sein müssen, um nicht flugs zu schließen: Das, was du hier in deiner Hand hältst, ist nichts anderes als das Rezept zu dem Zahnpulver der Kleopatra! Es konnte ja gar nicht anders sein; es war ja lang und breit in den Papyrusfetzen von den kosmetischen Hilfsmitteln der

Königin im allgemeinen und von ihrem Zahnpulver im besondern gesprochen worden.

Wie würde die Welt staunen, und welchen Dienst leistete er damit den Schönen aller Länder und aller Zeiten, wenn er dieses kostbare Mittel der Vergessenheit entriß und allen zugänglich machte!

Nun, der heutige Abend sollte ihn in seinem Glanze zeigen, und nachher sollten die wissenschaftlichen Blätter seine epochemachende Entdeckung in alle Winde tragen. Daß er sich angesichts solcher Ereignisse nicht durch kleinlichen Familienärger um einen simplen Drogisten aus seiner olympischen Ruhe bringen lassen durfte, lag auf der Hand. —

Professor Nägenkloof hielt also am Abend seine Rede und erklärte darin, daß es ihm geglückt sei, das Rezept zu dem berühmten Zahnpulver der ägyptischen Königin aufzuspüren, und daß er es zu Nutz und Frommen aller zähne-tragenden Menschen im nächsten Heft der „Wissenschaftlichen Rundschau“ bekannt geben werde.

Das erregte natürlich ein ungeheures Aufsehen, und die Zeitungen ermangelten nicht, die glänzenden Ergebnisse der Nägenkloof'schen Forschungen gebührend zu preisen. Die „Wissenschaftliche Rundschau“ war längst ausverkauft, noch ehe sie die Presse verließ. Die Damen aller besseren Stände rissen sich darum, das Zahnpulver, welches die Kleopatra so unwiderstehlich gemacht hatte, kennen zu lernen und seine Wirkung an sich selber zu versuchen.

Endlich erschien die Nummer, und der gelehrte Professor harrete nun der Bewunderungsausbrüche, die jetzt kommen mußten. Da kam seine Frau in sein Arbeitszimmer gestürzt und schwenkte mit allen Zeichen hochgradiger Erregung die letzte Nummer der „Wissenschaftlichen Rundschau“ in der Hand. Erwartungsvoll sah er seine teure Ehehälfte an, denn ohne Zweifel begann jetzt der Reigen seiner Ehrungen.

„Mann — um des Himmels willen, was gibst du denn für Tollheiten an?“ stieß sie atemlos heraus.

Nägenkloof runzelte die Stirn. Daß doch die Frauen niemals den richtigen Standpunkt für die immensen Ver-

dienste ihrer Männer finden können! „Nun? Was gibt es denn?“ fragte er möglichst gleichgültig.

„Das Zahnpulver der Kleopatra — mein Gott! Es ist ja zum Lachen — Mann, du hast dich blamiert für alle Zeiten!“

„Was soll das heißen?“ fuhr Nägenklook auf.

„Also wirklich der ganz ahnungslose Engel? Das ist ja reizend! So hast du also noch keinen Schimmer davon, daß dein vielgerühmtes Zahnpulver der Kleopatra im Grunde genommen ein ganz modernes, ein ganz gewöhnliches — Abführmittel ist?“

„Was . . . ? Ein Abf—“

„Jawohl, ein Abführmittel! Sag's nur grad heraus.“

Auf Nägenklooks Stirn bildeten sich dicke Schweißtropfen. „Aber woher weißt du denn das, liebes Hännchen?“

„Ich erkenne doch das Rezept zu dem Kinderpulver wieder, das mir Elses Drogist aus Gefälligkeit für unseren kleinen Emil gegeben hat. Du weißt doch, daß er öfters an Verstopfung leidet, und da gab mir Fritz das Rezept.“

Der Professor fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ein Abführmittel für kleine Kinder!“ stöhnte er. „Aber wie ist denn das in meine Papyrusrollen gekommen?“

Sie zuckte die Achseln. „Es ist vielleicht auf deinem Schreibtisch liegen geblieben, als ich neulich Ordnung schaffte. Ich entfinne mich, daß ich es damals gerade von dem Drogisten erhalten hatte.“

Die Leuchte der Wissenschaft knickte förmlich zusammen. Ein Abführmittel als „Zahnpulver der Kleopatra“! Wenn das rüchbar wurde, war er mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen bis in alle Ewigkeit. Ratlos starrte er auf seine Frau, von der allein er noch Hilfe erwartete.

Der geschickte Professor täuschte sich auch diesmal nicht. Seine Frau mußte wirklich Rat. Ein Professor kann so gelehrt sein, wie er will, eine Frau weiß immer noch da Bescheid, wo ihm der Verstand stillsteht.

„Du mußt erklären, daß durch eine Unachtsamkeit des

Sehers ein falsches Manuscriptblatt zum Abdruck gekommen ist. Dir bleibt nichts übrig, als dieses Rezept zum Zahnpulver der Kleopatra zurückzunehmen.“

„Ja, aber ich bin doch nun einmal lächerlich geworden, da ich schon so viel von der Entdeckung geschrieben habe.“

„Nein, noch ist gar nichts verloren. Du mußt erklären, daß das echte Rezept tatsächlich in deinem Besitz sei. Das falsche war nur aus Versehen in die Druckerei geraten.“

„Und wenn sie dann nach dem wahren Rezept verlangen?“

„So mußt du es ihnen eben mitteilen.“

„Ich habe ja aber keine Ahnung von der Zusammensetzung eines solchen Zahnpulvers!“ jammerte Nägentkloof.

„Nun“ — ein lauernder Blick seiner teuren Ehehälfte traf ihn verstohlen — „vielleicht weiß Fritz, der Drogist, ein solches Rezept. Er würde dir ganz gewiß helfen.“

Der Professor sank auf seinem Stuhl völlig zusammen. Dieser Drogist sollte ihm helfen, weil er nicht mehr weiter konnte mit seiner Weisheit — ihm, dem grundgelehrten Professor! Und noch dazu dieser Fritz!

„Meinen Rat hab' ich dir nun gegeben. Tu, was dir gefällt,“ sagte seine Frau und rauschte zur Tür hinaus.

Lange dachte Nägentkloof nach und kämpfte einen schweren Kampf. Endlich ließ er den letzten Hoffungsanker, den Drogisten, zu sich bitten.

Fritz kam und kratzte sich hinter den Ohren, als er die Sachlage erfuhr.

„Ich denke,“ sagte der Professor, „Sie werden mir ein passendes Zahnpulverrezept aus Freundschaft für meine Familie zur Verfügung stellen.“

Fritz kratzte sich noch einmal den Kopf und meinte dann: „Ja, Herr Professor, die Sache ist nicht so einfach. Es müßte doch ein Rezept sein, dessen Zusammensetzung noch gar nicht bekannt ist und das ganz hervorragende Wirkungen besitzt. Nehmen wir ein bekanntes Rezept, sind Sie um nichts gebessert. Man würde sehr schnell hinter Ihre Schliche kommen und Ihnen wohl gar betrügerische Absicht nachweisen.“

„Um Gottes willen!“ schrie der Professor. „Haben Sie in der Tat kein einziges Zahnpulver, dessen Zusammensetzung noch niemand bekannt ist?“

„O,“ meinte Friß zögernd, „ich habe freilich eines, das wahre Wunder wirkt und das noch niemals in den Handel gekommen ist, aber —“

„Das ist ja herrlich! Nur her mit diesem köstlichen Mittel! Geben Sie mir das Rezept, ich zahle Ihnen, was Sie dafür haben wollen.“

„Herr Professor, das Mittel ist mein Geheimnis und mir um Geld nicht feil. Was meinen Sie denn! Ein Vermögen läßt sich mit diesem Mittel verdienen, zumal wenn noch eine besonders zugkräftige Titelmärke hinzutritt, etwa wie „Zahnpulver der Kleopatra“ — das ist ja nicht mehr mit Gold zu bezahlen. Denken Sie doch das Geschäft für einen Drogisten! Welcher kolossale Absatz! „Zahnpulver der Kleopatra“ — einfach ideal! Ich bin in zwei Jahren Millionär — jawohl, ein Millionär!“ — Dann nach einer kurzen Überlegung fuhr er fort: „Aber wenn ich Ihnen, Herr Professor, damit einen Dienst erweisen kann — sehr gern. Doch, wie wir Gelehrten sagen, manus manum lavat — eine Hand wäscht die andere, möcht' ich mir dafür auch etwas ausbitten.“

„Und das wäre?“

„Die Hand Ihrer Tochter, Herr Professor.“

Nägenkloof strich sich mit der Hand durch die Mommsenmähe. „Und dann geben Sie mir das Rezept?“

„Wie Sie bestimmen, Herr Professor. Aber wenn Sie gestatten, mache ich Sie auf noch etwas anderes aufmerksam. Ich sagte schon, daß mein außerordentlich probates Mittel unter der Bezeichnung als „Zahnpulver der Kleopatra“ ein immenses Vermögen machen muß. Warum also diesen großartigen Vorteil aus der Hand geben? Machen wir doch zusammen das Geschäft. Ich gebe mein Originalrezept, und Sie die wunderbar zugkräftige Benennung dazu, und der Profit ist fertig. Von dem Ertrag des Kleopatrapulvers getraue ich mir meine Familie bis in die fernste Zeit hinein



zu erhalten, so stark sie auch werden möge, und es soll noch nebenbei so viel abfallen, daß Sie Ihre sämtlichen Werke zum Druck befördern könnten."

Atemlos hatte der Professor zugehört. Das war ja alles wunderschön, aber wie das machen? Er mußte doch jetzt wohl oder übel mit seinem Rezept herausrücken.

Diesem Bedenken gab er Ausdruck.

"O, das macht nichts," meinte der findige Drogist. "Geben Sie vorerst nur ruhig die Erklärung in die Druckerei, daß bei der Veröffentlichung des Rezeptes ein Versehen des Setzers untergelaufen ist, und daß Sie in nächster Nummer den Wortlaut des wahren Rezeptes mitteilen würden. Ich stelle es Ihnen dann im gegebenen Moment zur Verfügung. Unterdessen werde ich für Zusammensetzung des Zahnpulvers und für die Bezeichnung als das von der exakten Wissenschaft als allein echt nachgewiesene „Zahnpulver der Kleopatra“ den gesetzlichen Gebrauchsmusterschutz nachsuchen, und dann sind wir die alleinigen Erfinder und Fabrikanten dieses unschätzbaren Kosmetikums. Ihr Gelehrtenruf ist gerettet, Sie werden ein reicher Mann, ich desgleichen, Ihre Tochter wird eine vermögende Frau und vor allem — meine Frau! Ich denke, wir können so alle zufrieden sein."

Professor Nägenkloof war mit allem einverstanden. In gleicher Situation hätte er sich auch dem Mephisto verschrieben. Und hier lag die Sache für ihn ja weit angenehmer.

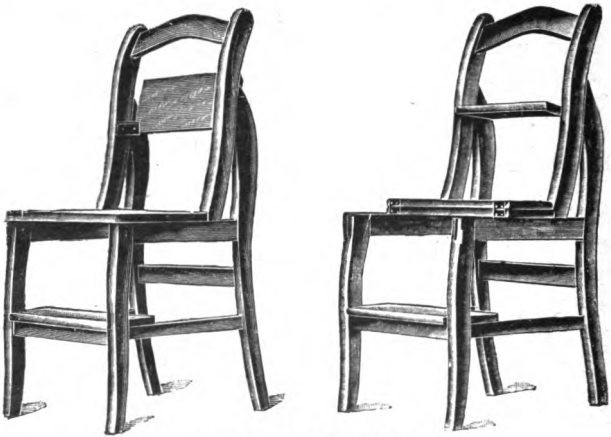
Auf diese Weise wurde das berühmte „Zahnpulver der Kleopatra“ entdeckt.

Max Wundtke.

**Neue Erfindungen:** I. Geißlers Patent-Trittstuhl. — Ein außerordentlich praktisches Möbel, welches Stuhl und Leiter beziehungsweise Tritt in sich vereinigt, stellt die Firma C. Wilh. Geißler in Hamburg her. Der Patent-Trittstuhl scheint der Küchenstuhl der Zukunft zu sein, er beansprucht nicht mehr Platz als ein gewöhnlicher Stuhl, auch braucht er nicht umgeklappt zu werden, wie die bisherige Konstruktion, und bildet ein festes Ganzes, so daß ein Ausgleiten unmöglich ist.

Das Verschmutzen des Sitzes und der Lehne ist ausgeschlossen, da, wie die Abbildung zeigt, die Hälfte des Sitzes und der Rückenlehne umgeklappt wird; hierdurch wird auch an Reparaturen gespart, da das Sitzbrett nicht wie bisher abreißen kann.

Die Stufen sind breit und geben durch Fühlung mit den Seitenlehnen und dem Kopfstück einen vollkommen sicheren Stand. Der Schwerpunkt der obersten Stufe liegt infolge



Geißlers Patent-Trittsstuhl.

der breiten Stufen mehr nach der Mitte, und dadurch ist ein Umkippen vollständig ausgeschlossen. — Der Patent-Trittsstuhl wird in jeder gewünschten Ausführung und Holzart geliefert und eignet sich besonders für Küchen, Ladengeschäfte, Bibliotheken, Aktenzimmer u. s. w. P. R.

II. Schanktrichter mit Zahnteller. — Beim Ausschank von Flüssigkeiten wie Essig, Öl und dergleichen aus größeren Behältern bediente man sich bisher meist eines Verfahrens, das viele Übelstände hat. Der Verkäufer muß den Fülltrichter wie die Flasche mit der Hand halten, und der Käufer das zu zahlende Geld auf den meist benähten Schank-

untersatz legen. Diese Übelstände werden vermieden, wenn man den untenstehend von Herrn Kurt Fleck erfundenen Schanktrichter mit Zahlsteller benützt, über dessen Bezug die Verwertungsabteilung des Patentanwaltsbureaus Sack in Leipzig Auskunft gibt. Der Metallstab auf dem Schankuntersatz ist so konstruiert, daß sich der Trichter je nach der Größe der zu füllenden Flasche hoch oder tief einstellen läßt. An der Stange befindet sich außerdem ein Zahlsteller, durch welchen eine trockene Stelle für das Geld geschaffen ist. Die ganze Einrichtung ist überaus einfach und zweckmäßig, denn der Verkäufer behält beim Einschenken die Hände frei, er braucht weder Trichter noch Flasche zu halten, und die letztere wird durch den feststehenden Trichter auch am Umfallen verhindert. S. S.

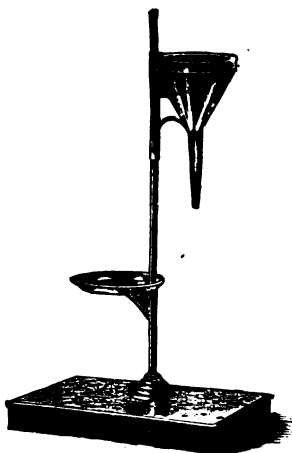
**Die Lebensretterin.** — Im Sommer 1788 erlag der angesehenen Bürger und Bierbrauer Jonathan Meredith in der englischen Stadt Nottingham einem plötzlichen

Schlaganfall. Einige Tage nachher trug man ihn feierlich zu Grabe. Als man eben den Sarg in die Gruft hinabsenken wollte, ertönte aus dem Inneren desselben leise, aber doch vernehmlich genug ein klägliches Miauen.

„O Himmel!“ rief bestürzt der Sohn des Verstorbenen. „Wie hat denn das geschehen können? Mimi muß mit in den Sarg geraten sein!“

„Wer ist Mimi?“ fragte ein alter Herr, der zu der Schar der Leidtragenden gehörte.

„Mimi ist unsere langjährige treue Hauskaze. Sie bezeigte sich von jeher meinem guten Vater so überaus anhänglich.“



Schanktrichter mit Zahlsteller.

Wiederum ertönte das klägliche Miauen.

„Der Sarg muß sogleich geöffnet werden,“ meinte der anwesende Friedhofsaufseher. „Unmöglich dürfen wir ein lebendes Geschöpf mit diesem Toten zur Erde bestatten.“

Möglichst rasch wurde alles Nötige zur Stelle geschafft, und der Sargdeckel gehoben. Da sah man auf der Leiche die Katze, welche sich aufrichtete und einen hohen Rücken machte.

Aber — o seltsames Wunder! — auch die vermeintliche Leiche regte sich und öffnete zuerst die Augen, dann auch den Mund und murmelte: „Um Gottes willen, bringt mir geschwind ein Glas von meinem Porter!“

Jonathan Meredith war also nur scheinot gewesen. Er wurde schleunigst nach Hause gebracht, trank viel kräftiges Porterbier und erholte sich bald völlig. Wirklich lebte er noch viele Jahre.

Seine Lebensretterin, die Katze, wurde dankbarerweise fortan von ihm noch besser gehegt und gepflegt als zuvor.

In diesem durchaus wahren Vorfalle offenbarte sich also anscheinend die geheimnisvolle sichere Überlegenheit des natürlichen tierischen Instinkts über die menschliche Intelligenz. Meredith war von seinem alten Hausarzte ganz bestimmt für tot gehalten und erklärt worden, zu einem wirklich Toten aber hätte die Katze sich wohl schwerlich in den Sarg begeben; sie muß es vielmehr auf irgend eine Art gewittert haben, daß das Leben ihres Gebieters noch nicht erloschen war.

S. D. S.

**Die ersten Europäer in Japan.** — Im Jahre 1541 segelten drei portugiesische Kaufleute von Dobrat in Kotschinchina längs der chinesischen Küste gegen Norden. Ein Schiffbruch warf sie bei Kagoschima, der Hauptstadt des Daimio (Lebensfürsten) von Satsuma im südlichen Japan, ans Land. Dies waren die ersten Europäer, welche das bis dahin gänzlich unbekanntes Inselreich besuchten.

Nach dieser zufälligen Entdeckung glückte es den Portugiesen, sich auf Japan festzusetzen. Ihr Hauptzweck war natürlich, Handel zu treiben; in jenen Zeiten konnte aber

auch der Versuch, die Eingeborenen für das Christentum zu gewinnen, nicht ausbleiben. So führte denn bereits im Jahre 1549 ein portugiesisches Handelsschiff von Malakka außer europäischen Waren und Kaufleuten auch den ersten Missionar in Begleitung eines bereits in Macao getauften Japaners, namens Paulo da Santa Fé, nach dem „Reich der aufgehenden Sonne“. Diesem folgten bald andere Missionare, und nachdem sich dieselben einmal die Sprache angeeignet hatten, machte ihr Bekehrungswerk große Fortschritte, und der Verkehr zwischen Portugal und Japan wurde äußerst lebhaft. 1552 wandte sich einer der japanischen Lehensfürsten an den portugiesischen König Johann III. mit der Bitte, ihm 500 Mann Hilfstruppen zur Eroberung von Siukiu im chinesischen Meere zu stellen, wogegen er sich verpflichtete, einen jährlichen Tribut, bestehend in Kupfer und Messing, an Portugal zahlen zu wollen. 1554 schickten die Daimios von Firando, Bungo und Amanguti Glückwunschsreiben an den Bizetkönig von Portugiesisch-Indien in Goa, und 1585 kamen die ersten japanischen Gesandten nach Lissabon.

Nicht nur unter dem niederen Volke, auch unter den Fürsten des Landes gewann das Christentum zahlreiche Anhänger, um so mehr als sich die Portugiesen sehr häufig mit Japanerinnen verheirateten. Ihre Hauptniederlassung hatten die Portugiesen auf der Insel Kjusiu, aber auch Nippon und das Innere des Landes standen ihnen offen. Von der portugiesischen Kolonie Macao in China aus war der Verkehr mit Japan ein ununterbrochener und äußerst lebhafter. Jährlich wurden von den Portugiesen japanische Waren für ungefähr 300 Tonnen Gold ausgeführt. Im Jahre 1575 erkannte eine Bulle des Papstes Gregor XIII. dem König Sebastian das Recht zur Besitzergreifung von Japan zu, und die Kirchen des Landes wurden dem Bischof von Macao unterstellt.

Schon lange beobachteten die Priester der einheimischen Shintoreligion mit Mißgunst und Zorn die Fortschritte, welche das Christentum auf Japan machte, und ein an-

scheinend geringfügiger Vorfall gab die Veranlassung zur Vertreibung der Portugiesen und damit zur Ausrottung des Christentums. F. v. Zimmermann erzählt in seinem „Taschenbuch der Reisen“, daß der japanische Reichskanzler, der Shogun Taikofama, gelegentlich einer Reise nach Jeddo dem portugiesischen Bischof begegnete. Der Japaner erwartete die ihm zukommenden Ehrenbezeugungen seitens des Bischofs; doch dieser erwies ihm nicht einmal so viel Höflichkeit, seinen Tragstuhl halten und den Shogun passieren zu lassen. Bei einem so durch und durch zeremoniellen Volke, wie das japanische Volk es ist, mußte eine solche Geringschätzung begreiflicherweise böses Blut machen. Die Folgen ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Taikofama, auf's höchste aufgebracht und von den Shintopriestern bestürmt, beschloß, das Christentum in Japan auszurotten. Da Japan aber mit Korea im Kriege lag (1593), befahl er allen christlichen Fürsten des Landes, mit ihren Truppenkontingenten dorthin zu ziehen. Bald darauf stiegen 40,000 Japaner, fast ausschließlich Christen, unter dem Oberbefehl des christlichen Daimio Agostinho, mit dem roten Kreuz auf ihren Fahnen, in Korea ans Land. Nachdem Korea erobert worden war, erhielt Agostinho den Befehl, auch China zu erobern. Wie Taikofama vorausgesehen hatte, wurde das christliche Heer infolge der ungünstigen Jahreszeit durch Hunger und Krankheiten in China geradezu dezimiert. Dem Shogun war es nun ein leichtes, die Ländereien der fern von der Heimat weilenden christlichen Lehensfürsten als Staatsgut zu erklären, und im Jahre 1597 begann die ernstliche Ausrottung des Christentums, die ununterbrochen vierzig Jahre lang dauerte.

Im Jahre 1599 kam das erste holländische Schiff nach Japan. Habgier und Neid auf die Portugiesen trieb die Holländer dazu, in dem auf Japan ausgebrochenen wütenden Bürgerbeziehungsweise Religionskriege die Partei der Japaner zu ergreifen und denselben tatkräftige Hilfe bei der Bekämpfung und Ausrottung der Christen zu leisten, wobei sie sich nicht entblödeten, sich feierlich als Nichtchristen

zu erklären, nur um vorteilhafte Handelsbeziehungen zu erreichen. Alle erdenklichen Martern und Abschreckungsmittel wurden gegen die unglücklichen Christen angewendet. Besonders tat sich hierin der Statthalter in der ehemals fast ganz portugiesischen Stadt Nagasaki, Onemendonne, hervor.\*) Schließlich verordnete die Regierung, daß sämtliche Portugiesen das Reich verlassen mußten, nur die Holländer bekamen wegen ihrer bei der Christenverfolgung geleisteten wertvollen Dienste die Erlaubnis, auf Desima eine Faktorei zu errichten, doch mußten sie sich verpflichten, jährlich höchstens drei Schiffe nach Japan zu schicken und für nicht mehr als 300,000 Taels Waren zu verkaufen. Auch die Engländer, die sich seit 1616 in Japan festgesetzt und eine Faktorei auf Firato errichtet hatten, mußten damals das Land verlassen.

Das Ausschließungssystem vom Auslande wurde seit diesem großen Religionskriege mit äußerster Strenge durchgeführt. Kein Ausländer durfte sich in Japan aufhalten, und den Eingeborenen wurde bei Todesstrafe verboten, das Reich zu verlassen. Japan isolierte sich immer mehr und mehr, und erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts trat es wieder mit der Außenwelt in Verbindung und Verkehr.

Mit welcher Geringschätzung übrigens auch die Holländer von den Japanern behandelt wurden, ersieht man aus dem Berichte des russischen Weltumseglers v. Krusenstern, der im Jahre 1804 Japan besuchte. Als die japanischen Behörden an Bord seines Schiffes „Nadeschda“ gingen, hatten sie den Direktor der holländischen Faktorei, M. van Doeff, mit sich. Er durfte aber nicht mit ihnen an Bord gehen, erst nach geraumer Zeit wurde ihm von den japanischen Beamten hierzu die Erlaubnis erteilt. Als er dann die Kajüte betrat, erteilte ihm der Dolmetsch den Befehl, vor

---

\*) Nach zuverlässigen Angaben hatten sich 70,000 Christen auf der Halbinsel Simubara verschanzt. Lange belagerten die Japaner vergebens diese Befestigungswerke, erst mit Hilfe der Kanonen der Holländer gelang es ihnen, sie zu erstürmen. Sämtliche Christen wurden dann niedergemetzelt.

den japanischen Beamten seine Reverenz zu machen. Er selbst nebst seinem Sekretär, drei holländischen Seekapitänen und dem Baron Pöbst mußten lange in gebückter Stellung mit herabhängenden Armen verharren, bis der japanische Oberbeamte durch gnädiges Kopfnicken von ihrer Anwesenheit Notiz nahm und ihnen damit das Zeichen gab, sich frei bewegen zu dürfen.

A. Wets-Usmenried.

**Junge Rebhühner und ihre Stiefmutter.** — Einer der Knechte des Rittergutsbesizers v. R. in Pommern brachte eines Tages ein Nest mit Rebhühnereiern mit heim, weil er das darauf brütende Rebhuhn beim Mähen im dichten Klee mit der Sense getödet hatte. Die zwölf Eier wurden nun einer Henne untergelegt, der man in einem Gartenhäuschen, getrennt von den übrigen Hühnern, das Nest bereitete. Die Eier kamen glücklich aus, und die Tierchen erschienen vollkommen gesund. Einige aber gingen in der ersten Woche dadurch zu Grunde, daß sie vom Futter der Glucke Brotkrumen gepickt hatten. Unter einem Hühnerkorbe wurden die Tiere nun täglich in den Garten gesetzt, und die Rebhühnchen liefen von dort durch Blumen- und Gemüsebeete, stellten sich aber auf den Ruf der Stiefmutter eiligst ein, um sich die Leckerbissen wohl schmecken zu lassen, die diese in ihrem engen Jagdrevier für sie erwischt hatte. Ameiseneier, Hirsekörner und Reis bildeten die Nahrung der scheuen Familie.

Später unternahmen die Tierchen, die man durch ein Band um den Hals ausgezeichnet hatte, dann größere Streifzüge durch den Garten, wichen aber sorglich jeder Begegnung mit Menschen aus. Eines Tages mußte ein Raubvogel oder eine Rahe dazwischen gekommen sein, denn die Stiefmutter erschien in größter Aufregung mit nur noch fünf Kleinen auf dem Hofe. Trotz eifrigen Suchens blieben die fehlenden Tierchen verschwunden. Von nun an führte die Glucke ihre Familie allabendlich in den Hühnerstall, flog selbst auf die Sitzstange, aber erreichte es nicht, daß ihre Kleinen ihr es nachtaten. Diese duckten sich einfach nieder in das Streustroh, hielten aber alle fünf auch dann



noch treu zusammen, als die Stiefmutter ihrer Pflicht genügte und wieder Eier zu legen begann.

Man bemühte sich nun eifrig, die Tierchen so weit zu zähmen, daß man sie, getrennt von den Hofhühnern, mit dem ihnen dienlichen Futter versehen konnte, was viel Geduld erforderte, da sie sehr scheu erschienen. Eines Tages fehlten dann weitere vier Hühner, welche eine Frau außerhalb des Hofes gesehen haben wollte; sie waren also wohl, durch die Stimmen ihrer Stammesgenossen gelockt, auf das Feld geflogen und wurden dort auch im Herbst alle vier auf der Hühnerjagd erlegt. Nur ein Hähnchen mit einem braunen Hufeisenfleck blieb zurück und ist dann Hausfreund geworden. Der Ruf: „Potti, komm!“ lockte es auch aus weiteren Entfernungen herbei, früh und am Abend flog es auf das Fensterbrett und nahm sein Futter aus der Hand entgegen. Das Tier wurde sechs Jahre alt. C. I.

**Ballabenteuer.** — Vor wenigen Jahren lebte in Paris eine etwas exzentrische, aber offenbar sehr gutmütige Dame namens Claire Brasseur. Da sie selbst immer leidend war, so widmete sie ihr ganzes Vermögen der Unterhaltung anderer und gab allwöchentlich einen Ball. Zu diesen Bällen lud sie alle Leute ein, mit denen sie auf ihren täglichen Omnibusfahrten zusammenkam und unter anderen auch einen jungen Mann, dessen äußere Erscheinung ihr sehr gut gefiel. Einige Zeit darauf starb die gute Dame, und der junge Mann war angenehm überrascht, als er erfuhr, daß sie ihm 30,000 Franken hinterlassen hätte, weil er so anhaltend auf ihren Bällen getanzt habe.

Ganz anders war die Folge eines Balles, den eine junge Wienerin vor einigen Jahren mitmachte. Sie war eine leidenschaftliche Freundin des Tanzes und versäumte den ganzen Abend auch nicht einen einzigen. Infolgedessen kam sie ganz erschöpft nach Hause. Sie ging sofort zu Bett, und man wunderte sich nicht, daß sie am Vormittag nicht erschien. Doch als auch der Nachmittag verging, wurde ihre Mutter unruhig und versuchte, sie aus ihrem Schlafe zu wecken. Da ihr das unmöglich war, so ließ sie den Hausarzt holen,

dessen Bemühungen aber auch kein besseres Resultat erzielen. Fast drei Wochen lang blieb das junge Mädchen in derselben Lage und kam erst dann wieder zu sich. Ihr langer Schlaf war ausschließlich der hochgradigen Anstrengung ihres Körpers beim Tanzen zuzuschreiben.

Ein merkwürdiges Abenteuer erlebte eine Ballgesellschaft auf einem Balle, der in Südamerika stattfand, und bei welchem ausschließlich Neger vertreten waren. Die Neger hatten damals eine noch größere Abneigung gegen das Impfen als jetzt, und man mußte zu allen möglichen Listens feine Zuflucht nehmen, um sie, wie das Gesetz es vorschreibt, zu impfen. In diesem Falle war es der Behörde zu Ohren gekommen, daß ein großer Negerball abgehalten werden sollte. Das Fest hatte kaum begonnen, da drang eine starke Polizeimacht in den Saal und mit ihr ein Duzend Ärzte, die den großen Raum im Nu in eine Impfstation verwandelten. In kurzer Zeit war die ganze Ballgesellschaft geimpft. Dann durften sie weiter tanzen. 2-n.

**Ein sonderbarer Tragkorb.** — Die Gewohnheit vieler Landbewohner, den Kopf zum Tragen schwerer Lasten zu benutzen, hat für den Gebildeten immer etwas Unheimliches. Der Schädel, als Sitz des Gehirns und der wichtigsten Sinneswerkzeuge, erscheint ihm für solch rauhen Dienst zu fein organisiert. Ganz besondere Zumutungen stellt an den Kopf als Werkzeug des Tragens der Thapa der Inder. Das Korbgewebe unter dem Sitz dieses merkwürdigen Tragkorbs findet zwar, wie unsere Abbildung zeigt, eine Stütze auf Rücken und Kreuz, seinen Halt bekommt aber das Ganze durch einen Gurt, den der Träger vor die Stirn nimmt. Die Photographie, die wir wiedergeben, stellt das Töchterchen eines englischen Beamten in Kalkutta dar, während es im Thapa getragen wird. Der Thapa ersetzt in Indien den Kinderwagen, wird aber auch benützt zum Befördern von älteren Personen, sowie von Gepäckstücken. Ehe der Passagier sich in den Korb setzt, läßt sich der Träger knieend auf die Erde nieder. Wenn sich dieser dann erhebt, muß sich der Passagier stark rückwärts lehnen, um das Geben

der Last zu erleichtern. Beim Tragen das Gleichgewicht zu erhalten, ist die besondere Kunst der Thapaträger. Sie sind im stande, ihre Last mit gleichmäßigem Schritt bergauf



Der Thapa, der Tragsessel der Inder.

und bergab zu tragen und haben dabei eine bewundernswerte Ausdauer. S. P.

**Das Studieren den Bauern verboten.** — Eine heftige Verordnung vom 12. September 1774 bestimmt folgendes:

„Es hat bisher die mehrfällige Erfahrung gezeigt, daß viele Söhne unserer Untertanen sich den Studien gewidmet haben, ohne daß von ihnen überlegt worden, ob sie die hierzu gehörige Fähigkeit und anderen erforderlichen Hilfsmittel besitzen, durch nichts anders als solchen Übermut und niedrig mißverstandenen Stolz ihrer Eltern gereizet, geschieht hierdurch, daß der Ackerbau und Profession vernachlässigt, unsere Rassen beständig mit Abgaben belästigt und andere von Jugend auf erzogene und zu Wissenschaften durch Talente bestimmte würdige Leute verdrängt und in ihrem Berufe aufgehhalten werden. Gleichwie Wir nun dieser übertriebenen Studiersucht nach dem Beispiele unserer benachbarten Reichsmittstände Einhalt zu tun uns bewogen, mithin hierdurch zu verordnen gnädigst für gut finden, daß niemand von Bürgern oder Bauern seine Kinder von der gemeinen Siantierung ab- und zum Studieren erziehen lassen soll, er habe denn hinlängliche Bescheinigung von ihren Fähigkeiten beigebracht und unsere Einwilligung dazu erhalten, dergestalten, daß diejenigen, so sich demungeachtet ohne dieses zum Studium widmen werden, schlechterdings weder zu einem Stipendio zugelassen noch jemalen sich Hoffnung machen sollen, in unsere Dienste befördert oder angestellt zu werden.“

Erst im Jahre 1819 wurde diese Bestimmung durch folgenden Erlaß aufgehoben: „Ludwig von Gottes Gnaden, Großherzog von Hessen und bei Rheyn. Es besteht in verschiedenen Theilen unseres Großherzogtums ein Landesgesetz, welches den Bürger- und Bauersöhnen das Studieren, sofern sie nicht eine besondere Erlaubnis dazu erhalten haben, untersagt. Da jedoch kein Stand von der höheren Geistesbildung ausgeschlossen sein soll, so haben Wir uns gnädigst bewogen gefühlt, vorgedachtes Gesetz andurch aufzuheben und zu verordnen, daß ein jeder unserer Untertanen, der Talent und die nötigen Vorkenntnisse besitzt, ohne Unterschied des Standes und der Geburt zum Studieren zugelassen werden soll.“

G. Z.

**Das Verfärben des Laubes im Herbst.** — Sobald der Herbst ins Land zieht, geht in der Pflanzenwelt eine be-

deutende Änderung vor sich. Die oberirdischen Teile der Krautpflanzen und Stauden verwelken und vergehen nach und nach, während bei anderen Arten die unterirdischen Speicher- und Vermehrungsorgane, wie Wurzelstöcke, fleischige Wurzeln, Zwiebeln und Knollen, die zur Erhaltung der Nachkommenschaft dienen, ausdauern.

Anders liegt die Sache bei den Holzpflanzen (Bäumen, Sträuchern, holzigen Stauden). Um sich vor den Gefahren des Winters zu retten, entledigen sich diese nur eines Teiles ihres oberirdischen Körpers, nämlich der Blätter.

Wie notwendig der herbstliche Laubfall ist, werden folgende Ausführungen beweisen. Die grünen Blätter sind mit Fabriken zu vergleichen, in denen aus bestimmten Rohstoffen wertvolle Nutz- und Verbrauchsstoffe hergestellt werden. Die Fabrikräume nennen wir Zellen und die Fabrikarbeiter Blattgrünkörnchen, das sind kleine grüne Körperchen, die in gewissen Blattzellen vorkommen und der Pflanze die grüne Farbe verleihen. Die Rohstoffe sind teils solche, die aus dem Boden durch die Wurzeln aufgenommen werden, nämlich Wasser und bestimmte Nährsalze, teils solche, die die Blätter selbst aus der Luft aufnehmen, nämlich die Kohlensäure. Aus diesen Rohstoffen fabrizieren die kleinen Blattgrünkörperchen wertvolle Bau- und Brennstoffe, nämlich Stärkemehl, Eiweiß, Zucker, Fett und andere mehr. Hierbei spielt einerseits das Sonnenlicht eine äußerst wichtige Rolle, vor allem aber das Bodenwasser. Fehlt letzteres, muß die Pflanze absterben, weil dieses einerseits als Rohstoff zur Herstellung von Bau- und Brennstoffen dient, andererseits als Betriebswasser, das heißt dazu, die aufgelösten Nährsalze in die Fabrikräume zu transportieren. Dabei müssen natürlich die überflüssigen Wassermengen wieder ausgeschieden werden. Diesen Vorgang, der sich nur in den Blättern vollzieht, nennt man Transpiration.

Nur bei hinlänglicher Transpiration vermögen die Blattfabriken ihre Arbeit zu verrichten. Sobald jedoch die Boden-

wärme im Herbst abnimmt und bis auf einen bestimmten Grad sinkt, stellen die Wurzeln ihre Tätigkeit ein, das heißt sie sind nicht mehr im Stande, Bodenfeuchtigkeit aufzunehmen. Würden nun die Holzgewächse ihre grünen Blätter behalten, so müßten sie geradezu verdursten, indem die Transpiration in den Blättern unausgesetzt vor sich ginge, und die letzten Wassertropfen aus den Pflanzen selbst herausgezogen würden, weil die ersetzende Zufuhr fehlte. Um also dem Tode durch Verdursten zu entrinnen, werfen die Holzgewächse im Herbst ihr Laub ab.

Noch ein weiterer Grund für das Abwerfen des Laubes ist vorhanden. Wie Menschen und Tiere mit ihren Speisen verschiedene unverdauliche und nicht verwertbare Stoffe in sich aufnehmen, so werden den Pflanzen mit den brauchbaren Nährsalzen aus dem Boden auch solche Salze zugeführt, die sie durchaus nicht verwerten können. Während nun die Menschen und Tiere die unbrauchbaren Stoffe auf dem Verdauungswege leicht aus ihrem Körper entfernen können, fehlen den Pflanzen für diesen Zweck die nötigen Organe. Diese Stoffe häufen sich daher nach und nach in den Blättern an. Außerdem stapeln sich in den Blattzellen oder Blattfabrikräumen die sogenannten Schlacken auf, das sind die Rest- und unverwertbaren Produkte, die bei dem Verbrennungsprozeß im Pflanzenleib entstehen, ähnlich wie im Tierleibe. Während aber das Tier für das Ausscheiden der Schlackengebilde bestimmte Organe besitzt, fehlen diese den Pflanzen. Nach und nach füllen sich somit die Fabrikräume der Blätter mit unbrauchbaren Stoffen, wodurch schließlich die Fabrikarbeiter bei ihrer Tätigkeit so behindert werden, daß sie endlich diese einstellen müßten, was aber dem Tod der Pflanze gleichkäme. Um dem vorzubeugen, reißt die Pflanze lieber im Herbst die alten, nicht mehr zeitgemäßen Fabrikgebäude nieder, um im kommenden Frühjahr neue aufzuführen.

Vorher bringt die Pflanze jedoch die Fabrikarbeiter und die von ihnen in den Blättern hergestellten Stoffe in Sicherheit, das heißt sie führt sie aus den Blättern fort in ge-

schützt liegende Lagerräume im Innern der Äste, Stämme und Wurzeln.

Bei dieser Auswanderung kommt nun die wundervolle Herbstfärbung des Laubes zu stande. Wohin wir blicken, treten uns die mannigfachsten und herrlichsten Farbentöne entgegen, namentlich Gelb, Orange, Rot, Braun, Violett, dann auch wohl Blau und Weiß und dazu noch die grüne Farbe.

Wie kommen diese verschiedenen Farben des Regenhogens in der Pflanzenwelt während des Herbstes zu stande?

Die erwähnten Blattgrünkörperchen und die in den Blattzellen vorhandenen hergestellten wertvollen Stoffe, wie Stärkemehl und Eiweißstoffe, sind von fester Beschaffenheit und müssen, bevor sie in die sicheren Lagerräume des Innern geleitet werden können, in flüssige Form umgewandelt werden. Bei der Zersetzung oder Auflösung der Blattgrünkörperchen bleiben an Stelle der grünen Körnchen kleine gelbliche Körnchen zurück, die in Verbindung mit den oben erwähnten Schlacken und sonstigen unbrauchbaren Stoffen, die sich im Laufe des Sommers in den Blattzellen angesammelt haben und die Gestalt kleiner gelblicher Kristalle besitzen, dem Herbstlaube die gelbe Farbe verleihen. Je mehr rein gelbe Körnchen und Kristalle vorhanden sind, desto heller oder weingelblicher erscheint das Laub; sind nur wenige vorhanden, dann ist die Farbe mehr braun- und schmutzig-gelb.

Zur Verflüssigung der Stärke dient ein chemischer Stoff, den man Diastase nennt. Dieser Stoff ist gegen Sonnenlicht sehr empfindlich und wird von diesem leicht zerstört, so daß er nicht die Umwandlung vornehmen könnte. Zum Schutz dieses wertvollen Stoffes bilden nun die Blätter während des Herbstes einen Farbstoff, der ähnlich einem Fenstervorhang Schutz gegen einfallende, zersetzende Sonnenstrahlen gewährt. Dieser Farbstoff heißt Anthoxyan. Neben diesem Farbstoff bilden sich im Laufe des Herbstes im Blattinnern gewisse Säuren aus. Kommen diese mit jenem Farbstoff in Berührung, dann entstehen die verschiedenen Farbentöne. Kommen bedeutende Mengen an Säuren vor, dann

entsteht Dunkelrot, Purpurrot, Scharlachrot u. s. w. Sind außerdem recht viele gelbe Körnchen und Kristalle in den Blattzellen vorhanden, dann entwickelt sich Orange als Mischfarbe. Violette Farbentöne werden erzeugt, wenn nur geringe Spuren von Säuren mit dem Anthocyan sich verbinden. Fehlen die Säuren, dann erscheint die blaue Farbe.

Meistens treten uns jedoch die rötlichen Farbentöne als schützende Decke für die verflüchtigten Stoffe entgegen. Daher finden wir solche nicht nur in den Blättern, sondern auch in den Blattstielen und Zweigen, also überall, wo die Leitungsbahnen sind, die die erwähnten Stoffe bei ihrer Auswanderung benützen.

J. P. Fiskow.

**Wunderbare Heilungen.** — Ein schwedischer Gärtner, der einen Freund, der in eine Eisgrube gefallen war, retten wollte, hatte das Unglück, selbst hinunterzustürzen und vom nachrutschenden Eise verschüttet zu werden. Man stellte Rettungsversuche an, doch es vergingen sechzehn Stunden, ehe man ihn erreichte. Als man ihn entdeckte, war er in aufrechter Stellung, aber völlig steif gefroren, und die Füße standen auf dem Grund. Der Körper wurde sofort in wollene Decken eingehüllt, nach einem warmen Orte überführt und dort mehrere Stunden lang kräftig gerieben. Man gab ihm gleichzeitig Cognak und andere starke Getränke ein, und tatsächlich wurde der Mann wieder durch diese Mittel ins Leben zurückgerufen. Dieses merkwürdige Beispiel einer Wiederbelebung kam der Königin zu Ohren, die sich dergartig für den Gärtner interessierte, daß sie ihn sich vorstellen und ihm eine Jahrespension aussetzen ließ. —

Elisabeth Sellers, eine Schülerin aus einem Waisenhause in Sheffield, wurde im Alter von zwölf Jahren plötzlich des Gebrauches ihrer Stimme beraubt, und zwar in so hohem Grade, daß sie sich nur durch ein fast unhörbares Flüstern verständlich machen konnte. Sonst erfreute sie sich vollständiger Gesundheit und nahm auch am Schulunterricht so weit teil, als ihr Gebrechen dies zuließ. Alle Bemühungen, das Leiden zu heben, waren vergeblich. Eines Abends, als sie ihre Mitschülerinnen einen Psalm



singen hörte, empfand sie das lebhafteste Verlangen, sich daran zu beteiligen. Sie flüsterte ihrer Nachbarin die Bitte zu, diese möchte ihr doch ganz laut in den Mund singen. Der Wunsch wurde sofort erfüllt, und zur großen Freude der Patientin konnte sie nach einer Weile etwas lauter sprechen. Aus den Berichten der Ärzte, die das Kind untersuchten, ging hervor, daß die Kehle während der Krankheit sich durch irgend eine Einwirkung zum Teil geschlossen haben mußte, und daß die lähmende Wirkung durch den lauten Schall wohl gebrochen war. —

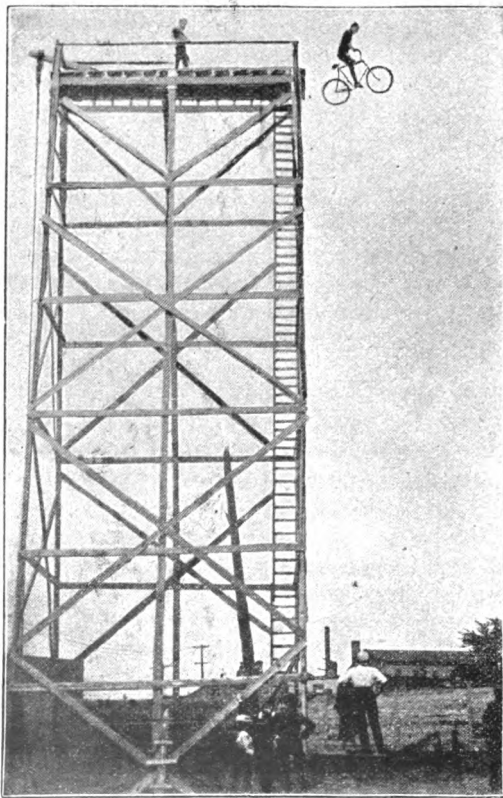
Ein ähnlicher Fall wird von einem italienischen Matrosen berichtet, der infolge einer Krankheit die Stimme verlor und sie dann im Theater plötzlich wieder bekam. Er besuchte eine Posse und amüsierte sich über die Späße des berühmten Komikers Grimaldi auf das herzlichste. In seiner freudigen Aufregung bemühte er sich, seinen Gefühlen Luft zu machen, und fand dabei zu seiner Überraschung die Stimme wieder. —

Doktor Pinel berichtet den Fall eines Mannes, der infolge geschäftlicher Verluste so erschüttert wurde, daß er den Verstand einbüßte. In diesem Zustande blieb er fünf Jahre. Er nahm während dieser Zeit von nichts Notiz, sprach nie den Wunsch oder das Verlangen nach Nahrung aus und nahm solche nur zu sich, wenn man sie ihm in den Mund steckte. Ein Wärter mußte ihn ankleiden und durch die Zimmer führen. Fünf Jahre lebte er wie ein vollständiger Idiot, bis er eines Morgens genau so gesund erwachte, wie er vorher gewesen war, ohne daß die Krankheit die geringsten Spuren bei ihm zurückgelassen hätte.

2—n.

**Riesensprung eines einbeinigen Radsfahrers.** — In Amerika erregt jetzt folgendes Kunststück Sensation. Ein Radsfahrer, der nur ein Bein hat und schon deshalb ein mit Mitleid verbundenes Staunen erregt, besteigt mit seinem Rad ein Gerüst von hundert Fuß Höhe, setzt sich oben aufs Rad und radelt von der Plattform hinaus zum Sprung in die Tiefe. Dann läßt er das Rad los, und Rad und Radler

fallen nun mit jäher Wucht nacheinander in den Teich, neben welchem das Gerüst errichtet wurde. Die uns zugegangene Photographie, die wir untenstehend abbilden, läßt die grausen-



Riesensprung eines einbeinigen Radfahrers.

volle Spannung ahnen, in die das Publikum durch das Schauspiel versetzt wird. S. P.

**Eine eigentümliche Belohnung.** — Der Marquis von Rivadeo rettete dem Könige Jayme II. von Aragonien

(1291 bis 1327) in einem Treffen mit den Mauren dadurch Leben und Freiheit, daß er, als der Feind siegreich vor- drang, mit dem Monarchen die Kleider tauschte und sich für ihn gefangen nehmen ließ. Jayme löste ihn für schweres Geld wieder aus und verlieh ihm und seinen Nachkommen zum Dank außerdem die Befugnis, jedes Jahr am Dreikönigsabende mit an der königlichen Tafel zu speisen und dann jedesmal von dem betreffenden Herrscher den Anzug zu fordern, welchen derselbe gerade trug.

Die Marquis von Rivadeo übten besagtes Recht Jahr- hundert hindurch aus und gelangten dadurch in den Besitz der merkwürdigsten Kleiderammlung, welche es wohl je- mals gegeben hat.

Als jedoch die Königin Isabella 1843 zur Herrschaft kam, versuchte es der damalige Marquis von Rivadeo, Herzog von Sijar, vergeblich, zur bewußten Zeit zu ihr zu gelangen. So oft er am Vorabende des Jahrestages anfragen ließ, um welche Stunde die Königin am folgenden Tage zu speisen gedente, hieß es regelmäßig: „Die Königin speist morgen überhaupt nicht.“

Damit hatte dieses seltsame Privilegium sein Ende er- reicht. G. I.

**Das Zeitsignal.** — Wenn schon im allgemeinen in jedem geregelten Dienste Pünktlichkeit geboten ist, so ist dies in erhöhtem Grade im Eisenbahnbetriebsdienste der Fall. Hier ist die Pünktlichkeit die vornehmste Bedingung und, um diese zu erreichen, in erster Linie ein Richtiggehen, das heißt eine Übereinstimmung der Uhren sämtlicher Stationen er- forderlich. Diese Übereinstimmung der Uhren wird durch das täglich von Berlin ausgehende Zeitsignal wie folgt ermöglicht.

Zeigt der von der Sternwarte aus kontrollierte Chrono- meter im Telegraphenzimmer zu Berlin zwei Minuten vor zwölf Uhr Mittag, so geben die Telegraphenbeamten nach allen Richtungen auf den Leitungen den „Anruf“, die be- treffenden End- und Zweigstationen geben diesen Ruf in derselben Weise sofort weiter. Dann wird der Strom der Leitung durch Niederdrücken des Sprechschlüssels unter-

brochen, wodurch die Anker des Elektromagneten abfallen. Wenn dies eintritt, so haben die Beamten sämtlicher Stationen ihre größte Aufmerksamkeit auf das Wiedereintreten des Stromes beziehungsweise das Anziehen des Ankers zu richten, denn in dem Augenblicke, wo der Chronometer in Berlin zwölf Uhr zeigt, lassen die Beamten den Schlüssel los, und alle Stationen wissen, daß jetzt genau zwölf Uhr Berliner Zeit ist. Die Uhren der Stationen werden hierauf nach ihrer geographischen Lage auf die richtige Zeit eingestellt. C. I.

**Mai und Dezember.** — Noch in seinem hohen Alter schwärmte der Prinz von Conti für das schöne Geschlecht, indessen nicht mehr mit den Erfolgen, wie sie ihm in seiner Jugend zu teil geworden waren. Da er sich darüber keiner Täuschung hingab, bemerkte er einst: „Es wird Zeit für mich, daß ich mich zurückziehe, denn früher nahm man sogar meine Höflichkeiten für Liebeserklärungen auf, jetzt aber will man meine Liebeserklärungen kaum noch als Höflichkeiten gelten lassen. Dezember ist eben kein Mai.“ C.

**Die Haube.** — Eine alte Dame, welche vor einem amerikanischen Gerichtshof als Zeugin vorgeladen war, erschien im Schmucke ihrer Haube. Lange berieten die Richter unter Vorbringung aller möglichen Gründe und Gegengründe darüber, ob dies gestattet sei, und verkündeten endlich als Gerichtsbeschluß, daß die Haube abzunehmen sei.

Dies zu tun weigerte sich jedoch die alte Dame entschieden, indem sie erklärte: „Es gibt kein Gesetz, welches den Frauen vorschreibt, in einem Gerichtssaale die Haube abzunehmen.“

„So, so,“ erwiderte ihr der Vorsitzende unvorsichtig, „Sie kennen also die Gesetze so gut? Vielleicht wäre es Ihnen angenehm, hierher zu kommen, einen Sitz unter uns einzunehmen und uns zu belehren?“

„Nein, ich danke, Sir,“ antwortete die Alte, „dort oben gibt es schon alte Weiber genug!“ C. I.

# Schwarze Seiden

in edelster Färbung und Garantieschein für gutes Tragen, sowie Seidenstoffe jeder Art in großartiger Auswahl und hochmodernen Dessins. Verandt in jedem Maß porto- u. zollfrei an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46**

Kgl. Hoflieferanten

(Schweiz)

92,000 im Gebrauch!



## Blickensderfer Schreibmaschine

Vollkommenstes, vielfach patentiertes und preisgekröntes System; vielseitigste Vorzüge und Neuerungen; größte Einfachheit und Dauerhaftigkeit. — Katalog franko. Preis Mk. 175. u. Mk. 225.

Filiale: Berlin

Leipzigerstr. 29, (Ecke Friedrichstr.)

Groyen & Richtmann, Köln.

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Eva Treu. Novellen und Erzählungen.

Alltagsmenschen. Novellen.

Bergan. Erzählungen.

Erlebtes und Erträumtes. Erzählungen.

Glückliche Augen. Novellen.

Jungvolk. Novellen.

Reiner Klang. Erzählungen.

Jeder Band broschiert 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Schon längst hat sich Eva Treu einen hervorragenden Platz in der deutschen Novellistik erobert. Auch die in den obigen Bänden vereinigten teils heiteren, teils ernstern Novellen und Erzählungen zeigen alle Vorzüge ihrer frischen, warmherzigen Darstellungskunst. Als Geschenkwerke für Frauen seien diese Bücher ganz besonders empfohlen.

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —



# Dr. Theinhardt's Kindernahrung.

Selt über 15 Jahren bei Ernährung gesunder Säuglinge glänzend bewährt und ebenso erfolgreich als diätetisches Therapeutikum angewandt bei:

**Verdaunungsstörungen, sommerlichen Diarrhoen,  
Brechdurchfall, Anaemie, Rhachitis, Skrophulose.**

Einfache zuverlässige Zubereitung bei Verwendung von

**Dr. Theinhardt's Dampfkocher.**

— Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien. —



# Hygiama.

Ein wohlschmeckendes, billiges Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, Kranke und Leidende. — Das geeignetste Frühstück für die heranwachsende Jugend.

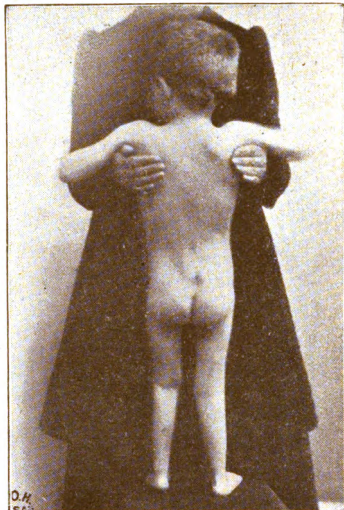
Von ersten Ärzten als eine Bereicherung der Krankenkost geschätzt und deshalb auch von denselben speziell empfohlen bei:

**Bleichsucht, Blutarmut, Schwächezuständen, Unterernährung, Lungen- und Nierenleiden, fieberhaften Erkrankungen, Skrofeln, Magen- und Darmleiden, nervösen Verdauungsstörungen.**

— Unentbehrlich für werdende und stillende Mütter. —

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

# Paschen's orthopädische Heilanstalt Dessau i. Anhalt Älteste und größte Anstalt Norddeutschlands.



## Ein Fall schwerer Kinderlähmung! Ohne Operation! • Ohne andauernde Bettruhe!

Die obenstehenden Abbildungen, nach Photographien gefertigt, zeigen ein Kind, welches an schwerer Kinderlähmung leidend der Paschen'schen Anstalt zur Behandlung übergeben wurde. Das Kind war in allen Gliedmaßen völlig gelähmt, die Gelenke waren in ihrer Stellung durch verkehrten Sehnenszug völlig deformiert. Abbildung 1 zeigt das Kind bei der Aufnahme, Abbildung 2 das Kind nach einjähriger Behandlung. Interessant ist bei diesem Fall, daß keinerlei Operation vorgenommen wurde. Die Bewegungsfähigkeit stellt sich jetzt ein, das Kind fängt an Rad zu fahren, die Knochen nehmen an den Gelenkenden infolge der verbesserten Stellung die normale Form an, wie das die Röntgen-Photographie zeigt. Auch dieser schwere Fall wird der Heilung entgegen geführt werden. Paschen steht auf dem Standpunkt, durch seine Methode wirklich dauernde Erfolge zu erzielen. Derselbe hat bis heute die von anderer Seite so sehr gerühmte Operation der Sehnen noch nicht anwenden lassen, hat auch noch keinen guten Erfolg zu sehen bekommen, trotzdem er verschiedene Kinder, die die Sehnenoperation mit großem Erfolge durchgeführt haben sollten, in seine Behandlung aufnehmen mußte, um gute Endresultate zu erzielen.

Paschen betont, daß die Apparat-Behandlung nicht einseitig ist, nebenher kommen auch Gymnastik, milde Wasserbehandlung nebst elektrischen Bädern u. s. v. zur Anwendung. Eine derartige Behandlung verspricht doch in allen Fällen große Erfolge. Die Kinder entwickeln sich bei derartigen Leiden in der Anstalt ohne Operation viel schneller, und das ist auch begreiflich: durch eine derartige operationslose Behandlung kommen die Kinder in der Entwicklung enorm vorwärts, und die Natur hilft weiter.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 874 F

**WILSON  
ANNEX**